LC
S334
1885

75

315

5667

Schillers Werke.

Erster Band.

391873
28.4.41

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1885.

Schiller.

Schillers Leben und Geistesentwicklung gewährt das schöne Bild einer unter den schwierigsten äußeren Bedingungen erstrebten und vollendeten Selbstbildung. Von geringer Herkunft, in widrigen Verhältnissen aufgewachsen und erzogen, fast unablässig mit dem sorgenvollen Druck des Lebens ringend, von einem kranken Körper abhängig, verdankte Schiller alles, äußeres Ansehen, Freiheit der Stellung, reinen Genuß des Lebens und schöpferische Heiterkeit des Geistes, fast nur der eisernen Kraft seines Willens.

Die Quellen für die Kenntniß seines Lebens fließen sehr reichlich. Sein Briefwechsel liegt zum größten Theil und in den wichtigsten Beziehungen fast vollständig gedruckt vor Augen. Diese reichste und zuverlässigste Quelle gestattet es, den Menschen und Dichter von Jahr zu Jahr in seinen bedeutendsten Lebensmomenten und bis in die geheime Werkstatt seines Denkens und Dichtens zu begleiten. Mannigfache Aufzeichnungen der Familie und Freunde, die jedoch mit Vorsicht benutzt werden müssen, da sie von Irrthümern nicht frei sind, wie die späten Rückerinnerungen an die Jugendjahre bedeutender Menschen sich gewöhnlich verschieben, haben wir Schillers Frau und Schwägerin, seinem Schwager Reinwald, seinen Freunden Petersen, Streicher, Scharffenstein, Hoven, Conz und Körner zu verdanken. Auch vortreffliche Biographien sind seinem Namen von Hoffmeister, Viehoff, Schwab, Schäfer, Boas und Palleske gewidmet. Um die kritische Sammlung der in den sämmtlichen Werken übergangenen Gedichte und Stellen haben sich Boas, Hoffmeister, Maltzahn und A. v. Keller große Verdienste erworben. Der kritischen Bearbeitung der Texte hatte Joachim Meyer langjährigen und sorgsamen Fleiß gewidmet, doch ohne zum Abschlusse seiner mühevollen Arbeit zu gelangen. Um die Erläuterung einzelner und aller Werke haben sich sehr viele Gelehrte und Dilettanten bemüht. Das gesammte bibliographische Material hat Constant Wurzbach von Tannenberg in seinem Schillerbuche (Wien 1859) überaus sorgfältig und fast erschöpfend zusammengestellt und mit schätzbaren Nachlesen, Zugaben und kritischen Bemerkungen zu der bis dahin erschienenen Literatur über Schiller und seine Werke bereichert.

Die gegenwärtige Skizze, die sich jenen zum Theil ausgezeichneten Arbeiten bescheiden anzuschließen wagt, gründet sich der Hauptsache nach auf Schillers Briefe und Werke, hat aber das sonstige reiche Material

sorgfältig zu Rathe gezogen und will, wie die biographische Uebersicht von Körner, an deren Stelle sie tritt, nichts mittheilen, was sich aus den Quellen nicht bewähren läßt. Von Körners Arbeit unterscheidet sie sich, den gegenwärtigen Ansprüchen an die Lebensübersicht eines großen Dichters gemäß, vorzugsweise dadurch, daß sie mehr in das innere Leben Schillers eingeht und mehr aus seiner Seele redet, als dies vor fünfzig Jahren geschehen konnte. Auf die einzelnen Werke Schillers geht diese Skizze nicht näher ein, da in den Einleitungen zu denselben die chronologischen Angaben gemacht und, so weit dies bei der Enge des Raumes thunlich erschien, auch die ästhetischen Gesichtspunkte aufgestellt sind, aus denen sich Verständniß und Beurtheilung ergeben. Ganz übergangen konnten die im Einzelnen behandelten Gedichte und dramatischen Werke nicht werden, da es die Aufgabe dieser Blätter ist, Werke und Leben in ihrer Wechselwirkung darzustellen.

Am 27. October 1723 wurde dem Schultheißen Johannes Schiller zu Bittenfeld in Württemberg von seiner Frau Eva Maria, geb. Schatz aus Alfdorf, ein Sohn geboren, der den Namen Johann Caspar erhielt und nach dem frühen Tode des Vaters 1733 zur Feldarbeit angehalten wurde. Der Knabe, der früher im Lateinischen unterrichtet worden, wünschte die Wundarzneikunst zu erlernen. Nach vielem Bitten entschloß sich die Mutter, nachzugeben. So kam er 1738 zu dem Klosterbarbier Fröschlin in Denkendorf in die Lehre, wurde 1741 losgesprochen, conditionierte in Backnang, wanderte und diente in Lindau, trat 1743 als Gehülfe bei dem Wundarzt Cramer zu Nördlingen in Dienst, mit dessen Sohn er etwas Französisch lernte, und nahm im September 1745 bei dem nach den Niederlanden marschirenden Frangipanischen Husarenregiment Dienste, gieng mit demselben in die Niederlande und kehrte im Frühjahr 1749 in die Heimat zurück. Am 14. März 1749 logierte er sich zu Marbach im goldenen Löwen bei dem Wirthe und Bäcker Kodweis ein, verständigte sich mit dessen Tochter Elisabeth Dorothea und wurde schon am 22. Juli desselben Jahres mit ihr getraut. Sie stand damals im siebenzehnten Jahre (geboren 14. December 1732) und war, wie es scheint, das einzige Kind des Georg Friedrich Kodweis und seiner Frau Anna Maria, geb. Mantz von Lohrach-Hof. Johann Caspar Schiller war am 29. September 1749 Bürger zu Marbach geworden und trieb daselbst die Wundarzneikunst bis zu Anfang des Jahres 1753, trat aber am 7. Januar als Fourier beim Regiment Prinz Louis in Dienst, weil die gefährdeten Vermögensverhältnisse seines Schwiegervaters ihm den Aufenthalt in Marbach zuwider machten und er 'ganz hinweg zu kommen trachtete.' Kurz vor dem Abmarsch des Regiments nach Böhmen, am 16. September 1757, wurde er zum Fähndrich und Adjutanten ernannt,

am 21. März 1758 zum Lieutenant und kehrte am 1. April 1758 aus der Campagne zurück. Während seiner Abwesenheit war ihm nach achtjähriger Ehe das erste Kind, Christophine, am 4. September 1757 geboren. Am 1. Mai 1758 wurde er zum Regiment Roman versetzt, mit dem er die erste hessische Campagne bis Anfang November 1758 mitmachte. Den Winter und nächsten Sommer verbrachte er in Marbach, machte dann (August 1759 bis April 1760) den zweiten hessischen Feldzug mit, während dessen ihm sein einziger Sohn am 10. November geboren war. Den Sommer 1760 marschierte er mit dem Regiment nach Sachsen, ohne einer Affaire beizuwohnen, und wurde nach der Heimkehr mit dem Stabe nach Urach, im Februar 1761 aber nach Cannstadt verlegt. Am 17. August 1761 wurde er Hauptmann, kam im folgenden Jahre nach Ludwigsburg, Stuttgart und Ludwigsburg, von wo er am 24. December 1763 nach Schwäbisch-Gmünd auf Werbung gesetzt wurde, doch mit der Erlaubniß, in Lorch zu wohnen. Erst jetzt ließ er Frau und Kinder, die bis dahin in Marbach gewohnt hatten, zu sich kommen. Nach dreijährigem Aufenthalt in Gmünd und Lorch, während dessen ihm die Kriegscasse Diätengelder und Gage bis zum Betrage von mehr als zweitausend Gulden schuldig geblieben war, eine Summe, die erst nach neunjährigem Warten und dann auch nur mit Abzügen gezahlt wurde, rief ihn der Herzog ab und versetzte ihn unterm 23. December 1766 zum Regiment des Generallieutenants v. Stein nach Ludwigsburg, wo er am 10. September 1770 eine eigne Compagnie bekam. 1773 wurde er mit täglich sechzig Mann von der Ludwigsburger Garnison an den Eglosheimer See auf Arbeit commandiert und am 5. December 1775 kam er aus dem Militairverbande und als Vorgesetzter bei der herzoglichen Hofgärtnerei auf die Solitude, wo er, nachdem er am 26. März 1794 zum Obristwachtmeister (Major) ernannt worden, am 7. September 1796 starb. Er war des Dichters Vater und ein strenger doch liebevoller Vater, der, so weit sein Dienst es ihm möglich machte, mit treuer Sorge für die Ausbildung seiner Kinder und besonders seines Sohnes bemüht war. Wie er dahin gearbeitet hatte, sich emporzuschwingen, 'wie er mit Gottes Hülfe aus einem niedern und dürftigen Stande zur Officierswürde hinaufgestiegen' und sich nach Kräften wissenschaftlich und in demüthiger Frömmigkeit sittlich ausgebildet hatte, so strebte sein Sohn aufwärts. Diesen Zug hatte er vom Vater, mit dem er sonst weniger geistige Verwandtschaft gehabt haben soll, als mit der Mutter.

Johann Christoph Friedrich Schiller war am 10. November 1759 zu Marbach geboren und nach dem Marbacher Kirchenbuche, das damals nur die Tauftage beachtete, am 11. November, und zwar von dem Pfarrer Sixt Gottlieb Kapf getauft, ein Datum, das durch einen

auf Interpretation des Marbacher Helfers Ernst Urban Keller beruhenden Taufschein vom 16. Januar 1773 als Geburtsdatum angegeben, zum Theil auch von der Schillerschen Familie und von Schiller selbst angenommen wurde, als jener Taufschein ihm wieder bekannt geworden war. Diese Verlegung, die namentlich durch G. Schwab wieder aufgefrischt wurde, beruhte auf einem Irrthum und kann gegen die bestimmten Angaben des Vaters nicht bestehen, ebenso wenig, wie die übrigen chronologischen Irrthümer, welche Karoline von Wolzogen über die Ortsveränderungen der Schillerschen Familie verbreitet hat und die von den Biographen gläubig angenommen sind, den genauen Angaben des Vaters gegenüber länger fortbestehen können.

Während der ersten vier Jahre wurde Schiller im Verein mit seiner zwei Jahre älteren Schwester Christophine, im Hause gewöhnlich Fene genannt, allein von der Mutter, einer guten, milden, frommen und sehr wirthschaftlichen Frau, in Marbach erzogen. Die Kinder empfiengen den ersten Unterricht erst in Lorch, wohin sie, nicht wie Schiller in seinem Kalender angiebt 1760, sondern um Weihnachten 1763 mit den Eltern übersiedelten. In der ernsten Stille eines mit Nadelhölzern umstellten Wiesengrundes liegt das Dorf Lorch am Fuße des Hügels, den, schon auf der Staffel eines Tannengebirges, die Klostergebäude krönen, vor deren Mauern auf einem Vorsprunge eine uralte Linde Wache hält: der Hohenstaufen mit einem Gefolge von Bergen blickt nach dem Kloster herüber, das zahlreiche Gräber jenes erlauchten Geschlechts umschließt; in der Tiefe schlängelt sich die Rems freundlicheren Gegenden und segensreichen Rebenpflanzungen zu. Gern stiegen die Geschwister zu der Höhe des Marienberges oder auf einer andern Seite des Dorfes, den zwölf Stationen der Leidensgeschichte folgend, zu einer Kapelle hinan, oder sie brachten manchen hellen Wintertag am Fuße der Berge mit kindischer Lustigkeit hin, anstatt in der Schulstube zu sitzen. Die Mutter lauerte still an der Pforte der Herberge zur Sonne, wo sie wohnten, welchen Weg die Kinder einschlagen würden, und listig sprangen sie um die Ecke der Straße, von wo aus sie nicht mehr erblickt werden konnten, und freuten sich ihrer Freiheit und der List, die sie leichtsinnig gutmüthig ausführten. Daheim übte sich der Knabe in kindischen Predigten, wobei man ihm statt des Mantels einen schwarzen Schurz und statt des Ueberschlages ein Predigtlümpchen anthun mußte. Dies Spiel, das der Knabe sehr ernsthaft nahm, da er, wenn jemand lachte, unwillig fortlief und sich sobald nicht wieder sehen ließ, entsprang aus Nachahmung seines Lehrers, des Magisters und Pfarrers Philipp Ulrich Moser, den er in der Kirche und Schule als eine würdige Erscheinung voll Ehrfurcht ansah und dessen Vorbild zuerst wohl mehr in den Eltern als in dem Kinde

den Entschluß erzeugte, daß der junge Schiller Prediger werden solle. Mit Mosers Sohne Christoph Ferdinand, der vier Monate früher als Schiller geboren war (am 13. Juli 1759), genoß er den jugendlichen Unterricht und theilte er die jugendlichen Vergnügungen, an denen auch der junge Conz, der aber drei Jahre jünger war, was in jenem frühen Alter einen bedeutenden Abstand macht, Theil genommen haben soll. Diese Kinderfreundschaften erreichten ihr Ende, als die Schillersche Familie, die sich am 17. Januar 1766 um ein Töchterlein (Louise) vermehrt hatte, im December des Jahres von Lorch nach Ludwigsburg zog, wo sie volle neun Jahre blieb und in demselben Hause wohnte, in welchem die Cottasche Buchdruckerei sich befand und die Familie des Hauptmanns v. Hoven ihre Wohnung hatte. Mit dem ältesten Sohne desselben, dem um acht Monate ältern Wilhelm v. Hoven, der kürzlich aus der Pflege der Großeltern von Zavelstein in das väterliche Haus heimgeholt war, schloß Schiller Freundschaft. Beide besuchten die lateinische Schule, die vier Classen enthielt und von einem Professor, einem Oberpräceptor und zwei Präceptoren geleitet wurde. Beide kamen in die unterste Classe, in der nur Latein gelehrt wurde, mit Ausnahme der Freitage, die der deutschen Sprache gewidmet waren. Im Sommer dauerte der Unterricht von sieben bis elf Uhr Vormittags und Nachmittags von zwei bis fünf Uhr, im Winter begann er eine Stunde später und endete eine Stunde früher; außerdem hatten sie Religionsunterricht in der Kirche, wo die Schüler Vormittags der Predigt und Nachmittags der Katechisation beiwohnen mußten. Der Lehrer der untersten Classe war ein zwar ernster etwas strenger Mann, aber er behandelte seine Schüler freundlich, und die fleißigen besuchten die Schule gern. Auch in der dritten Classe wurde nur die lateinische Sprache gelehrt und zwar von einem Lehrer, der ein tüchtiger Schulmann war, aber zu den Frommen gehörte und weniger auf gute Fortschritte in der Schule, als auf fleißigen Besuch der Predigten und Katechisationen sah, die er nicht selten auch Freitags in der Schule anstellte. Mangel an Aufmerksamkeit und Nachlässigkeit im Auswendiglernen geistlicher Lieder und Sprüche wurde dabei nur mündlich gerügt, aber bei einem geringen Versehen in den lateinischen Stunden nachträglich und mit nachdrücklicher Härte gestraft, so daß die Schüler seiner Classe herzlich froh waren, in die zweite Classe, die der Oberpräceptor Jahn leitete, versetzt zu werden. Jahn war ein Meister sowohl im Lateinischen als im Griechischen und Hebräischen, welche beide Sprachen in seiner Classe zum Latein und Deutschen hinzutraten. Dabei hatte er in seinem Unterricht eine Methode, welche ganz geeignet war, seine Schüler weiter zu bringen, ohne daß sie gewahr wurden, wie es eigentlich damit zugieng. Außer der hohen Würde, durch die er ihnen imponierte, und

dem ruhigen Ernst, mit dem er seinen Unterricht ertheilte, war es vorzüglich die Consequenz, mit welcher er bei demselben verfuhr. Er kannte jeden seiner Schüler, so viel ihrer auch waren, genau, und da er wußte, was er jedem zutrauen dürfe, wußte er auch jeden nach Maßgabe seiner Vorkenntnisse zu fördern, so daß zuletzt auch der minder Fähige dem Fähigen nur wenig nachstand. Auch brachte er bei der Erklärung der lateinischen und griechischen Schriften, welche er mit seinen Schülern las, ihnen so viele geographische und historische, überhaupt so viele wissenschaftliche Kenntnisse bei, daß sie viel vorbereiteter in die höheren Studienanstalten aus seiner Schule übergiengen, als aus allen andern lateinischen Schulen im Lande.

Die Versetzung aus der einen in die andere Classe hieng von dem Ermessen des Spezials oder Superintendenten ab, vor dem im Herbste ein Examen abgehalten wurde. Dieser Spezial in Ludwigsburg war der Superintendent Georg Sebastian Zilling, der Sohn eines Bäckers aus Ludwigsburg, der in Zavelstein und Laufen geistliche Aemter versehen hatte und seit seiner Anstellung in Ludwigsburg (1765) durch ein affectiertes Geltendmachen seiner hohen geistlichen Würde seine niedere Geburt vergessen zu machen suchte, wodurch er sich die Gunst der Ludwigsburger indeß nicht erwarb. Da er in seinen Predigten alles, was er für anstößig und einem christlichen Wandel für unangemessen hielt, wie unschuldig es auch sein mochte, auf eine eben so anzügliche als plumpe Art rügte, so verlor er sein Publikum nicht nur, sondern brachte auch einzelne Personen, die seine Anspielungen für persönliche Anzüglichkeiten nahmen, gegen sich auf. Unter diesen war der Dichter Schubart, damals Organist an der Stadtkirche in Ludwigsburg, der nach der Kirche weltliche Weisen auf der Orgel zu spielen pflegte und diesen Brauch, trotz des amtlichen Verbots des Spezials, fortsetzte und sich mit Witzworten über den hochmüthigen Bäckerjungen lustig machte, zum Vergnügen der Officiere, die dem geistlichen Herrn nicht hold waren und es lieber mit dem lebenslustigen Dichter hielten. Diese Zerwürfnisse drangen tief in die Familien ein und veranlaßten die militairischen Väter, ihren Söhnen mehr Freiheit zu gewähren, als sonst vielleicht geschehen wäre. Die Buben durften den Schaustellungen der Seiltänzer und den Theatervorstellungen beiwohnen, und Schiller, der hier in Ludwigsburg zuerst ein Theater besuchte, ahmte mit seiner Schwester das Gesehene nach. Bei diesen kindischen Komödien, die mit ausgeschnittenen Papierfiguren aufgeführt wurden, waren indeß nur Stühle die geduldigen Zuschauer.

Schiller versäumte jedoch seine Schulstudien keineswegs. Da er Theologie studieren wollte oder vielmehr zu studieren bestimmt war, hatte er, um in die niedern Klosterschulen und später in eine der höheren

aufgenommen zu werden, mehre Jahre hintereinander eine Prüfung bei dem sogenannten Landexamen in Stuttgart durchzumachen. Nur wenn er in allen gut bestand, konnte er in eine der Klosterschulen aufgenommen werden. Von vier derartigen Prüfungen von 1769 bis 1772 haben sich die Zeugnisse erhalten, die ihn einen hoffnungsvollen Knaben nennen, der nicht ohne Glück auf dem Wege der Wissenschaft weiterschreite. Nur das Zeugniß des letzten Jahres fügt hinzu, daß er es seinen Mitschülern nicht völlig gleich thue. Daran war seine Kränklichkeit schuld, die ihn zurückhielt. In der Schule selbst erwarben ihm seine Fortschritte im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen jedesmal ein doppeltes A, womit man nur die Besten zu bezeichnen pflegte.

Uebereinstimmend wird erzählt, daß Schiller in Ludwigsburg sein erstes deutsches Gedicht verfaßt habe. Conz will die Veranlassung aus seinem eignen Munde gehört haben und Streicher folgt diesem Berichte. Als Schiller confirmiert werden sollte, also Ostern 1772, sah ihn die Mutter auf der Straße umherschlendern und warf ihm seine Gleichgültigkeit gegen die wichtige Handlung des künftigen Tages vor. Durch ihre eindringlichen Ermahnungen wurde mit seinem religiösen auch sein poetisches Gefühl geweckt und er schrieb sein erstes deutsches Gedicht nieder. Nach der Angabe des Vaters hätte er schon im 13. Jahre, also vielleicht im Sommer nach der Confirmation sein erstes Trauerspiel 'Die Christen' verfaßt. Von allen Jugenddichtungen ist nichts übrig geblieben als eine lateinische Elegie an den Magister Zilling vom 28. September 1771, worin er im Namen der Mitschüler den damals üblichen Dank für die Gestattung der Herbstferien ausspricht. Andrer lateinischer Distichen, Carmina und Episteln gedenkt der Vater. Die sonst hin und wieder mitgetheilten Gedichte aus der Ludwigsburger Zeit, wie das Gedicht zu Neujahr 1769, die Bitte um Darleihung eines Federmessers an einen Mitschüler, sind unecht, zwar von Schiller geschrieben, aber nicht verfaßt.

Nach der Confirmation war Schiller in Ludwigsburg geblieben; aber vor Ablauf des Jahres wurde ihm eine andere Bestimmung als die zum Theologen angewiesen. Da er im Landexamen viermal gut bestanden, wäre seiner Aufnahme in eine der niedern Klosterschulen nichts im Wege gewesen; daß er dennoch nicht aufgenommen wurde, deutet darauf hin, daß seine Eltern seinen kindlichen Wünschen, Pfarrer zu werden, nicht mehr beistimmten, weil ihnen der Herzog andre und scheinbar bessere Aussichten für den Sohn eröffnete.

Herzog Karl von Württemberg hatte im Jahr 1770 auf der Solitude mit vierzehn Eleven eine 'Militairische Pflanzschule' begründet, eine Erziehungsanstalt für Söhne armer Eltern, hauptsächlich Soldatensöhne, die für Garten- und Bildhauerkunst bestimmt waren. Bald erweiterte

sich der Plan. Es sollten auch Knaben aus höheren Ständen, besonders Officierssöhne aufgenommen werden und die Anstalt einen allgemeineren und höheren Charakter erhalten. Es wurden daher neben den Lehrern der deutschen Sprache, des Rechnens und Zeichnens auch Professoren angestellt, welche in der Geschichte, Geographie u. s. w. unterrichten sollten. Der erste berufne Professor war der Ludwigsburger Jahn. Um Schüler für die Anstalt zu bekommen, forderte der Herzog seine Officiere auf, ihm ihre Söhne zu überlassen, was von vielen mit wahrem aufrichtigem Danke angenommen wurde, von andern nicht füglich abgelehnt werden konnte. Auch an den Hauptmann Schiller richtete der Herzog die Aufforderung, seinen Sohn, auf den ihn Jahn als einen fähigen Knaben aufmerksam gemacht hatte, der Pflanzschule zu übergeben. Der Vater gab gern oder ungern nach und der junge Schiller wurde nun für die juristische Laufbahn bestimmt. Der Vater berichtet zwar, Schiller habe seine Studien auf der Anstalt zuerst als Theolog und dann als Jurist begonnen, und Schiller selbst deutet in der ersten Selbstschilderung an, daß er die Theologie dem Willen des Herzogs zum Opfer gebracht und die Rechtswissenschaft erwählt habe, aber er sagt nicht, daß er in der Pflanzschule noch theologische Studien getrieben. Der Ausdruck des Vaters ist lediglich als Ungenauigkeit zu nehmen; denn auf der Solitude fanden keine Vorbereitungen auf den geistlichen Stand Raum.

Am 16. Januar 1773 kam Schiller auf die Solitude. Professor Jahn prüfte ihn und gab ihm das Zeugniß, er übersetze die in den Trivialschulen eingeführte Sammlung lateinischer Autoren, sowie das griechische Neue Testament mit ziemlicher Fertigkeit, habe auch einen guten Anfang in der lateinischen Poesie, doch eine sehr mittelmäßige Handschrift. Der Arzt der Schule, Dr. Storr, untersuchte seinen körperlichen Zustand und bezeugte, daß er 'mit einem ausgebrochnen Kopf und etwas verfrörten Füßen behaftet, sonst aber gesund befunden' sei. Er wurde nun am selben Tage als 'Nummer 447' in die Pflanzschule aufgenommen, in die er 'ein blaues Röcklen nebst Camisol ohne Ermel, ein Paar Hosen, zwei Manschetthemden, ein Unterhemd, vier Paar leinene Strümpfe, ein Paar Schuh, ein Paar Stiefel, einen ordinären Hut, dreinndvierzig Kreuzer Geld und fünfzehn Stück unterschiedliche lateinische Bücher' mitbrachte. Am 18. Januar sprach Schillers Vater in einem etwas überschwänglichen Briefe an den Intendanten der Pflanzschule, den Obristwachtmeister Ch. Dionysius Seeger, seinen Dank für die Aufnahme seines Sohnes aus. Schiller war 'durch eiserne Stäbe von der Welt geschieden.'

Indessen war der Zustand in der Pflanzschule nicht so schlimm, wie ihn die in Schillers Sinne darauf zurückblickenden Biographen zu

schildern lieben. Für die Zöglinge der Anstalt war in jedem Betracht gut gesorgt. Das Haus, in welchem sie wohnten, war hübsch, die Schlaf- und Speisezimmer waren geräumig, luftig und zweckmäßig eingerichtet, ebenso auch die Lehrzimmer. Die Lage war schön, die Gebäude, mit weitem Park umgeben, lagen auf dem Vorsprung einer Hochebene, von der sich eine weite Aussicht über die Hälfte Württembergs darbot. Die Behandlung der Zöglinge war lobenswerth, sie bekamen einfache, nahrhafte und reichliche Kost. Die Uniform, in welche sie gekleidet waren, gab ihnen ein Aussehen. Die Stunden des Unterrichts wechselten mit den zu körperlichen Uebungen bestimmten Zeiten gehörig ab. Die angestellten Lehrer waren für jedes Fach größtenteils gut gewählt. Die Aufseher, welche über das sittliche Betragen der Zöglinge zu wachen hatten, waren wackre gediente Unterofficiere. Der Intendant der Anstalt führte die Aufsicht über das Ganze mit Geschick, und der Herzog selbst, der gewöhnlich dem Speisen und oft auch dem Unterricht beiwohnte, bezeigte sich den Zöglingen stets auf das Liebreichste, wie ein Vater, sowie er sie auch gewöhnlich seine Söhne nannte. So wenigstens schildert ein Freund Schillers, der gleichzeitig mit ihm auf der Solitude gebildet wurde, das Verhältniß der Pflanzschüler. Aber es ist ein Unterschied, ob eine Schule oder Erziehungsanstalt an sich und für die Mehrzahl der Zöglinge gut ist, oder ob sie für ein bestimmes Individuum wohlthätig wirkt. 'Seine Bildungsschule,' sagt Schiller, vom Herzog Karl redend, 'hat das Glück mancher Hunderte gemacht, wenn sie auch gerade das meinige verfehlt haben sollte.' Diese Klage bezieht sich zunächst nicht auf die Zeit der Pflanzschule, mehr auf die folgenden Jahre; aber auch in dieser Beschränkung ist sie objectiv ungerecht, da Schiller das Verfehlen seines Glücks ganz andern Umständen, als den Bildungsinstituten des Herzogs zuzuschreiben hatte. Aus den Jahren, die er auf der Solitude verbrachte, liegen nur wenige authentische Aeußerungen vor. Die angeblichen Briefe an 'Karl', den Schwab zu einem Karl Moser ausdeutete und in Schillers Jugendgenossen Christoph Ferdinand Moser wiederfinden wollte, sind sämmtlich untergeschoben. Petersen berichtet einmal beiläufig, daß Schillers Lectüre in dieser Zeit sich um Klopstocks Oden und Messias, um Virgil, Gerstenbergs Ugolino und die Psalme gedreht habe; wahrscheinlich las er auch Mosers Daniel, da er ein Gedicht 'Moses' in Prosa begann und vielleicht auch ausführte; erhalten ist davon unmittelbar nichts. Alles übrige was sich auf diese Jahre bezieht, beschränkt sich auf die Nachricht, daß Schiller am 14. December 1773 einen Preis im Griechischen erhielt und dem Herzoge zum Dank dafür den Rock, nicht wie die adligen Zöglinge die Hand küssen durfte; daß er am 30. Januar 1774 lateinische Distichen auf den schlechtesten

Mitschüler, Karl Kempf, verfaßte; daß der Rittmeister Faber in einem Berichte vom 16. November 1773 von ihm bemerkte, er sei voll guten Willens und habe einen großen Trieb, etwas zu lernen, müsse aber wegen seines dissoluten und langsamen Wesens öfter ermahnt werden, doch erkenne er seine Fehler gern und gebe sich Mühe, sie zu verbessern. Endlich liegt noch eine Selbstcharakteristik Schillers vor, die der Zeit nach mit jenen Distichen auf Kempf zusammenfällt, also vom Anfange des Jahres 1774 herrührt. Dieses wichtigste Document aus der Zeit der militairischen Pflanzschule fordert genauere Beachtung.

Herzog Karl, dem das Wohl seiner Zöglinge wahrhaft am Herzen lag, glaubte, ohne die genaueste Kenntniß von jedem Einzelnen zu besitzen, die rechten Mittel der Behandlung nicht finden zu können, und griff, um jene genaue Kunde zu erlangen, zu dem vom sittlichen wie vom pädagogischen Standpunkte gleichmäßig verwerflichen Gebot, daß ihm die Zöglinge in einer direct und unmittelbar an ihn zu richtenden Eingabe eine Schilderung von sich selbst und von ihren Mitzöglingen nach gewissen vorgeschriebenen Fragen entwerfen sollten. Die Fragen betrafen das Verhältniß der Zöglinge zur Religion, zum Herzoge, zu einander, die Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit ihrem Schicksale, ihre Reinlichkeit u. dergl. Die Beantwortung dieser Fragen mag den fürstlichen Schulhalter mitunter sehr belustigt, immer sehr geschmeichelt und selten verdrossen haben; den Zöglingen aber mußte sie entweder eine Klippe der Angeberei oder der Verstellung werden, immer aber eine peinliche Arbeit sein, da sie gegen den Herzog, wie väterlich er sich zu den jungen Leuten auch stellen mochte, niemals rein mit der Sprache herausgehen konnten. Daher haben diese Schilderungen und besonders die Schillersche etwas Gezwungenes und Geziertes in der Ausführung und durch die barocke Zusammenstellung des Verhältnisses zum Christenthum und zur Reinlichkeit etwas Burleskes, das keineswegs in der Absicht des Fragenden lag.

Nach der Schilderung seiner Mitschüler und seiner Freunde geht Schiller zu sich selbst über. Er vergegenwärtigt sich den ganzen Umfang seines Glücks, 'welches ihm schon seit einigen Jahren entgegeneilt'; er erblickt (in dem Herzoge) den Vater seiner Eltern vor sich, dem er seine Gnade niemals vergelten kann. Dieser Fürst, welcher seine Eltern in den Stand gesetzt hat, ihm Gutes zu thun, dieser Fürst, durch welchen Gott seine Absichten mit ihm erreichen wird, dieser Vater, welcher ihn glücklich machen will, ist und muß ihm viel schätzbarer als Eltern sein, welche unmittelbar von seiner Gnade abhangen. Entweder war dies nur eine schmeichlerische Redeblume, wie sie der Herzog liebte, oder es war Schillers Ueberzeugung; in beiden Fällen war dieses Hintansetzen

der Eltern hinter den Herzog, der dem alten Schiller damals noch zweitausend Gulden sauern Verdienstes vorenthielt, ein bedenkliches Zeichen in der Geistesrichtung des fünfzehnjährigen Knaben, der hinzufügt, daß er seinen Fürsten liebe, verehre, anbete, und den Werth der Tugend nur in den Handlungen seines Wohlthäters zu empfinden bekennt. Er ist im übrigen Verlauf dieser Selbstschilderung viel zu offen und unbefangen, als daß man annehmen dürfte, er habe diese Schmeicheleien nicht ebenfalls ehrlich gemeint. Er bekennt von sich, daß seine Genossen ihn eigensinnig, hitzig, ungeduldig nennen müssen, aber auch seine Aufrichtigkeit, seine Treue, sein gutes Herz rühmen werden; er gesteht, seine schönen Gaben nicht immer pflichtmäßig angewendet zu haben, aber er sucht eine Entschuldigung in den Leiden des Körpers, mit denen ein Leiden der Seelenkräfte verbunden sei. Auch klagt er sich an, bisher die schuldige Reinlichkeit seines Körpers vernachlässigt zu haben. Er setzt es als dem Herzog bekannt voraus, 'mit wie viel Munterkeit er die Wissenschaft der Rechte angenommen habe' und wie glücklich er sich schätzen würde, wenn er durch dieselbe dereinst seinem Fürsten und Vaterlande dienen könne, 'aber,' fügt er hinzu, 'weit glücklicher würde er sich halten, wenn er solches als Gottesgelehrter ausführen könnte'. Jedoch unterwerfe er sich dem Willen seines weisesten Fürsten, bei dem sein ganzes Glück, alle seine Zufriedenheit stehe. Er schildert die Verlassenheit und Trauer, die ihn ergreift, da er eine fröhliche Reihe seiner Freunde sieht, welche verdiente Belohnungen hoffen, sich des Lächelns ihres Fürsten und der Liebe und Hochachtung ihrer Lehrer erfreuen, während er hinter ihnen zurückgeblieben; aber er faßt den Entschluß, den ihm das Gefühl der eigenen Ehre und der Gnade des Fürsten eingeben, fleißiger zu werden und nicht zu ruhen, bis er die Freunde eingeholt und übertroffen habe.

Uebereinstimmend mit seinen eigenen Aussagen schildern ihn auch die übrigen Zöglinge. Es sei seiner Kränklichkeit zuzuschreiben, daß er in den Wissenschaften hinter andern zurückgeblieben, doch sei er sehr fleißig; sein wahres Christenthum wird gerühmt, sein Hang zur Theologie erwähnt. Er sei lebhaft und lustig, habe gar viel Einbildungskraft und Verstand, sei bescheiden, schüchtern, freundlich, dienstfertig, dankbar und mehr in sich selbst vergnügt als äußerlich, nicht ganz mit sich selbst, aber doch vollkommen mit seinem Schicksal zufrieden. Seine Neigung zur Poesie wird bei ihm wie bei Hoven erwähnt; er lese beständig Gedichte und lege sich auf die tragische Poesie, wie Hoven auf die lyrische. Daß er nicht gar reinlich sei, wird auch hier erwähnt.

Erweckt schon die Selbstschilderung Schillers durch die ehrlich gemeinten Schmeicheleien gegen den Herzog kein ganz reines Gefühl, so

geht dasselbe ins Unbehagliche über, wenn man liest, wie Schiller seine Mitzöglinge, die seine Freunde waren, zum Theil schroff und lieblos beurtheilt und zwar in einer Schrift, die allein für den Herzog bestimmt war. Kapff (nicht der, mit dem er später zusammenwohnt), 'macht seinen Mitbrüdern mit kindischem Betragen und Unverschämtheit Verdruß und verbirgt ein nicht gar gutes Gemüth, ist nicht reinlich, klagt und murrt über sein Schicksal, und — was den Hauptzug seines Charakters ausmacht — liebt sich selbst mit Verachtung andrer am meisten, wendet die guten Gaben nicht löblich an, redet großsprecherisch von seiner Neigung zum Soldatenwesen und erzählt ausführlich von großen Heldenthaten, die er begehen würde, wenn er das Glück haben sollte, seine Neigung bald zu befriedigen'. An Hoven bemerkt er einen übergroßen Stolz und eine gehässige Eigenliebe; er halte nicht viel von Vorgesetzten und Lehrern. An andern Freunden, wie Scharffenstein, Boigeol, Petersen, Plieninger, Bilfinger, weiß er nur Lichtseiten zu finden. Dagegen aber tritt er gegen andre, die nicht seine Freunde waren, bis zu dem unglücklichen Karl Kempf herunter, mit so bitterbösen Schilderungen vor den Herzog, daß diese Anklagen zu wahren Angebereien werden, die bei einem solchen Charakter, wie es Herzog Karl war, von den nachtheiligsten Wirkungen sein konnten.

Im August 1774 besuchte Lavater, auf der Heimkehr von Goethe und von Ems, die Pflanzschule, um an den jungen Leuten physiognomische Studien zu machen, auf die seine scharfen Musterungen und Beobachtungen eine sonderbare Wirkung übten, da sie an die Realität dieser Wissenschaft glaubten, bald aber sich vom Gegentheil überzeugten. Er hatte in der Physiognomie eines ihnen allen als sehr guten Menschen bekannten Zöglings etwas Heimtückisches bemerken wollen. Schon hier wurde Schiller gegen diese Schwärmerei der Zeit abgekühlt. Einige Jahre später bemerkte er, eine Physiognomik organischer Theile, z. B. der Figur und Größe der Nase, der Augen, des Mundes, der Ohren, der Farbe der Haare, der Höhe des Halses, sei vielleicht nicht unmöglich, dürfte aber wohl sobald nicht erscheinen, wenn auch Lavater noch durch zehen Quartbände schwärmen sollte. Wer die launichten Spiele der Natur, die Bildungen, mit denen sie stiefmütterlich bestrafe und mütterlich beschenke, unter Classen bringen wolle, würde mehr wagen, als Linné, und dürfte sich sehr in Acht nehmen, daß er über der ungeheuren kurzweiligen Mannigfaltigkeit der ihm vorkommenden Originale nicht selbst eines werde.

Kurz vor dem Ende der Pflanzschule auf der Solitude fand sich noch ein andrer Besuch dort ein, der die Schüler interessieren mochte. Die beiden jungen Prinzen von Meiningen, der Erbprinz Karl August

und sein jüngerer Bruder Georg, hatten eine Bildungsreise, vorzugsweise nach Straßburg, gemacht und kehrten nun aus der Schweiz, wo sie den Herzog Karl getroffen, ohne von ihm erbaut zu sein, über Stuttgart heim. Am 5.—6. November 1775 brachten sie auf der Solitude zu, ließen sich alle Einrichtungen zeigen und erklären und unterhielten sich mit einzelnen Zöglingen, denen sie nur um wenige Jahre überlegen waren, freundlich und eingehend, vielleicht auch mit Schiller, der aber noch zu unbedeutend war, um in den Aufzeichnungen des Erbprinzen eine Stelle wie Goethe zu finden, dessen Bekanntschaft die Brüder in Frankfurt gesucht hatten. Karl August starb wenige Jahre darauf am 21. Juli 1782 nach einer kurzen Regierung; sein Bruder Georg folgte ihm in derselben, und er war es, der Schiller späterhin mit dem Titel eines Hofraths beschenkte.

Die Pflanzschule, die nach bescheidenem Maßstabe begonnen war, gewann bald einen so ausgebreiteten günstigen Ruf, daß der Herzog, falls er es jemals gethan, nicht mehr nöthig hatte, die Zöglinge zu pressen oder den Eltern die Söhne mit freundlicher Gewalt abzufordern. Schon im Jahre 1772 war der Andrang so groß, daß Herzog Karl unter besondern Feierlichkeiten den Grundstein zu einem großen Gebäude auf der Solitude legen ließ, mit dem Bau selbst jedoch Anstand nahm, da er es bald für passender hielt, die Anstalt nach Stuttgart zu verlegen. Eine Kaserne hinter dem dortigen neuen Residenzschlosse wurde um- und ausgebaut und zur Aufnahme des Instituts eingerichtet. Am 18. November 1775 marschierten die Eleven von der Solitude nach Stuttgart, wurden unterwegs vom Herzog in Empfang genommen und in das neue Gebäude eingeführt. Die Schule hieß von da an 'Herzogliche Militair-Akademie' und behielt diesen Namen länger, als Schiller ihr angehörte. Erst ein Jahr nach seiner Entlassung aus der Akadmie, am 22. Dezember 1781, wurde sie zur Universität erhoben und erhielt den Namen: 'Hohe Karls-Schule', den sie bis zu ihrer Aufhebung unter Herzog Ludwig beibehielt. Schiller ist niemals ein Karlsschüler gewesen.

Leiter und Lehrer blieben dieselben an der Akademie, wie an der Pflanzschule, nur wurde die Zahl der letzteren vermehrt, da der Kreis der Lehrgegenstände erweitert und namentlich das Studium der Medizin eingeführt wurde. Unter den Zöglingen, die auf Befragen sich zu diesem Fache *meldeten*, waren auch W. von Hoven und Schiller. Die Angabe Reinwalds und Streichers, der jenem folgte (wie er auch sonst ältere Journalartikel benutzt), daß Schiller zu diesem Studium von seinem Vater und dieser vom Herzoge *gezwungen* sei, verträgt sich weder mit Petersens noch Scharffensteins, noch Hovens Berichten, von denen nur der letztere die Absicht gehabt haben könnte, den Herzog zu schonen.

Er berichtet ganz unbefangen, daß bei ihm und Schiller nicht sowohl Widerwille gegen das Studium der Jurisprudenz und Vorliebe für das der Medizin den Entschluß bei ihnen veranlaßt habe; sondern ihre Neigung zur Dichtkunst, die ihnen viel näher mit der Medizin als der Juristerei verwandt schien, war das Motiv. Diese Dichterei hatte sie im Studium der Rechte zurückgesetzt; sie konnten nicht hoffen, das Versäumte nachzuholen, so daß sie ihren Mitzöglingen es gleich zu thun im Stande gewesen; sie wählten ein neues Fach, auf das sie sich nun, mit Zurückdrängung ihrer dichterischen Schwächen, ernsthaft warfen. Bei Schiller wirkte zur Ausführung dieses Entschlusses sein fester Charakter. Der medizinische Lehrcursus war in der Akademie auf 5 Jahre festgesetzt, so daß auch die Angabe, Schiller, der im Dezember 1775 das Studium begann, habe schon im Dezember 1779 gehofft, entlassen zu werden, eine Angabe, die dann wieder benutzt wurde, um über das despotische Verfahren des Herzogs Klage zu erheben, alles wahren Grundes entbehrt.

Das Verhältniß des Herzogs zu den Eleven, namentlich zu Schiller, wird überhaupt mit Vorliebe ungünstig dargestellt, als sei der Fürst nur darauf ausgegangen, die aufstrebende Jugend zu unterdrücken. Daß er an den deutschen Poesien jener Zeit kein besonderes Wohlbehagen empfand, war eine Eigenschaft, die er mit Vielen theilte. Aber er so wenig wie die Lehrer der Akademie legten den jungen Poeten irgend Schwierigkeiten bei der Uebung in ihren Künsten in den Weg. Daß er unbedeutenden Anfängerversuchen keinen hohen Werth beilegen mochte, zeugt nicht gerade gegen seinen Geschmack, und daß er, die Lehrer und die Hofmeister der bescheidnen Ansicht mitunter Nachdruck gaben, die Akademie sei dazu da, um die jungen Leute etwas Solides zu erlernen, nicht um sie ihre Zeit mit der Anfertigung mittelmäßiger Gedichte, Trauerspiele und Romane verzetteln zu lassen, war vollkommen in der Ordnung. Aber man ließ die jungen Leute gewähren, wenn ihre jugendlichen Arbeiten für die Unsterblichkeit den reelleren Beschäftigungen keinen Abbruch thaten. Nicht allein, daß die Namenstage des Herzogs oder der Gräfin Franziska mit eignen Gedichten und Festspielen der Eleven gefeiert wurden; es war ihnen auch gestattet, Komödien oder Tragödien von andern Dichtern darzustellen und zwar nach ihrer Auswahl und ihrem Ermessen. Damit ergibt sich dann auch, daß ihre Lectüre nicht beschränkt sein konnte und daß sie wohl als eine 'Art Contrebande', aber nicht als wirklich verbotne Waare die Erzeugnisse der deutschen Dichter sich verschaffen oder selbst Versuche anstellen konnten.

Als Lectüre Schillers wird von Akademiegenossen eine Reihe von Büchern genannt, aus denen nur Plutarch, Rousseau, Ossian und Shakespeare, und von den deutschen Millers Siegwart, Goethes Götz

und Werther, Maler Müller, Lessing, Klinger und Leisewitz hervorgehoben werden mögen. Diesen zufällig erwähnten Werken mag eine größere Reihe andrer zur Seite gestanden haben, da die Freunde sich ihre Lectüre mittheilten und in Stuttgart und aus der Stadt leicht erlangen konnten, was ihnen begehrenswerth schien. Einer derselben, der Eleve Haug, später als Epigrammatiker bekannt geworden, war der Sohn eines Professors an der Akademie, und dieser, selbst eine Art von Dichter, theilte ebenso wie Professor Abel gern Bücher mit. Beide gaben Zeitschriften heraus und Haug nahm sogar einige poetische Versuche Schillers in sein Schwäbisches Magazin auf, freilich mehr wie Probearbeiten eines Schülers, als ihres selbstständigen Werthes wegen. Doch lag in der Aufnahme schon eine Sanctionierung dieses jugendlichen Strebens nach Poesie und die begleitenden Worte waren geradezu eine Aufforderung zu weiteren Uebungen.

Noch mehr! Zu den Geburtstagen des Herzogs und seiner Gräfin wurden Festgedichte und Festspiele verfaßt und Schiller erscheint unter diesen Poeten. Bald gab er den ostensibeln Empfindungen der Demoiselles, die in einer ähnlichen Anstalt erzogen wurden, poetischen Ausdruck und ließ diese jungen Mädchen wünschen, der tugendsamen Franziska ähnlich zu werden, oder um Erlaubniß bitten, für Sie, die würdigste der Mütter, zu erglühen, oder versprechen, daß sie diesem Meisterbild der Tugend nachzustreben sich beeifern wollen; bald machte er Inschriften für den 'Tempel', in welchem sie mit ihrem fürstlichen Freunde zu speisen pflegte, Inschriften, in denen die schöne Phrase vorkommt: 'Die Tugend wollte geliebt sein und nahm Ihr Bild an.' Niemand dachte natürlich daran, daß diese tugendhafte Frau von Leutrum, die ihrem Mann halb mit Gewalt, halb gegen Geld abgenommen war, doch nichts anderes war, als die Maitresse des Herzogs. Schiller war auf dem besten Wege, einer der schlechtesten Hofschmeichler zu werden, und diese Untergrabung seines Charakters war eine weit schlimmere Frucht der akademischen Erziehung, als die Absperrung von der Welt, mit der es so ernst nicht gemeint war. Wurde ihm doch mindestens gestattet, zu den Hoffesten Spiele wie 1779 den 'Jahrmarkt' zu dichten, oder in der Aufführung des Clavigo (1780) die Titelrolle zu übernehmen. Wie hätte man ihn hindern mögen, eignen Arbeiten nachzuhängen. An diesen erholte sich seine bessere Natur für die Hofpoesien. Während er die Freundin des Herzogs feierte, selbst dem Herzog die stärksten Schmeicheleien sagte, empörte sich sein freier wahrer Charakter gegen diesen Unterdrücker; aber anstatt ihm geradezu auf den Leib zu gehen, that er es auf Umwegen, indem er sich gegen einen Eroberer ergrimmte und diesem alle die schändlichen Dinge nachsagte, die er an dem Despoten haßte.

Bei Versuchen dieser Art ließ er es jedoch nicht bewenden. Der Julius von Tarent war nicht umsonst gelesen. Eine Tragödie mußte geschaffen werden. Die florentinische Geschichte bot den Stoff. Ein Cosmus von Medici, die Verschwörung der Pazzi, wurde begonnen und theilweise ausgeführt, doch wieder vernichtet. Nur einzelne Gedanken giengen in die Räuber hinüber. Schon früher hatte er, stofflos wie er war und freudig bereit, Rock und Hemd für einen brauchbaren Stoff hinzugeben, eine Zeitungsnachricht über den Selbstmord eines Studenten aus Nassau zur Grundlage einer Tragödie gemacht. Auch dies Werk, dessen Vernichtung er später bedauerte, wurde der Vergessenheit geopfert. Noch früher vielleicht machte er Absalon zum Helden eines dramatischen Gedichtes. Von diesem Werke hatte er später nur noch eine unbestimmte Erinnerung. Während des Schaffens war er sammt seinen Freunden, die sich mit ähnlichen Werken für die Unsterblichkeit die Zeit vertrieben und verdarben, von der Vortrefflichkeit der Leistung vollständig überzeugt. Aber ein Mitschüler, Masson aus Blaumont, der dies Treiben lächerlich fand, ließ eine derbe Satire gegen sie von Stapel und die ganze Autorenfreude und Eitelkeit hatte plötzlich ein Ende.

Herzog Karl war unablässig bemüht, seiner Gräfin Franziska die Huldigungen der akademischen Jugend entgegenzubringen. Zu ihrem 32. Geburtstage am 10. Januar 1779 kam er auf den Einfall, den Eleven die Aufgabe vorzulegen, ob Tugend und Religion im engsten Verstande eins seien, und sie zur Beantwortung der Frage in Festreden zu veranlassen. Die eingelieferten 29 Reden sammelte er, ließ sie in einen Prachtband, in carmoisinrother Seide mit Goldschnitt, binden und überreichte denselben seiner Favorite. Denn die Reden bezogen sich mehr oder minder alle auf das Tugendmuster Franziska. Unter den Verfassern befanden sich Petersen, W. v. Hoven, Haug, Plieninger, Kapff, Pfeiffer und außer Schiller (der die Frage sich so gestellt hatte: Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstande zur Tugend?) auch jener Masson und der Lausanner de Bons, die das Thema französisch behandelten. Daß diese Reden sämmtlich gehalten worden, ist an sich widersinnig; aber es ist auch unwahrscheinlich, daß irgend eine derselben zum Vortrag gelangte, und völlig unbegründet sind die Angaben, daß Schiller, dessen Rede in dem Bande die 19. ist, der Festredner gewesen sei. Aehnlich ist es mit den Reden des nächsten Jahres bewandt, zu der vom Herzog das Thema gegeben war: 'Die Tugend, in ihre Folge betrachtet', zu dessen Ausführung gleichfalls mehrere Eleven beauftragt waren. Doch ist bei dieser Rede Schillers ausdrücklich von dem Professor Haug im Schwäbischen Magazin bezeugt, daß sie im Examinationssaale vor dem Herzog und dem Hofe öffentlich

gehalten sei. Auch diese Rede, lediglich eine Verherrlichung der Gräfin, wurde mit den übrigen der Gefeierten, mit allegorischer Zeichnung geziert und in Sammteinband mit goldnen Buckeln, vom Herzoge als Andenken an den Tag verehrt.

Unsicher ist die Annahme, daß Schiller auch eine Beantwortung der Frage verfaßt habe, ob die Freundschaft eines Fürsten dieselbe sei, wie die eines Privatmannes. Die Rede, die sich im Stuttgarter Archiv befindet, der aber der Name des Verfassers ausgeschnitten ist, soll von Schillers Hand sein; innere Kennzeichen weisen wenigstens nicht auf Schiller hin, dem wiederholt auch die von Schubart herrührenden 'Morgengedanken am Sonntage' zugeschrieben wurden, aus denen sich dann weitgehende, nur leider grundlose Folgerungen für Schillers Verhältniß zum Christenthum ergaben. Der Trieb, einem bedeutenden Menschen anscheinend herrenloses Gut zuzueignen, um für die Erkenntniß seiner inneren Entwicklung vermehrtes Material zu gewinnen, hat sich ganz besonders in Bezug auf Schiller thätig erwiesen. Besonnene und umsichtige Kritik hat jedoch diese fremdartigen Gedichte und Aufsätze längst wieder ausgeschieden und lieber einen dürftigen, als einen unzuverlässigen Stoff bearbeitet.

Vom Standpunkte der akademischen Anforderungen wichtiger als die poetischen und rhetorischen Versuche Schillers, der weder zum Redner noch zum Dichter ausgebildet werden sollte, waren seine medizinischen Studien, denen er, nach Hovens Versicherung, sich so eifrig und mit so festem Willen hingab, daß er das Wesentliche des fünfjährigen Cursus sich in der Hälfte der Zeit zu eigen zu machen entschlossen war, um dann seinen Neigungen unbefangner nachgehen zu können. Einige Actenstücke aus der akademischen Zeit gewähren einen nur oberflächlichen Blick auf seine medizinischen Fortschritte. Im October 1778 schrieb er Beobachtungen bei der Leichenöffnung des Eleven Hiller nieder, aus denen sich weder besondere anatomische Kenntnisse, noch sorgfältige Beobachtung folgern lassen. Die Tagesrapporte über die Krankheitsumstände des Eleven N. N., die er im Sommer 1780 einlieferte, zeigen ihn dagegen von der psychiatrischen Seite seines Berufes in sehr günstigem Lichte, so daß er, da auch der Erfolg seines Verfahrens in der Behandlung des hypochondrischen jungen Menschen ein erwünschter war, sich dem Obristen Seeger gegenüber nicht mit Unrecht voll Selbstgefühls und edlen Stolzes aussprechen durfte.

Seine erste theoretische Abhandlung scheint die 'Philosophie der Physiologie' zu sein, die er im October 1779 zur Beurtheilung einreichte. Ein Bruchstück derselben, nicht ganz das erste Capitel umfassend, hat sich in der Familie des Dichters Conz erhalten. Die akademischen

Lehrer beurtheilten diese Probearbeit sehr ungünstig, Chr. Klein, Professor der Anatomie, versichert, er habe diese weitläuftige und ermüdende Abhandlung zweimal gelesen, den Sinn des Verfassers aber nicht errathen können. Der etwas zu stolze Geist desselben, dem das Vorurtheil für neue Theorien und der gefährliche Hang zum Besserwissen allzuviel anklebe, wandle in so dunkel gelehrten Wildnissen, in die man ihm zu folgen sich nicht getraue. Die mit so vieler Mühe verfertigte Arbeit sei überstiegen und daher auch mit vielen falschen Grundsätzen angefüllt. Schiller sei so verwegen, den unsterblichen Haller, ohne den er doch gewiß ein elender Physiologus wäre, den fleißigen Cottunium anzugreifen, und bekriege alles, was für seine neuen Theorien nicht passend sei. Uebrigens, fügt der Beurtheiler, der im Grunde nur den Autoritätsglauben vermißte und seine Schüler auf die Worte des Lehrers schwören sehen wollte, anerkennend hinzu, gebe die feurige Ausführung eines ganz neuen Planes untrügliche Beweise von des Verfassers guten und auffallenden Seelenkräften, und sein alles durchsuchender Geist verspreche, wenn die jugendlichen Gährungen geendet seien, einen wirklich unternehmenden nützlichen Gelehrten. In ähnlichem Sinne sprachen sich die Professoren Consbruch und Reuß aus. Der letztere sagt, der Aufsatz enthalte den ganzen Umfang der Physiologie mit manchen neuen Eintheilungen, Meinungen und Erklärungen durchwoben, in Verbindung mit philosophischen Abhandlungen, Sätzen und Betrachtungen, deren Sinn aber öfters schwerlich jemand errathen werde. Der Stil sei durchaus frei und schwülstig, die Gedanken reich und aufbrausend, jedoch auch manche Stelle noch lakonisch. Ueberhaupt zeige sich, daß der Verfasser, nach seinen guten Gaben und Fleiß, bei dieser Ausarbeitung sich viele Mühe gegeben habe. Dieselbe zum Druck zu befördern, sei jedoch nicht rathsam. Dies bestätigte der Herzog, der aber doch gestehen mußte, 'daß der junge Mensch viel Schönes darin gesagt und besonders viel Feuer gezeigt habe'. 'Eben deßwegen aber und weilen solches wirklich zu stark ist, denke Ich, kann sie noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden. Dahero glaube Ich, wird es auch recht gut vor ihn seyn, wenn er noch ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu seyn fortfährt, gewiß ein recht großes Subjectum werden kann.' War nun auch Schillers Abhandlung des Druckes nicht werth befunden, so hatte er doch Lobes genug erhalten, da er im Ganzen über seine Leistung gestellt wurde. Auch erhielt er bei den Feierlichkeiten am Stiftungstage der Akademie, 14. December 1779, in Gegenwart Karl Augusts von Weimar und Goethes, die von ihrer Schweizerreise heimkehrten, drei medizinische Preise, einen in der materia medica, einen in der praktischen

Medizin und den dritten in der Chirurgie 'wegen der darinnen erprobten vorzüglichen Geschicklichkeit'. Die auf Pergament ausgefertigten Patente waren ihm so wichtig, daß er dieselben auf seiner Flucht mit sich führte, in Oggersheim aber in Verwahrung gab, ohne jemals wieder danach zu fragen. Dort waren sie noch im Jahr 1808 vorhanden und kamen seitdem in den Besitz des Professors Geib in Tübingen, von dem sie A. v. Keller zur Veröffentlichung überlassen wurden.

Glücklicher war Schiller mit einer andern Abhandlung im Spätjahre 1780. Er hatte zwei Themata aus dem medizinisch-philosophischen und physiologischen Fach aufgestellt, mit denen er sich das ganze Jahr vorzugsweise beschäftigt habe und von deren Behandlung er etwas Erträgliches glaubte versprechen zu können: 'Ueber die Freiheit und Moralität des Menschen', und 'Ueber den großen Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen'. Nur das zweite Thema hat er ausgeführt. Die Professoren lobten, 'daß er ein so schwaches Thema mit vielem Genie behandelt und nicht allein gute Schriftsteller schicklich benutzt, sondern auch selbst über die Materie gedacht habe. Doch lasse er sich manchmal zu viel von seiner Einbildungskraft fortreißen, daher jene poetischen Ausdrücke, welche so oft den ruhigen Gang des philosophischen Stils unterbrechen.' Nachdem Schiller verschiedne Stellen im Sinne der Professoren geändert hatte, wurde die Arbeit zum Druck befördert, eine Auszeichnung, die einer gleichzeitig in lateinischer Sprache abgefaßten Abhandlung über den Unterschied der entzündlichen und der Faulfieber, auf deren Verfertigung, wie man überall bemerken könne, er wenig Zeit verwendet habe, nicht zu Theil wurde. Schiller gieng diesmal bei den Preisvertheilungen leer aus, aber er wurde, da er seinen medizinischen fünfjährigen Cursus abgemacht hatte, aus der herzoglichen Militärakademie entlassen.

Nachdem Schiller bis auf den Zeitpunkt geschildert ist, wo er seine Schul- und akademische Bildung vollendet hatte und ins praktische Leben trat, möge es gestattet sein, das rückblickende Urtheil eines seiner Genossen und Freunde über den Werth der Ausbildung durch die Akademie kurz vorzulegen. Seine Art, die Sache von ihren allgemeinen Gesichtspunkten aufzufassen, enthält mehr Gerechtigkeit, als die entgegengesetzte, aus Schillers Individualität die Beurtheilung des merkwürdigen Instituts vorzunehmen und die ganze Anstalt, weil sie etwa für ihn sich nicht eignete, zu verurtheilen. Hoven, der anderthalb Jahr länger als Schiller in der herzoglichen Schule gewesen war und mit ihm an demselben Tage entlassen wurde, begegnet zunächst dem Vorwurfe, daß die militärische Einrichtung der Akademie, als einer Studier- und Lehranstalt, nichts getaugt habe. Allerdings verträgt sich mit den wissenschaftlichen und

künstlerischen Studien kein Zwang; allein die militärische Verfassung der Akademie erstreckte sich bloß auf die äußere Form derselben, keineswegs aber auf den Unterricht. Den Lehrern war keine Vorschrift gemacht, wie sie das, wozu sie angestellt waren, lehren sollten; sie waren in ihren Vorträgen vollkommen frei. Die äußere militärische Form, die Uniformierung der Zöglinge, die militärische Disciplin in den Schlafsälen, das Aufmarschieren in den Speisesälen, das militärische Commando zum Gebet hatte mit den Studien nichts zu schaffen und war der Ungebundenheit auf den Universitäten, der abenteuerlichen Tracht, dem unordentlichen Besuch der Hörsäle vorzuziehen. Die Abgeschlossenheit vom Publikum trieb zum Fleiße; die Aufsicht bewahrte vor studentischen Gelagen. Auch der Vorwurf, daß die Zöglinge, bei der militärischen Disciplin, nicht gehörig für die Welt gebildet worden und um die Fähigkeit gebracht seien, nach ihrem Austritte und in der Folge sich so zu benehmen, wie es das öffentliche Leben fordert, findet in der Erfahrung keine Bestätigung, da nur diejenigen, denen es von Natur an Gewandtheit und dem Geschick, sich in Verhältnisse zu fügen, gebricht, diesen Mangel aufweisen, die meisten Zöglinge der Akademie aber, wenn man die lange Reihe glänzender Namen, die daraus hervorgegangen sind, nur flüchtig mustert, durch Gewandtheit, Weltklugheit und feines Benehmen sich auszeichneten. Ungleich wichtiger als das äußere Benehmen der entlassenen Zöglinge war die geistige Verfassung, die sie aus der Akademie mitbrachten. Unbekannt mit der ⌊Verschiedenheit der Stände, unbekannt mit den Vorzügen, welche man damals den Adeligen vor den Bürgerlichen, den Gelehrten vor den Künstlern einzuräumen pflegte, hatten sie keine Idee von privilegierten Ständen, von Prärogativen des Adels vor dem übrigen Volk, des Militärs vor dem Bürgerstande. Sie waren zu Weltbürgern erzogen, sie betrugen sich als solche und ihr Eintritt in das gesellschaftliche Leben machte nicht nur in Württemberg, sondern weit darüber hinaus Epoche. Wohin die Zöglinge kamen, haben sie zur Vertilgung des damals herrschenden Kastengeistes beigetragen, und so wie sie überall zu den bedeutendsten Stellen wegen ihrer ausgezeichneten Kenntnisse gelangt sind, so haben sie auch überall ihre weltbürgerlichen Grundsätze geltend gemacht. Die Militärakademie (wie die Karlsschule) war eine der vorzüglichsten Unterrichtsanstalten ihrer Zeit und eine nicht minder vorzügliche Anstalt zur sittlichen Bildung ihrer Zöglinge. Nur von wenigen derselben weiß man, daß sie nach ihrem Austritte aus der Akademie ein unsittliches Leben geführt; bei weitem die meisten galten allgemein für ebenso rechtschaffene, als geschickte Leute, und wo diese Regel eine Ausnahme erlitt, war es nicht die Akademie, die daran Schuld hatte, sondern die individuelle Disposition.

Aus diesem richtigen allgemeinen Urtheile über die Akademie und ihre Leistungen folgt nun aber keineswegs, daß die einzelnen Zöglinge sich zur Reife desselben auf der Akademie selbst oder bald nach ihrem Austritte erhoben haben müßten. Manche derselben mochten anders denken und den Zeitpunkt ihrer Entlassung wie den Beginn ihrer Befreiung von schwerem Druck ansehen. In gewisser Weise gehörte auch Schiller in diese Classe. Zwar sah er den Tag seines Abschiedes aus der Akademie nicht mehr wie vor Jahren als einen freudenvollen Festtag an, aber sein neues Leben faßte er doch als Geschenk der Freiheit auf.

Er trat gleich nach der Entlassung als Regimentsmedicus ohne Porte-épée mit 18 Gulden monatlicher Gage bei dem Grenadierregiment des Generals Augé zu Stuttgart in Thätigkeit und war in seinem amtlichen Wirken dem Doctor Elwert untergeordnet. Nach den Angaben Petersens, der übrigens den Glauben nicht verdient, den ihm die Biographen geschenkt haben, da er zu übertreiben pflegt und von Schillers sittlichem wie ästhetischem Werthe keine annähernde Idee hat, hätte Schiller die Unterordnung unter Elwert umgangen oder nicht beachtet, so daß dieser in schonender Weise Maßregeln habe ergreifen müssen, um die heroischen Curen des Herrn Regimentsmedicus unschädlich zu machen. Auch der um vieles glaubwürdigere Scharffenstein, der übrigens versichert, Schiller habe anfangs sein Fach als Arzt mit Ernst und nicht als Nebensache getrieben, fügt nach ihm hinzu: 'Er wollte auch hier Kraftstücke liefern, die aber weder geriethen, noch zum Besten recensiert wurden.' Das habe ihn vom Handwerk völlig degoutiert. Dagegen berichtet Schillers Schwager Reinwald, er habe sich alle ersinnliche Mühe gegeben, die Pflichten seines aufgezwungenen Standes zu erfüllen und sich durch Thätigkeit auszuzeichnen; er habe verschiedene am Typhus Erkrankte behandelt und ihnen, indem er unter Kopfschütteln der altsystematischen Aerzte seinen eigenen Weg gegangen sei, glücklich das Leben gerettet. — Aber Schiller hatte, wenn er auch pflichttreu arbeitete, doch nicht die Absicht, als Militärarzt sein Leben hinzubringen. Er suchte sein Glück und seine Beschäftigung in einem Amte, wo er seine Physiologie und Philosophie durchstudieren und nützen könne; er hegte den Plan, Professor der Physiologie und Medizin zu werden. Doch mögen die Vorbereitungen zu einer solchen Laufbahn nicht sehr tiefgehend gewesen sein, da ihn, außer dem Dienste, das Leben in der neuen Freiheit und die Literatur in Anspruch nahmen und beides für ernstere Studien wenig Zeit übrig ließ. Zwar nahm er, wie er in Briefen vom Februar und April 1782 erwähnt, das medizinische Studium ernstlich wieder auf, um auf der Hohen Karls-Schule den Doctorgrad zu erlangen, doch unterzeichnet er schon im Juni 1781 und später in Briefen und

Quittungen mehrfach als Doctor, ohne daß über eine medizinische Promotion irgend etwas Zuverlässiges bekannt geworden wäre.

Als Schiller am 16. Januar 1773 in die Pflanzschule trat, maß er fünf Fuß, als er nach beinahe acht Jahren entlassen wurde, hatte er um einen Fuß und drei Zoll zugenommen. Nicht so an Fülle, wie an Länge. Scharffenstein schildert sein Aeußeres: Er war von langer grader Statur, langgespalten, langarmig, seine Brust war heraus und gewölbt; sein Hals sehr lang. Er hatte aber etwas Steifes und nicht die mindeste Eleganz in seiner Tournüre. Seine Stirn war breit, die Nase dünn, knorplich, weiß von Farbe, in einem merklich scharfen Winkel hervorspringend, sehr gebogen, auf Papagaienart und spitzig. Die rothen Augenbranen über den tiefliegenden dunkelgrauen Augen inclinierten sich bei der Nasenwurzel nahe zusammen. Diese Partie hatte sehr viel Ausdruck und etwas Pathetisches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waren dünn, die untere ragte von Natur hervor, es schien aber, wenn Schiller mit Gefühl sprach, als wenn ihr die Begeisterung diese Richtung gegeben hätte, und sie drückte sehr viel Energie aus. Das Kinn war stark, die Wangen blaß, eher eingefallen als voll und ziemlich mit Sommerflecken besäet. Die Augenlider waren meistens inflammiert, das buschige Haupthaar war roth, von der dunkeln Art. Der ganze Kopf, der eher geistermäßig, als männlich war, hatte viel Bedeutendes, Energisches, auch in der Ruhe, und war ganz effectvolle Sprache, wenn Schiller etwas declamierte. Aber seine Stimme war kreischend, unangenehm; er konnte sie ebenso wenig beherrschen, als den Affect seiner Gesichtszüge. Als Schiller sich seit seiner Anstellung als Arzt zum erstenmale auf der Parade zeigte, sah ihn Scharffenstein, eingepreßt in die Uniform, damals noch nach dem alten preußischen Schnitt und vorzüglich bei den Regimentsfeldscheeren steif und abgeschmackt, an jeder Seite des Kopfes drei steife vergipste Rollen; der kleine militairische Hut, der kaum den Kopfwirbel bedeckte, in dessen Gegend ein dicker langer Zopf gepflanzt war; der lange Hals in eine sehr schmale roßhärene Binde eingezwängt. Durch die Filzunterlage der weißen Gamaschen wurden die Unterbeine zu zwei Cylindern von größerem Diameter als die in knappe Hosen eingepreßten Schenkel. In diesen Gamaschen bewegte er sich, ohne die Knie recht biegen zu können. So trat er, eine lächerliche Erscheinung für Scharffenstein, nach Storchenart einher; aber der Freund, der ihn hier zum erstenmale seit zwei Jahren wiedersah, hätte den lang Entbehrten gern umfaßt, wenn das Decorum nicht gewesen wäre. Er staunte und sein Geist beugte sich vor der imponierenden Superiorität und den Fortschritten, die er bei Schiller antraf; er fand ihn in der Geschichte und den theoretischen philosophischen

Wissenschaften nicht nur professoremäßig bewandert, sondern auch, daß sein tiefer Sinn ihren Gehalt für das Leben gewürdigt hatte. Die Wärme seines Gemüths war zwar weniger brausend, aber wahrer, concentrierter, einhelliger mit der Phantasie. Sein Herz hatte mit dem Geiste den Takt gefunden. Schillers Philosophie hatte ein stoisches Gepräge. Den fürs Leben so praktischen stählenden Satz, Glückseligkeit sei mehr eine persönliche Eigenschaft, urgierte er mit schwellender Brust und pflanzte er in die des Freundes. In diesem Sinne griff er den Bau seines Lebens an, aber er vergriff sich zunächst in den Mitteln.

Seine Wohnung in den ersten sechs Wochen seines Stuttgarter Aufenthalts ist unbekannt. Am 31. Januar 1781 bezog er in der jetzigen Eberhardsstraße (damals: Auf dem kleinen Graben) ein kleines Parterrezimmer im Hause der seit 1779 verwitweten, damals dreißig Jahre alten Hauptmann Louise Dorothea Vischer, geb. Andreä — ein gutes Weib, das, ohne im mindesten hübsch und sehr geistvoll zu sein, doch etwas Gutmüthiges, Anziehendes und Pikantes hatte. Die Vischerin, wie sie in den Correspondenzen heißt, spielte ein wenig Clavier und war das erste weibliche Wesen, mit dem Schiller Umgang hatte. Seine schwärmerischen Gefühle suchten einen Gegenstand und er machte die Vischerin zu seiner Laura, mehr um einen Gegenstand oder auch nur einen Namen für seine Gedichte zu haben, als daß er ein aus der Liebe irgendwelcher Art entsprungenes wahres Verhältniß poetisch hätte verherrlichen wollen. Rückschlüsse aus seinen Lauragedichten auf ein Verhältniß bestimmter Art würden sehr täuschen. Das sinnliche Element, das darin neben den metaphysischen Ueberschwänglichkeiten waltet, hat man sich, wenn es nicht als bloßes Spiel der Phantasie genommen werden soll, was das Wahrscheinlichere bleibt, ganz wo anders her entnommen zu denken. Schiller war aber kein Dichter, der, einige Gelegenheitsgedichte abgerechnet, wie Goethe wirkliche Lebensmomente poetisch festhielt, sondern er trat aus der Allgemeinheit der Idee an einen Gegenstand heran und reflectierte denselben nicht in seiner Wahrheit, sondern modelte denselben nach seiner Idee. Läge den Lauragedichten aber etwas Wirklichkeit unter, so würde diese jedenfalls außer dem Hause liegen.

Schiller wohnte mit dem Lieutenant Kapff zusammen. Kapff war der Sohn eines Rittmeisters aus Mindelheim, katholisch, mit Schiller in gleichem Alter, aber nicht der Kapf, der mit ihm in der Akademie gewesen, da dieser erst ein Jahr später als Schiller (am 15. December 1781) entlassen und dann Lehrer an der Akademie wurde. G. Schwab schildert den Stubengenossen Schillers 'nach ungedruckten, sehr glaubwürdigen Nachrichten', womit jedenfalls nicht Petersens Aufzeichnungen

gemeint sind, 'als einen verdorbenen Menschen, der unglücklich auf die Sitten des plötzlich entfesselten Jünglings einwirkte', und 'ihr, wie noch einiger Genossen Leben als ein zügelloses, rohes, nicht selten unordentlicher Lust wild ergebenes'. Auch Karoline v. Wolzogen, Schillers Schwägerin, erwähnt: 'Sinnentaumel, jugendliche Thorheit, übten auch nach der so lange entbehrten Freiheit ihre Macht, und Finanzverlegenheiten, ihre natürliche Folge, führten oft sehr trübe Stimmungen herbei. In einer Stadt, die zu allen Lebensgenüssen einlud, in der das frühere Beispiel des Herrschers das Band der Sitte, besonders in der Hofwelt, sehr locker gemacht hatte, und wo die Familien, in denen alte Zucht und Ordnung herrschte, sich in strenger Zurückgezogenheit hielten, mußten dem Jünglingsalter manche Klippen drohen.' Indeß mag auch die Klatscherei einer kleinen Stadt, wie es Stuttgart war, nicht wenig in Anschlag zu bringen sein. Ein freies studentisch-soldatisches Auftreten machte Aufsehen. Professor Abel ließ nachforschen und fand, daß zwischen Schiller und der Vischerin kein tadelhaftes Verhältniß bestehe; daß Schiller aber ein paarmal in lustiger Gesellschaft über seine Kräfte getrunken und einmal als Gast beim General Augé so berauscht gewesen, daß man ihn habe zu Hause tragen müssen. Nun galt er in Stuttgart für einen Trinker.

Mag es jedoch um Schillers damaliges Leben in Stuttgart so oder so stehen; daß es mit seinem innern Leben anders stand, als man, wenn man ihn auf der Höhe seines Ruhmes kennt, anzunehmen geneigt sein könnte, ist gewiß wie seine Dichtungen aus dieser Zeit, kleinere Gedichte, die Räuber und die Anthologie. In den kleineren Gedichten folgte er seinen alten Mustern Klopstock, Wieland, Bürger. Während er von jenem den Odenschwung nachahmte, von Wieland hin und wieder den leichtfertigen Ton borgte, ohne weder von dem Einen noch von dem Andern den individuellen Gehalt, der ihren Formen erst Bedeutung gab, mit herüber nehmen zu können, ließ er sich wie Bürger in seiner zwar nach Durchbildung strebenden, aber ästhetisch noch sehr ungebildeten rohen Natur gehen und lieferte eine Reihe von Gedichten, die wie die Bürgerschen volksmäßig sein sollten und wie jene nur roh, gemein und platt waren. Geschlechtliche Dinge werden mit beleidigendem Vorwitz eines jungen Mediziners aufgedeckt, Anschauungen und Darstellungen sind von der pessimistischen Sorte und die metaphysischen Einmischungen lassen das Ganze um so widriger erscheinen, da sie das Spiel des Verstandes verrathen. Diese Gedichte geben ein ganz entgegengesetztes Bild zu Goethes sittlicher Sinnlichkeit: das Bild einer unsinnigen Sittenlosigkeit, so daß Schiller wohlthat, die Producte dieser Zeit von der Sammlung seiner Gedichte auszuschließen oder sie, wo er sie aufnahm,

bis zur Unkenntlichkeit zu verändern. Die Gedichte in der Anthologie gehören zum Theil andern Verfassern, Hoven, Pfeiffer, Petersen, dem jungen Grafen Zuccato aus Parenzo, der damals noch auf der Militairakademie studierte, und Andern. Für den Inhalt dieser zum Theil platten, zum Theil üppigen Producte ist Schiller freilich nicht verantwortlich, aber durch die Aufnahme fiel ihm, wie jedem Redacteur, die moralische Verantwortlichkeit zu, die für seine eigenen Beiträge schon allzuschwer geworden war. Diese Anthologie, die den Ständlinschen Musenalmanach 'zermalmen', das heißt in der Gunst des Publikums verdrängen sollte, kam kaum in die Hände der Leute und wurde erst, als Schiller ein berühmter Mann geworden, aus dem Staube hervorgezogen und von dem Verleger, mit neuem Titel und einer unzuverlässigen Enthüllung über die Verfasserchiffern versehen, wieder in die Welt gesendet, später auch von E. v. Bülow neu herausgegeben.

Ueber Entstehung und Idee der Räuber ist in der Einleitung zu denselben bereits gesprochen worden. Es bleibt hier nur übrig, die äußeren Schicksale dieser ersten großen Production Schillers von mehr als literarhistorischem Werthe zu verfolgen. Die Räuber fassen alle die Elemente zusammen, die in Schillers eben genannten Dichtungen wirken, und ebenso die Gährungen der Zeit wenige Jahre vor der französisch-europäischen Revolution. Aber Schiller hat hier, bei aller lyrischen Haltung, doch nicht aus eigenem Geist und Gemüth gedichtet und geredet, sondern zwischen sich und das Publikum dramatische Persönlichkeiten geschoben, denen man eine gewisse Lebensberechtigung vorweg einräumen muß. Ihre Handlungen und ihre Aeußerungen für unmittelbaren Ausdruck des Menschen, anstatt für berechnete Mittel des Dichters zu nehmen, würde mit der Handlungsweise der Herren von Graubünden zusammenfallen, die eine Aeußerung Spiegelbergs zu einer Schillerschen machten.

Den ersten Winter seines Stuttgarter Aufenthalts und die Muße, die er ihm gewährte, benutzte Schiller vorzugsweise zur Durcharbeitung seiner Räuber für den Druck. Als sich damals kein Verleger, selbst nicht für fünfzig Gulden, womit man gegenwärtig ein Exemplar der ersten Ausgabe bezahlt, weder in Stuttgart noch auswärts finden ließ, borgte Schiller das Geld und ließ achthundert Exemplare auf eigene Kosten drucken und zur Ostermesse 1781 erscheinen, doch ohne seinen Namen, den er nicht aus Bescheidenheit, sondern aus Besorgniß zurückhielt. Auch die Anthologie erschien anonym. Doch ließ sich das Geheimniß nicht lange festhalten, da Schiller, der Aufführung wegen, mit dem Hofkammerrath Schwan in Mannheim, zu dessen Schreibtafel er schon aus der Akademie Gedichte geliefert haben soll, was unwahr ist, darüber in

Verbindung trat, aus der sich eine Correspondenz mit dem Freiherrn Heribert v. Dalberg, dem Mannheimer Intendanten, entwickelte. Diese führte dazu, daß Schiller die Räuber umarbeitete und der Aufführung am 13. Januar 1782 in Mannheim beiwohnte. Die Eindrücke, die er auf 'dieser ohne Urlaub und heimlich unternommenen Reise, der ersten seines Lebens, empfieng, waren von entscheidender Wirkung auf sein Schicksal. Er hatte erkannt, daß er nicht bloß dramatischer Dichter, daß er auch Bühnendichter sei, der in Stuttgart verkümmern und in den kleinen anregungsarmen Verhältnissen zu Grunde gehen mußte. Seine Neigung in die Weite war mit dieser Reise entschieden und die weltmännische Freundlichkeit, mit welcher der berechnende und in seinen Berechnungen doch nicht entschiedene Lenker der Mannheimer Bühne dem jugendlich feurig aufstrebenden Talente begegnet war, verleitete Schillers Unerfahrenheit, Pläne darauf zu bauen, die sich nur zu bald als Täuschungen erweisen mußten. Schon im Mai 1782 wiederholte er, von einer Frau v. Wolzogen und der Vischerin begleitet, wiederum ohne Urlaub, die Reise nach Mannheim, von wo er die Grippe mit zurückbrachte. Das war ein geringes Unheil. Ein größeres traf ihn. Seine Reise war verrathen; die eigenmächtige Entfernung wurde mit vierzehntägigem Arrest gebüßt (Juni 1782). Der Herzog Karl, der erst jetzt Kunde von den Räubern erhalten zu haben scheint, verfiel in den Irrthum oberflächlicher Leser, die alles, was ein Dramatiker durch andere Personen sagen läßt, wenn es ihnen mißfällig erscheint, ihm selbst imputieren, und war nicht frei von dem Fehler der Mächtigen, das künstlerisch zusammengefaßte Ergebniß einer gewissen Bildung der Zeit für eine Quelle derselben anzusehen. Das gedruckte Wort, das tonlos verhallen würde, wenn es nicht der treue Widerhall der Zeit wäre, soll nach jener Auffassung die Zeit bewegen. Unter diesen Gesichtspunkten mußte dem Herzog das Schillersche Schauspiel, dessen ethische Tendenzen ihm entgiengen, als ein gefährliches Werk drohend entgegentreten. Er machte kurzes Spiel und verbot Schiller, 'etwas Literarisches mehr zu schreiben oder mit Ausländern zu kommunizieren'. Schillers Vorstellungen gegen dieses Verbot, mit dem der Herzog, der bis dahin den Vater gespielt, sich auf dem Standpunkt des Despoten zu erkennen gab, fruchteten nichts, ja es wurde ihm bei Androhung des Arrestes verweigert, eine weitere Vorstellung an den Herzog zu richten. Dazu hatte eine gemeine Intrigue des Gartenintendants Walter in Ludwigsburg mitgewirkt, der die Apologie eines in Graubünden gewesenen Hauslehrers gegen jene Aeußerung Spiegelbergs, daß Graubünden das heutige Athen der Gauner sei, und die sich daran knüpfenden Krähwinkeleien der bündnerischen Herren benutzte, um den Herzog gegen Schiller, vielleicht auch

gegen die Familie, aufzubringen. Diese schändliche Handlungsweise gelang nur zu gut. Schiller sah sich der Ungnade des Herzogs ausgesetzt, und wohin diese führen konnte, hatte er bei einem im November 1781 auf dem Asperg gemachten Besuche an Schubarts Beispiele nur allzu klar kennen gelernt.

Schon vor dem Arrest waren ihm, durch den höchstwidrigen Contrast seines Vaterlandes mit Mannheim, Stuttgart und alle schwäbischen Scenen unerträglich und ekelhaft geworden. Er besaß Gefühl genug für seine traurige Situation, vielleicht auch Gefühl genug für das Verdienst eines besseren Schicksals, und für beides nur eine Aussicht. Er hatte Dalberg gefragt, ob er sich ihm in die Arme werfen, sich ihm ganz geben, sein Schicksal in seine Hände legen dürfe. Er hatte gebeten, Dalberg möge ihn vom Herzoge losbitten. Was Dalberg geantwortet, ist unbekannt, wahrscheinlich gar nichts, oder glatte dehnbare Redensarten. Jedenfalls baute Schiller noch auf ihn, als das aufsteigende Ungewitter ihn auf eine Zuflucht denken ließ, bevor es sich entlud. Eine solche Stätte der Sicherheit konnte nur außerhalb Württembergs, konnte nur in Mannheim sein. Schiller entschloß sich zur Flucht.

Ein junger Musiker, Andreas Streicher von Stuttgart, zwei Jahre jünger als Schiller und während der letzten Monate in Stuttgart sein vertrautester Genosse, erwies sich bei der Vorbereitung und der Ausführung dieses Vorhabens so aufopfernd hülfreich, so beispiellos selbstverleugnend, daß sein Name unvergeßlich in der Geschichte Schillers aufbewahrt werden muß. Die Erzählung dieser Flucht, die Streicher in späteren Jahren, mit Benutzung gedruckter Briefe und Journalartikel, ausarbeitete, ohne sich darin zu nennen, ist mit so unnachahmlichem Reize, so anschaulich und liebevoll geschrieben, daß jeder Freund Schillers sie hier zur Hand nehmen und den Dichter auf den dornenvollen Leidenswegen zerfließender Jugendtäuschungen an der Hand dieses wahren und getreuen Freundes begleiten sollte.

Während auf der Solitude feenhafte Festlichkeiten zu Ehren des Großfürsten Paul und seiner Gemahlin, einer württembergischen Prinzessin, gegeben wurden, trat Schiller mit dem treuen Streicher am 17. September 1782 Abends neun Uhr unter dem Namen eines Doctor Ritter die Reise nach Mannheim an. Sie fuhren zum dunkeln Eßlinger Thore hinaus, an dem ein Freund Schillers (Scharffenstein?) die Wache hatte, und erreichten ohne Hinderungen am 19. Mannheim. Zunächst machte Schiller seinen Besuch bei dem Regisseur Meier, der nicht wenig überrascht war, den Dichter als Flüchtling zu sehen, schrieb dann an den Herzog Karl einen Brief, der nach Streicher vom 19. September, nach dem Druck bei Keller vom 24. war und entweder, wie Streicher

angibt, an den General Augé, oder nach Keller an Seeger eingeschlossen wurde. Der Inhalt stimmt nach allen Angaben wesentlich darin überein, daß Schiller bat, der Herzog möge ihm unter Gewährung einiger Bedingungen (Reisen, Schriftstellerei u. s. w.) die Rückkehr gestatten; nur um diese Bitte ohne Gefahr, gestraft zu werden, thun zu können, sei er geflohen. Der Antwort Augés oder Seegers traute Schiller nicht; vom Herzog selbst ist niemals eine Antwort erfolgt. Diese erste Enttäuschung war leichter zu ertragen als die anderen, die Schlag um Schlag folgten. In Mannheim wagte Schiller nicht zu bleiben; er gieng mit dem treuen Streicher und auf dessen Kosten zunächst nach Sachsenhausen und bat von dort aus Dalberg um einen Vorschuß von dreihundert Gulden, indem er in drei bis vier Wochen seine neue Tragödie Fiesco in Aussicht stellte. Dalberg lehnte den Vorschuß ab und überließ Schiller der Sorge Streichers. Da stand der Dichter an der Sachsenhäuser Brücke und blickte die reichen großen Wohnungen und die lebendigen Menschen schmerzlich an, die alle ohne Theilnahme an ihm vorübergiengen. Sie kannten ihn nicht und der einzige Helfer, der ihn kannte, der ihn moralisch zu der Flucht verführt hatte, Dalberg, stieß die hülfeflehende Hand zurück. Die düstern Tage von Sachsenhausen und Oggersheim wären ohne Streicher und seine Theilnahme noch düstrer geworden; aber sie ließen doch immer die Hoffnung noch übrig, daß eine sorgfältige Umarbeitung des Fiesco Dalbergs Beifall finden und dann Hülfe in der Bedrängniß bringen könne; auch diese Hoffnung zerfloß, als Dalberg Ende Novembers den Fiesco auch in der umgearbeiteten Gestalt für unbrauchbar erklärte. Schiller war nun ganz ohne Aussichten in Mannheim und ergriff mit einer Art von Verzweiflung ein hingeworfenes Wort der Frau Henriette von Wolzogen, mit deren Söhnen er die Militairakademie besucht und mit der er die Reise zur wiederholten Darstellung der Räuber gemacht hatte. Sie hatte ihn auf ihr Gut in Thüringen einmal eingeladen. Er schrieb ihr, daß er jetzt dieser Einladung folgen wolle, und die edle Frau, die in Stuttgart lebte, traf von dort aus die nöthigen Vorkehrungen für die Aufnahme des Doctors Ritter in Bauerbach.

Das kleine Dorf des Herzogthums Meiningen, das Schiller in den ersten Tagen des December 1782 wie ein Schiffbrüchiger erreichte, liegt etwa eine Meile südlich von der Residenz auf dem niedrigen Hügelgelände, das die Werra und den Main scheidet, in einem sanft ansteigenden von bewaldeten Hügeln umkränzten Wiesenthale. Von fern schaut über die Berge die Burgruine Henneberg auf die kleinen unansehnlichen Häuser des Orts; das stattlichste war das Wolzogensche, ein im Jahr 1770 angekauftes und nothdürftig eingerichtetes Bauerhaus,

ein langer schmaler zweistöckiger Bau, mit niedrigen Zimmern und altem Hausgeräth. Das Zimmer, das Schiller bewohnte, lag im obern Stock mit der Aussicht auf den verschneiten Garten, und mit einem großen breiten Kachelofen, der Schillers bester Trost war. Denn der Poet, der bisher schon wenig aus der Stube gekommen, sollte nun recht darauf angewiesen sein. Er hatte, mit Ausnahme des Bibliothekars Reinwald in Meiningen, der ihm Bücher lieferte, und einiger Prediger der Umgegend, durchaus keinen Umgang. Die Bekanntschaft mit einem Herrn v. Wurmb, die er in einem ostensibeln Brief schwärmerisch hervorhebt, war ephemerer Natur, wie die ebenfalls in einem ostensibeln Briefe erwähnte Spannung mit seiner Wohlthäterin. Die fast absolute Einsamkeit zwang ihn zum Fleiße. Reinwald erzählt in seiner trocknen Manier: 'Von hier aus sandte er sein Manuscript von Kabale und Liebe zum Druck nach Mannheim und machte den Plan und einige Scenen vom Don Carlos und Maria Stuart' —, womit in Wahrheit seine Thätigkeit in Bauerbach erschöpft ist. Nur daß man Maria Stuart für nichts anders als den Gedanken an den Stoff halten darf, da er ausdrücklich schreibt, er habe denselben zurückgelegt. Einige Kleinigkeiten, wie das Spottgedicht gegen die Coburger Erbschaftsgelüste, das Gedicht zur Hochzeit einer Pflegetochter der Frau v. Wolzogen und vielleicht andre Gelegenheitspoesien, die verloren gegangen, liefen neben seiner Hauptarbeit, Kabale und Liebe, einher.

Schon im März 1783 hatte Dalberg, als ob nichts Unangenehmes vorgefallen, sich nach Schillers Arbeiten erkundigt und zwar in so annähernden Ausdrücken, daß Schiller meinte, es müsse in Mannheim ein dramatisches Unglück vorgegangen sein. Streicher, dem wir diese Nachricht verdanken, that es leid, daß Schiller der Sirenenstimme Gehör schenkte. Aber was sollte Schiller in Bauerbach, wenn sich ihm in Mannheim wieder Aussichten eröffneten? Er verließ im Juli 1783 seine grillenhafte Zelle und flog mit Extrapost dem aufgehenden Glücke entgegen. Zwar war auch dieser zweite Mannheimer Aufenthalt (vom 27. Juli 1783 bis April 1785) wiederum eine lange Reihe von Enttäuschungen und Leiden; aber Schillers Leben trat hier in einen entscheidenden Wendepunkt. Er gewann einen Freund, der ihm mehr wurde, als sein treuer Streicher, den er noch vorfand, einen Freund, ohne den er sehr arm geblieben und vielleicht nie zu der Kraft sittlicher Selbstbildung gelangt wäre, die ihn zum ewigen großen Musterbilde aller Zeiten gemacht hat.

Auf die Einzelnheiten des Mannheimer Aufenthalts genauer einzugehen, scheint nicht erforderlich. Schiller, der sich eine Stellung erringen wollte, ließ sich mit Dalberg in einen Contract ein, der ihn

gegen ein Honorar von dreihundert Gulden (vom 1. September 1783 bis dahin 1784, gezahlt am 19. December 1783) und eine Benefizkomödie verpflichtete, den Fiesco und Kabale und Liebe, so wie noch ein drittes Stück der Mannheimer Bühne zu überlassen. Zu diesem blutsaugerischen Vertrage konnte ihn nur die Noth und die Verfolgung weitergehender Pläne vermögen. Daß es unmöglich war, mit jener ärmlichen Summe auszureichen, wußte Schiller sehr wohl, auch wenn er nicht alte Schulden, sowohl Stuttgarter als Bauerbacher, zu tilgen gehabt hätte. Er dachte deshalb an Wiederaufnahme seiner medizinischen Laufbahn; aber es blieb bei dem Gedanken. Dagegen betrieb er seine Aufnahme in die Mannheimer Deutsche Gesellschaft, die schon im Anfang Januar 1784 geschah und am 12. Februar officiell ausgesprochen wurde. Durch diese Auszeichnung war er in den pfalzbaierischen Unterthanenverband aufgenommen und gegen etwaige Reclamationen aus Württemberg mehr als bisher gesichert. In dieser Gesellschaft las er (am 26. Juni 1784) seine Abhandlung über das, was eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken könne; nahm aber sonst nur geringen Antheil an dem Gaukelspiel dieser von dem Exjesuiten Klein beherrschten, in sich nichtigen Vereinigung der Mittelmäßigkeit und der völligen Nullität in ästhetischen Dingen. Er faßte den Plan einer Mannheimer Dramaturgie, bei deren Herausgabe ihn die Theatercasse mit fünfzig Ducaten unterstützen sollte. Dalberg lehnte das ab. Aus diesem Plane entwickelte sich die Ankündigung der Rheinischen Thalia (vom 11. November 1784) und im December die Thalia selbst, in welcher Schiller die ersten Abschnitte des in Mannheim begonnenen Don Carlos veröffentlichte.

In Mannheim hatte er vielfach anregenden Umgang gefunden, mit A. Freiherrn v. Knigge, dem Forstmeister v. Kettner, den Schauspielern, unter denen Iffland der bedeutendste war, und besonders im Hause des Hofkammerraths Schwan, dessen Tochter Margaretha (geb. 27. August 1766) ihm eine annehmliche Parthie schien. Aber er sprach sich nicht aus und nur dem Herzog Karl August von Weimar, dem er im December 1784 in Darmstadt den ersten Act des Carlos vorlas, eröffnete er sich. Die zuvorkommende Güte desselben und die Erklärung, daß er an Schillers Glück Theil nehme, brachte diesen dahin, ihm zu gestehen, daß dieses Glück auf einer Verbindung mit Margaretha Schwan beruhe. Karl August freute sich der Wahl, ertheilte ihm am 27. December 1784 mit vielem Vergnügen den Charakter als Rath in seinen Diensten, und ließ ihm die Hoffnung, daß er mehr für ihn thun werde, wenn es darauf ankomme, durch diese Verbindung sein Glück zu vollenden. Als Schiller (24. April 1785) um Margaretha bei dem Vater förmlich anhielt, antwortete dieser, der einen Schwiegersohn ohne Vermögen und

sichre Existenz nicht annehmlich fand, höflich ablehnend, und täuschte sich in späteren Jahren, als Schiller bereits gestorben, indem er auf den Brief schrieb, er habe denselben seiner Tochter (die er für Laura hält) zu lesen gegeben und Schiller gesagt, er möge sich gerade an seine Tochter wenden; warum aus der Sache nichts geworden, sei ihm ein Räthsel geblieben. Daß Schiller durch Schwans Ablehnung vor dieser Speculationsheirath bewahrt wurde, ist ein Glück für ihn gewesen, wenn man in die verkniffnen Züge dieses kleinen eigensinnigen Gesichtchens blickt und dann in die seelenvollen Augen und bescheidnen Mienen Charlottes von Lengefeld, die er am 6. Juni 1784 zuerst in Mannheim sah, ohne sie weiter zu beachten oder von ihr beachtet zu werden. — Auch mit einer andern Charlotte hatte Schiller in Mannheim Bekanntschaft gemacht, mit der Frau v. Kalb, einer in vielen Beziehungen congenialen Natur, die einige Jahre hindurch von großem Einfluß auf ihn war und ihn wahrhaft, bis zur Aufopferung liebte. Aber gerade die Gleichartigkeit der Natur, die in dieser weiblichen Ausprägung in Ueberspannung und Verschrobenheit auslief, hielt den Dichter bei aller Anziehungskraft in der wohlthätigen Entfernung, die, als er in Charlotte v. Lengefeld die Befriedigung seines Herzens gefunden, in völlige Entfremdung übergieng. Die tragischen Schicksale der Frau v. Kalb, die von der glänzenden Höhe einer reichen Erbin zu dem tiefen Elende einer Kleinkrämerin mit Colonialwaaren, aus dem Glanze eines geistvoll bewegten Lebens in die düstre Einsamkeit der erblindeten Greisin versank, können hier nicht verfolgt werden. Ihr Einfluß auf Schiller war groß, aber nicht wohlthätig. Er bedurfte großdenkender und einfach klarer Naturen, nicht dieser verschrobnen Frauen, die seinen Geist irreleiten, aber nicht fördern konnten. Aber er liebte damals diese Irrwege und fand deshalb auch an der Schauspielerin Sophie Albrecht, die er in Frankfurt im Mai 1784 kennen gelernt und in der Folge noch werth hielt, ein schwärmerisches Wohlgefallen. Auch diese Frau starb in ähnlichen tragischen Verhältnissen wie Frau v. Kalb.

Aus allen diesen den Geist beschäftigenden, die Phantasie anreizenden, das Herz aber leer ausgehen lassenden Verbindungen des Mannheimer Lebens; aus den immer drückender werdenden materiellen Verlegenheiten; selbst aus der Sumpfluft der Gegend und ihren schleichenden Fiebern konnte nur ein rascher Wechsel des Orts retten. Dazu bot sich plötzlich ein Anlaß in dem schönen unerwarteten Ausdruck inniger Verehrung und Freundschaft aus der Ferne.

Im Juni 1784 war Schiller durch eine anonyme Sendung aus Leipzig überrascht. Vier Porträts, eine Brieftasche und eine Composition des Liedes, das Amalia in den Räubern singt (A. 3, Sc. 1), waren von

einem überschwenglich verehrungsvollen Briefe begleitet, als dessen Verfasser Schiller im Laufe des Sommers den Assessor Christian Gottfried Körner in Dresden und als Mitschenker den jungen Ludwig Ferdinand Huber in Leipzig und ihre Bräute Minna und Dora Stock entdeckte. Erst im December beantwortete Schiller diese Sendung, die ihm das Angenehmste gewesen, was ihm bis dahin in der ganzen Zeit seiner Schriftstellerei widerfahren. Die Freunde antworteten mild und nachsichtig, und es entspann sich nun ein Briefwechsel zwischen Körner und Schiller, der zu den anziehendsten und gehaltreichsten Erscheinungen der Epistolographie aller Zeiten gehört, und für die Kenntniß des Schillerschen Lebens nach innen und außen neben dem später mit Goethe geführten die bedeutendste und ergiebigste Quelle bildet. Schiller gewann in Körner einen Freund, der alles besaß, was ihm fehlte, strengen Ordnungssinn, Strebsamkeit ohne Ehrgeiz, Tiefe des Denkens ohne Anspruch auf formelle Herausbildung, Ruhe und innere Befriedigung; daneben die Mittel zu einer unabhängigen Existenz und den strengen Willen, sich dieselbe jeden Tag durch geregelte Thätigkeit zu verdienen. Seine Receptivität streifte an das Weibliche und dabei besaß er doch durchgebildete Festigkeit genug, um sich den großen Eindrücken, welche die philosophischen und ästhetischen Evolutionen im letzten Viertel des Jahrhunderts machten und auch auf ihn machten, nicht passiv hinzugeben. Auf Körners Einladung entschloß sich Schiller, dem die Mannheimer Verhältnisse längst zur Qual geworden, der neuen Aussicht zu folgen, und er hatte allen Grund, diesen Entschluß nie zu bereuen. Das Verhältniß zwischen beiden Freunden im Einzelnen zu verfolgen, wie sie sich gegenseitig in ihren Studien und ihrer menschlichen Bildung förderten und berichtigten, wie sie in einander hineinwuchsen, ohne ihre Selbstständigkeit in irgend einem Punkte zu verlieren, wie sie in einem Zeitraum von zwanzig Jahren niemals eine Differenz aufkommen ließen, — das würde für diese Skizze, die Schillers Lebensgang orientierend andeuten, nicht in erschöpfender Darstellung veranschaulichen will, zu weit führen. Auch hier muß, wie vorhin bei Streicher, auf den Briefwechsel selbst verwiesen und das Material als bekannt vorausgesetzt werden.

In der letzten Zeit seines Mannheimer Aufenthalts, mit der bestimmten Absicht, sich bald anderswo niederzulassen, trat Schiller mit einer so ungewohnten Bestimmtheit und Strenge auf, daß es den Anschein gewinnen könnte, er habe einen gewaltsamen Bruch herbeiführen wollen. Er beschwert sich, daß die Schauspieler 'Kabale und Liebe' (am 8. Januar 1785) in 'Lumpen gerissen'; er droht, von dem Schauspieler Böck für sein ungebührliches Benehmen 'die Komödiantensalbe abzuwischen', und stellt sich der brutalen Armseligkeit des Komödiantenvolks, einer heulenden

Frau Reinschüb, einer händelsüchtigen Frau Wallenstein mit so kalter Geringschätzung gegenüber, daß sein Verhältniß zur Bühne, das contractlich nicht mehr bestand, auch in dieser freieren Stellung nicht länger zu halten war. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel waren ihm zuwider geworden; seine Seele dürstete nach neuer Nahrung, nach besseren Menschen, nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe. Eine dunkle Ahnung ließ überaus viel von den neuen Freunden erwarten, aber die Vorsehung erfüllte ihm mehr, als sie ihm zusagte, und bereitete ihm bei den Freunden eine Glückseligkeit, von der er sich damals auch nicht einmal ein Bild machen konnte.

Am 25. März 1785 kündigte er Huber seine Reise nach Leipzig an und bat um die Besorgung seiner Einrichtung. Erst gegen die Mitte des nächsten Monats traf er mit dem Mannheimer Buchhändler Götz, der zur Jubilatemesse reiste, bei aufgehendem Schnee die Fahrt an, wurde aber, obwohl von Bach an immer zwei Vorspannpferde gebraucht wurden, doch durch Morast und Gewässer so sehr aufgehalten, daß er anstatt am 15., erst am Sonntage 17. April in Leipzig eintraf. Er wurde von Huber, der ihm ein bescheidnes Studentenstübchen zur Hälfte abtrat, freundlich aufgenommen und mit den Leipziger Notabilitäten bekannt gemacht, mit Weiße, dem Dichter, mit dem Maler Oeser, dem Componisten Hiller, dem geistlichen Dichter Zollikofer, mit Hubers Vater, der früher zur Verbreitung der deutschen Literatur in Paris beizutragen versucht hatte, mit dem Dramatiker Jünger und dem Schauspieler Reineke. Auf Richters Garten, wo immer die halbe Welt Leipzigs beisammen zu finden war, erweiterte er seine Bekanntschaften mit Einheimischen und Fremden. Er wurde von den 'Collegen', die einige Bogen vollgeleckst, wie von Schweißfliegen umsumst und wie ein Wunderthier angegafft. Vielen wollte es gar nicht zu Kopfe, daß ein Mensch, der die Räuber gemacht, nicht wenigstens rundgeschnittenes Haar, Courierstiefeln und eine Hetzpeitsche führe. Auch mit Bitten um Einzeichnung in die Stammbücher wurde er bestürmt. Schon am 23. April schrieb er dem Bergmeister Spangenberg eine Stelle aus Sallust in das Stammbuch des Inhalts, daß Alle, die sich vor der übrigen Menschheit auszeichnen wollen, mit allem Fleiß dahin zu streben haben, das Leben nicht in Stillschweigen hinzubringen.

Es war verabredet, daß Schiller den Sommer in dem nahen Dorfe Gohlis wohnen sollte. Der Weg führte in einem halben Stündchen durch das Rosenthal, ein Laubwäldchen mit schattigen Spaziergängen, von Leipzig dahin. Dort theilte er in einem kleinen, jetzt durch eine Gedenktafel geschmückten Häuschen, ein Zimmer mit dem Buchhändler Göschen, der gleichzeitig mit ihm im Mai hinausgezogen war. Auch die

Schwestern Stock, Minna und Dora, waren dorthin gezogen und die Leipziger Freunde und Bekannten machten Spaziergänge hinaus. Der beste und zuverlässigste Freund, Körner, war bisher noch nicht sichtbar geworden. Erst am 1. Juli erschien er in Leipzig und hatte mit Schiller in Kahnsdorf die erste Begegnung. Die Achtung beider vor einander wurde durch persönliche Bekanntschaft nur befestigt und erhöht. Die Wirkung, die Körners milder und männlicher Geist auf Schiller machte, sprach er selbst aus: 'Mit weicher Beschämung, die nicht niederdrückt, sondern männlich emporrafft, sah ich rückwärts in die Vergangenheit, die ich durch die unglücklichste Verschwendung mißbrauchte. Ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte, das mißlungene, vielleicht große Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnsinnige Erziehung und die Mißlaune meines Schicksals, die zweite und größere aber durch mich selber zernichtet. Tief habe ich das empfunden, und in der allgemeinen feurigen Gährung meiner Gefühle haben sich Kopf und Herz zu dem herkulischen Gebilde vereinigt, die Vergangenheit nachzuholen, und den edlen Wettlauf zum höchsten Ziele von vorn anzufangen.'

Körner gieng seiner Verheirathung (7. August) entgegen, zu der ihn Schiller mit einem Hochzeitgedichte überraschte. Vorher aber hatte der Freund dem Freunde einen Dienst erwiesen, der hier nicht vergessen werden darf. Hingeworfene briefliche Aeußerungen Schillers hatten Körner, der bis dahin von der materiellen Lage des Dichters nichts wußte, die Ueberzeugung aufgedrängt, daß Schiller des Broderwerbes wegen arbeiten und seinen Beruf dabei opfern müsse. Mit der humansten Zuvorkommenheit riß er ihn aus dieser Lage. 'Wenn ich noch so reich wäre, schrieb er, und du ganz überzeugt sein könntest, welch ein geringes Object es für mich wäre, dich aller Nahrungssorgen auf dein ganzes Leben zu überheben: so würde ich es doch nicht wagen, dir eine solche Anerbietung zu machen. Ich weiß, daß du im Stande bist, sobald du nach Brod arbeiten willst, dir alle deine Bedürfnisse zu verschaffen. Aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, dich aus der Nothwendigkeit des Brodverdienens zu setzen. Was dazu gehört, kann ich entbehren, ohne im geringsten meine Umstände zu verschlimmern. Auch kannst du mir meinethalben nach ein paar Jahren alles wieder mit Interessen zurückgeben, wenn du im Ueberfluß bist.' Für dies schöne und edle Anerbieten hatte Schiller nur einen einzigen Dank, die Freimüthigkeit und Freude, womit er es annahm. 'Durch dich, fügte er hinzu, kann ich vielleicht noch werden, was ich je zu werden verzagte. Meine Glückseligkeit wird steigen mit der Vollkommenheit meiner Kräfte, und bei dir und durch dich getraue ich mir, diese zu bilden.' In der gehobenen

schwärmerischen Stimmung der Julitage 1785 dichtete er noch in Gohlis und zunächst für den Kreis seiner Freunde den Rundgesang 'An die Freude', die er in seinem Leben hier vielleicht zum erstenmale empfand. Bezeichnend stellte er das Gedicht an die Spitze des zweiten Heftes der Thalia, das seine neue Thätigkeit entfaltete, zwar noch nicht mit Werken seiner eigentlichen Bestimmung, aber doch in neue Bahnen einlenkend. Denn weder der 'Verbrecher aus Infamie' noch der 'Geisterseher' waren seine Aufgabe; beide aber lassen erkennen, was ihm auch nebenbei und ohne volle Sammlung seiner Kräfte gelang. Den Stoff zu dem Verbrecher aus verlorner Ehre hatte er im November 1783 von seinem Lehrer Abel, dessen Vater den Räuber Schwan, Sohn des Sonnenwirthes von Eberspach (geb. 1729), zur Haft und zum Geständniß gebracht hatte, bei einem Besuch in Mannheim gehört. Interessant ist die Vergleichung zwischen Schillers Behandlung und derjenigen Abels, die im zweiten Theile von dessen 'Sammlung und Erklärung merkwürdiger Erscheinungen aus dem menschlichen Leben' ohne Erwähnung Schillers veröffentlicht wurde; bei Schiller eine einfache Geschichte und dennoch die reinste Lösung eines psychologischen Problems; bei Abel die Absicht einer psychologischen Begründung und doch kaum etwas anderes als eine gemeine Räuberhistorie.

Die Hauptarbeit Schillers in Gohlis wie in Dresden blieb die Fortsetzung des Don Carlos; nebenher dictierte er in Gohlis (September) einem Schreiber den Fiesco nach der Veränderung für das Theater. Er sollte in Leipzig (am 22. September) gegeben werden; aber Schiller konnte die Aufführung nicht abwarten; es litt ihn nicht länger in dem einsiedlerischen Dasein; er mußte dem nach Dresden gegangenen Freunde folgen; nur bei ihm und den Seinen konnte er Ruhe, Muße und Laune finden. Körner hatte keinen lebhafteren Wunsch, als den Freund bald bei sich zu sehen. Mit dem Dr. Albrecht, dem Manne der Schauspielerin, fuhr Schiller am 11. September 1785 mit Extrapost nach Dresden und um Mitternacht über die Brücke. Schon am 13. saß er in dem Zimmerchen, das ihm die Körner'sche Familie bei sich auf dem Weinberge in Loschwitz eingeräumt hatte. Was bisher seine heißesten Wünsche erzielten, hatte er nun endlich erlangt; er war im Schooße der Lieben aufgehoben wie im Himmel.

Loschwitz liegt am rechten, gebirgigen Ufer der Elbe, da wo der Strom von Südosten herunterkommend eine breite Krümmung nach Westen macht. Damals war das höhere Ufer der Elbe noch nicht mit prächtigen Häusern und Villen von Dresden bis weit über Loschwitz hinauf besäet und einfacher, stiller als gegenwärtig. Aber von der Höhe des Körner'schen Weinberges hatte man die Aussicht im Wesentlichen

damals wie heute. Gegenüber auf dem flachen linken Ufer liegt das unscheinbare, durch eine 'Gustel' so berühmt gewordene Blasewitz. Das Auge, das dem Strome abwärts folgt, sieht die Thürme der Altstadt über die Terrasse emporragen und dahinter in der Ferne die goldne Höhe und den langgestreckten steil abfallenden Windberg. Stromaufwärts zeigen sich lustige mit Weinbergen untermischte Dörfer und die scharfen Felsenkronen des Königsteins, des Liliensteins und der übrigen Spitzen der sächsischen Schweiz bis zu den fernen dämmernden schlesischen und böhmischen Koppen. Der breite Strom, der sich nahe am hohen Ufer hinzieht und von Last- und Segelschiffen, langen Flößen und Fischerkähnen belebt wird, buchtet sich um eine weite fruchtbare, von fernen Höhenzügen umkränzte Thalfläche mit zahlreichen Dörfern. Die stolzen Schlösser, die gegenwärtig das Auge locken, fehlten damals noch, aber auch ohne sie war damals wie heute dies Stückchen Erde ein lachender Garten Gottes.

Auf diesem Weinberge und in Dresden lebte Schiller vom September 1785 bis zum 20. Juli 1787 fast ausschließlich in der Körner'schen Familie und mit deren Freunden. Nur Eine Bekanntschaft scheint ihn außerhalb dieses Kreises beschäftigt zu haben, die mit Frl. v. Arnim, der Tochter einer armen Officierswitwe, die als Gouvernante der Hofdamen eine wenig ansehnliche Rolle spielen mochte, vielleicht aber den bösen Leumund nicht verdiente, den sie durch Karoline v. Dachröden, Karoline v. Wolzogen, andre Zeitgenossen und die Biographen erlitten hat. Während die jüngere Tochter, eine hübsche Blondine, in einem Stift zu Erfurt, wo eine Schwester der Mutter Superiorin war, als Pensionärin erzogen wurde, war die ältere, um 1766 geborne Schwester in Dresden bestimmt, Schiller einige Zeit mit zärtlicher Freundschaft zu fesseln. Sie hatten sich im Februar 1786 auf einem Maskenballe kennen gelernt und später im Hause der Sophie Albrecht öfter gesehen. Er verursachte sich den sündlichen Zeitaufwand eines Briefwechsels mit der Familie und war ein gern gesehener Hausfreund. Daß er ein leidenschaftliches Verhältniß zu der Tochter gehabt hätte, ist zwar behauptet, findet aber in den Versen, die er seiner Freundin am 2. Mai 1787 zur Erinnerung schrieb, keinerlei Bestätigung. Die Mutter wenigstens war vernünftig genug, die Galanterien und Geschenke Schillers von der unschuldigen und unverbindlichen Seite zu nehmen, und der Dichter selbst, der sicher niemals im Ernst an eine Verbindung gedacht hat — wenigstens fehlt jedes gleichzeitige Beweisstück — war seinerseits vernünftig genug, eine ernste Werbung von andrer Seite nicht zu stören. Ein solcher Bewerber fand sich, vielleicht schon damals, in der Person des Grafen Erhard Alexander v. Kunheim aus

Preußen. Er machte mit der ältern und jüngern Arnim sammt der Mutter im October 1790 eine Reise nach Erfurt. Damals breitete Humboldts Braut ihre Klatschereien über die Familie aus und verschonte auch Schillers junge Frau nicht damit. Kunheim heirathete Frl. Marie Henriette Elisabeth v. Arnim und führte mit ihr auf seinem schönen Rittergute Kloschenen an der Alle bei Friedland eine zwar kinderlose aber glückliche Ehe. Nach seinem Tode, 15. November 1815, hatte sie den Nießbrauch des Gutes, das sie noch lange bewohnte. Später zog sie wieder nach Dresden, wo sie am 12. Januar 1847 starb. Ein Königsberger, F. Reusch, der diese, in hoher Achtung stehende Frau 1821 auf ihrem Landsitze besuchte, sagt von ihr: ‚Ihre Züge waren schön, ihr Auge unter dunkelm Haar feurig und geistreich, ihr Wesen mit Hoheit und Anmuth gepaart, ihre Gestalt voll. Man durfte die ihr in der Jugend beigelegte Bezeichnung einer außerordentlichen Schönheit noch in vorgeschrittenen Jahren bestätigt finden. Schillers Bild hieng in ihrem Zimmer. Bei uns erzählte man, daß die Unvermöglichkeit der Familie neben der eignen Mittellosigkeit Schillers die Verbindung nicht gestattet habe.' — Daß Schiller eingesehen haben sollte, seine Freundschaft sei eine Verirrung gewesen, und daß ihm ein nicht erfreuliches, von einer bittern Nachempfindung begleitetes Gefühl der erfahrnen Täuschung und Selbsttäuschung nach der kurzen Periode dieser Herzensangelegenheit geblieben sei, wie Karoline v. Wolzogen meint, ist so unwahrscheinlich wie die Folgerung, daß diese Nachempfindung auf die Gestaltung der Griechin im Geisterseher eingewirkt habe. Zu dieser Figur suchte er später auf einer Weimarer Redoute ein Modell. Es mag sein, daß er äußere Züge derselben von Henriette v. Arnim entlehnte, innere gewiß nicht, da von seiner Seite wenigstens an eine Täuschung nicht geglaubt wurde und nur die Schwätzereien der Weiber aus der einfachen befriedigenden Bekanntschaft, die damals in Dresden nur zu leicht schief gedeutet wurde, einen Roman gemacht haben.

Von dieser Episode kehren wir zu den Anfängen des Dresdner Aufenthalts zurück. Das Gefühl der gewonnenen inneren Sicherheit spricht sich auch in einem Briefe an seine ältere Schwester aus, für deren Glückseligkeit sich sein Herz einst in glänzenden Hoffnungen gewiegt. Seine Entwürfe waren zwar demüthiger geworden, doch gab er noch keinen einzigen auf. ‚So lange mich unter den mannigfaltigen Bizarrerien des Schicksals das Gefühl meiner selbst nicht verlassen wird, hoffe ich alles. Ich kann meinen Vater noch immer nicht überführen, daß ich durch den Verlust meines Vaterlandes alles gewonnen habe. Freilich, ich trat mit eigenmächtiger Zuversicht aus dem damaligen Kreis meiner Bestimmung heraus, der so eng und dumpfig war wie ein Sarg. Ich

pochte auf eine innere Kraft, die meinem Vater ganz neu und schimärisch war, und ich gestehe mit Erröthen, daß ich ihm die Erfüllung meiner stolzen Ansprüche noch bis auf diesen Tag schuldig blieb. Ihn hätte es mehr befriedigt, wenn ich, seinem ersten Plane gemäß, in unbemerkter, doch ruhiger Mittelmäßigkeit das Brod meines Vaterlandes gegessen hätte; aber dann hätte er nicht zugeben sollen, daß eine unglückliche Schnellkraft in mir erwachte, daß sich mein Ehrgeiz entwickelte, dann hätte er mich mit mir selbst ewig unbekannt erhalten sollen. Das, was er noch bis jetzt meine Uebereilung nennt, hat seinen Namen weiter getragen, als er hoffen konnte. Laut genannt zu werden, haben manche mit Aufopferung ihres Lebens und ihres Gewissens gesucht, mich hat es nichts als drei Jünglingsjahre gekostet, die mir vielleicht in den nächstfolgenden wuchern werden. Ich sehe rückwärts in mein Leben und bin fröhlich und voll Muth für die Zukunft. Alle meine Schicksale verschwinden gegen das, was ich gewann. Schon allein die Eroberung einiger — und warum soll ich nicht sagen vieler? — edler herrlicher Menschen war den bedenklichen Glückswurf um mein Schicksal werth. Mein Vater ist sechzig Jahr alt und hat eine kleinere Liste solcher Freunde als ich, und diese alle danke ich ja bloß jenen getadelten Schimären. Unsern Eltern sage, daß sie von jetzt an um mich ganz unbesorgt sein sollen. Alle ihre Wünsche und Projecte mit mir werden weit unter meinem jetzigen glücklichen Schicksal bleiben.' Wenige Jahre darauf legte der Vater das rührende Bekenntniß ab, er müsse zu seiner Demüthigung sagen, daß er für seinen Sohn immer mehr Furcht als Hoffnung genährt habe, und das vornehmlich deswegen, weil er ihn zur Erreichung seiner über seinen Horizont gegangenen Absichten niemals habe unterstützen können.

Ueber Schillers Thätigkeit in Dresden fehlt es an genaueren Nachrichten, da ganze Monate lang kein einziger Brief von ihm vorhanden ist und die bekannt gemachten, in 21 Monaten kaum einige dreißig, sehr wenig Inhalt haben. Nur als Körner mit seiner Familie (im April und December 1786) nach Leipzig gereist war oder Schiller (im April 1787) einen Ausflug nach Tharand gemacht hatte, tauchen einige Briefe auf, die aber über Schillers Leben und Treiben nur ungenügende Aufschlüsse gewähren. Daß er am Carlos arbeitete und ihn abschloß, den Sonnenwirth schrieb, die Briefe zwischen Raphael und Julius wieder aufnahm und den Geisterseher begann, steht aus dem im Druck Erschienenen fest und wird durch Briefe an Koch, Schröder und Andere bezeugt. Neben diesen ernsten Arbeiten des hohen Mannes zeigte ihn aber der gute Tag auch bequem gesellig, und von der frohen kindlichen Heiterkeit des muntern Treibens in diesem Kreise haben wir nur durch

zufällig erhaltne Scherze eine Ahnung. Das oft gedruckte Scherzgedicht eines von der Körner'schen Waschdeputation gestörten Trauerspieldichters wurde noch zu Schillers Lebzeiten veröffentlicht, bald in acht, bald in neun Strophen, doch trotz der Abweichung wohl echt. Erst in neuerer Zeit sind andere Scherze, die Körner zum Gegenstande fröhlicher Neckerei machen, bekannt geworden. Zu den 'Avanturen des neuen Telemachs' lieferte Schiller die Carikaturen, Huber die Erklärungen. Man muß Sinn für die Schraubereien kleiner esoterischer Gesellschaften mitbringen, um diesen lustigen Unsinn nicht abgeschmackt zu finden. Anmuthiger zeigt sich der Humor Schillers in dem kleinen dramatischen Scherz: 'Ich habe mich rasieren lassen.' Körner, im Begriff, am Morgen sich rasieren zu lassen, um in die Sitzung des Consistoriums zu gehen, wird durch eine Reihe von Störungen, in die er sich, indem er sie abwehrt, doch immer auch verwickelt, so lange aufgehalten, daß bei steigender Spannung zuletzt die Stunde schlägt, wo die Sitzung zu Ende ist, die er nun nicht mehr besuchen kann. — Doch auch zu gehaltvolleren Freuden gab Schillers Poesie Veranlassung. Sein Carlos wurde in Loschwitz nicht nur vollendet, sondern auch zuerst aufgeführt und zwar vom Dichter selbst, von Huber, Körner, seiner Frau, seiner Schwägerin Dora Stock und von einigen andern Freunden und Freundinnen.

Aus dem Einen Jahre der Freundschaft zwischen Körner und Schiller waren zwei geworden. Der Dichter hielt es für Zeit, seinen Aufenthalt zu ändern. Im Juni 1787 entschloß er sich, Dresden zu verlassen, nicht der Arnim wegen, denn die freundschaftliche Verbindung dauerte fort. Unabhängigkeit, die er sonst für das höchste Gut gehalten, wurde ihm schon ein Jahr früher eben dadurch lästig, weil sie ihm aufgedrungen wurde. Er sehnte sich in die Welt. Zunächst war es auf eine Sommerreise abgesehen. Schröder in Hamburg, der sich für die Fragmente des Carlos in der Thalia interessierte, hatte ihm Anerbietungen gemacht, die Stelle einer Art von Theaterdichter bei ihm zu übernehmen. Schiller lehnte das ab, da die genauere Kenntniß der bretternen Wände auf die Freiheit seiner Production nachtheilig einwirken müsse; doch stellte er eine Reise nach Hamburg in Aussicht. Er hatte den Carlos für das Theater in Prosa umgearbeitet und denselben an Schröder gesandt. Das Honorar von 21 Louisd'or benützte er als Reisegeld nach Weimar, wohin Charlotte v. Kalb, mit der er fortdauernd in Briefwechsel stand, dringend eingeladen hatte.

Am 20. Juli 1787 war Schiller noch in Dresden und am Abend des nächsten Tages mit Extrapost in Weimar. In Naumburg hatte er den Herzog Karl August, der nach Potsdam reiste, um eine Stunde verfehlt. Noch am nämlichen Abend sah er Frau v. Kalb; sie war sich

ganz gleich geblieben: schon in der ersten Stunde des Beisammenseins mit ihr fühlte sich Schiller nicht anders, als ob er sie erst gestern verlassen; so einheimisch war ihm alles an ihr, so schnell knüpfte sich jeder zerrissene Faden des Umgangs wieder an. Sie war in der nächstfolgenden Zeit der leitende Gedanke Schillers; ihr Verhältniß war ein öffentlich erklärtes; sie dachten an Scheidung und Verbindung. Glücklicherweise gestalteten sich die Dinge anders. Schiller mußte auch von dieser wundersamen Schwärmerei geheilt und gereinigt werden, um sich selbst und den ihm bestimmten Lebenspfad zu finden.

Ueber Schillers Leben in Weimar gibt der Briefwechsel mit Körner und die darauf gebaute Schrift über Schillers Eintritt in Weimar von G. A. Kuhlmey so vollständige Mittheilungen, daß, indem darauf verwiesen werden muß, hier nur in den allgemeinsten Zügen darüber hinzugleiten genügt. Anfangs stellte er sich alles viel zu wichtig, viel zu schwer vor, hielt sich selbst für zu klein und die Menschen umher für zu groß; in jedem glaubte er seinen Richter zu finden, und jeder hatte zu viel mit sich selbst zu thun, um ihn auszulauern. Als er davon überzeugt war, befand er sich ganz leidlich. Der Herzog sollte erst im September heimkehren; Herzogin Louise war verreist und Schiller scheint ihr, die ihm Frau v. Kalb als seine eifrige Patronin schilderte, nicht näher gerückt zu sein. Der Herzogin Mutter Amalia führte ihn Wieland schon am Donnerstag 25. Juli nach Tiefurt zu. Schiller war weder von ihr, noch ihrer moquanten Hofdame, Frl. v. Göchhausen, sonderlich erbaut, und auch die Herzogin scheint nach dem wiederholten Besuch am 28. Juli ihre rasch gefaßte vortheilhafte Meinung von ihm geändert zu haben, da er sich rücksichtslos über die Etiquette wegsetzte und Fragen der Herzogin, an andre gewandt, beantwortete, so daß ihn Frau v. Kalb bei Seite nehmen und schulen mußte. — Goethe war noch in Italien; einstweilen nahm der Major v. Knebel die Huldigungen für ihn in Empfang. Im Uebrigen waren Wieland und seine äußerst gute Frau, brav wie Gold und bis zur kindlichen Einfalt natürlich und munter; Herder und seine Frau, beide voll Geist und Genie; Bertuch und seine Frau, beide im Umgange sehr wohl genießbar; Bode, der eben aus Paris zurückgekommen war; der Geheimerath Voigt, der Hofmedikus Hufeland, der Kammerrath Riedel, Instructor beim Prinzen und ein sehr braver junger Mann; Geheimerath Schmidt und seine Tochter, die Frau v. Stein und ihre Schwester Frau v. Imhof, Corona Schröter und mehre andre, — lauter Menschen, wie man sie an einem Orte sonst nie beisammen finden konnte. Und doch gewann er bald die Ueberzeugung, daß ihm Weimar wenig frommen könne. Der Aufenthalt kostete ihn zu viel Zeit, Geld und Zwang. Mit keinem der berühmten Leute wollte ein rechtes

Verhältniß aufkommen. Schiller sah sich schon wieder nach andern Scenen um. Er machte einen Ausflug nach Jena (21.—26. August 1787), lernte Reinhold, Schütz, Griesbach u. a. kennen, ohne sich besonders anzuschließen, und kehrte nach Weimar zurück, um der sich einstellenden äußern Bedrängniß durch angestrengtes Arbeiten entgegenzuwirken. Wie immer, wenn er etwas Neues ergriff, trat ihm der Gegenstand o lebendig nahe, daß seine Ideen eine neue fruchtbringende Richtung einschlugen und die des äußern Zwecks wegen begonnene Arbeit Selbstzweck und seine Behandlung eine für die Literatur reformierende Wirkung äußerte. Bis dahin hatte er sich mit der Geschichte wenig beschäftigt, hin und wieder einige Werke dieses Faches gelesen und darüber gedacht, doch nie so voll Interesse, daß er seine Gedanken darüber hätte formen mögen. Jetzt begann er (im August) eine geschichtliche Darstellung der niederländischen Rebellion für den deutschen Merkur und hatte gleich beim Beginn der Arbeit Hoffnung, etwas recht Lesbares zu Stande zu bringen. Wie er die Arbeit auffaßte, geht aus einem Briefe an Körner hervor, bei dem er eine unbillige Geringschätzung der Geschichte zu bemerken meinte. Allerdings sei sie willkürlich, voll Lücken und sehr oft unfruchtbar; aber eben das Willkürliche in ihr könne einen philosophischen Geist reizen, sie zu beherrschen, das Leere und Unfruchtbare einen schöpferischen Kopf herausfordern, sie zu befruchten und auf dieses Gerippe Nerven und Muskeln zu tragen. Die Lebendigkeit der Darstellung, die geschmackvolle Behandlung und vor allem der Umstand, daß er die Geschichte in doppelter Weise als Magazin für seine Ideen behandelte, indem er diese sowohl daraus schöpfte als auch darin niederlegte, gaben seinen historischen Arbeiten, dem Abfall der Niederlande, dem dreißigjährigen Kriege und kleineren Aufsätzen, vor der damals landüblichen Geschichtschreibung, die ideenlos im Detail unterging, einen Vorzug, den die Leser sehr bald anerkannten. Sein Vorgang hat auf die Umgestaltung der deutschen Historiographie eine größere Einwirkung gehabt, als die gründlichste Quellenforschung, die sich bald auch der geschmackvollen Darstellung nicht mehr entziehen konnte.

Schon im August 1787, als ihm Weimar nicht Befriedigung genug zu bieten schien, trug er sich mit dem Plane, seine ältere Schwester Christophine, die am 22. Juni des vorigen Jahres mit dem Bibliothekar Reinwald in Meiningen verheirathet war, zu besuchen. Dazu kam, daß seine alte Gönnerin, Henriette v. Wolzogen, in Bauerbach ihn wieder zu sehen wünschte und ihn einlud. Von dieser Reise erwartete er kostbare Empfindungen, Gefühle seiner Kindheit und frühen Jugend, auch heilige Pilgrimsgefühle, die diesem Orte von seinem ehemaligen stillen Aufenthalt angeheftet waren. Als er nun im November die Gegend wieder betrat,

in der er als Einsiedler gelebt, damals kaum noch in der Welt gewesen, jetzt mit Erfahrungen über Menschen, Verhältnisse um sich selbst bereichert, war jene Magie wie weggeblasen; er fühlte nichts; keiner von jenen Plätzen, die ehemals seine Einsamkeit interessant machten, sagte ihm jetzt etwas mehr; alles hatte seine Sprache an ihn verloren. An dieser Verwandlung sah er, daß eine große Veränderung mit ihm selbst vorgegangen war. Wie viele neue Gefühle, Schicksale und Situationen lagen in dem Zwischenraume. Die Erscheinung der Dresdner Freunde, ganz Mannheim mit seinen Freuden und Leiden, Charlotte v. Kalb, Weimar, eine ganz neue Epoche seines Denkens! Bald sollte die Umwandlung noch bedeutungsvoller werden. In Bauerbach traf er Wilhelm v. Wolzogen, der mit ihm die Militair-Akademie besucht hatte, und lud ihn ein, ihm nach Weimar zu folgen. Dieser, der seine nahen Verwandten in Rudolstadt besuchen wollte, versprach zu kommen, wenn Schiller ihn zuvor nach Rudolstadt begleiten wolle. Schiller nahm den Antrag an; beide Freunde machten sich an einem hellen Wintertage auf die Reise. Schiller wurde bei der Familie v. Lengefeld eingeführt, einer verwitweten, damals im fünfundvierzigsten Jahre stehenden Frau, einer verheiratheten Tochter Karoline v. Beulwitz und einer ledigen, Charlotte, die eben ihr zwanzigstes Jahr vollendet hatte. Beide Geschöpfe waren, ohne schön zu sein, anziehend und gefielen ihm, wie er an Körner schrieb, sehr. Er fand dort viel Bekanntschaft mit der neuen Literatur, Feinheit, Empfindung und Geist. Das Clavier spielten sie gut, was ihm einen recht schönen Abend machte. Der Verkehr dauerte nur die kurzen Abendstunden; am nächsten Morgen kehrte er in seine weimarische Einsamkeit zurück. Im Februar 1788 gieng Charlotte mit einer Rudolstädter Freundin, Friederike v. Holleben, auf einige Zeit nach Weimar. Wiewohl Schiller sie nicht oft sah, näherte er ihr sich doch mehr und mehr. Als Charlotte Weimar verließ, schrieb Schiller ihr am 3. April 1788 einige Verse ins Stammbuch, in denen er den Adel ihres Herzens preist, aber keinen wärmeren Herzschlag als den der anmuthigen Freundschaft laut werden läßt. Jedoch seine Stunde hatte bereits geschlagen. Bei seiner Abreise von Dresden hatten ihm die Frauen die Tochter des Assistenzraths Schmidt in Weimar scherzhaft zur Frau vorgeschlagen. In den Briefen nach Dresden erwähnt er derselben wiederholt in diesem Sinne, indessen ohne Neigung. Er schenkte ihr ein Exemplar des Carlos mit einer sehr verbindlichen Widmung. Zu einem ernsthaften Verhältniß ließ er es nicht kommen. Eine Zeit lang dachte er an eine Tochter Wielands; aber auch dieser Gedanke zerfloß bald wieder. Im Januar 1788, nach dem Besuche in Rudolstadt war er 'noch ganz frei und das ganze Weibergeschlecht stand ihm offen', aber er war entschlossen zu heirathen. Alle

seine Triebe zum Leben, wie er an Körner schrieb, waren in ihm abgenutzt; diesen einzigen hatte er noch nicht versucht. Er führte eine elende Existenz, elend durch den inneren Zustand seines Wesens; er mußte ein Geschöpf um sich haben, das *ihm* gehöre, das er glücklich machen *könne* und *müsse*, an dessen Dasein sein eignes sich erfrischen konnte. Sein Gemüth war verwüstet, sein Kopf verfinstert, und alles dieses nicht durch äußeres Schicksal, da er sich von *der* Seite in Weimar wirklich gut befand, sondern durch inneres Abarbeiten seiner Empfindungen. Er bekannte, daß es um ihn geschehen sei, wenn er nicht *Hoffnung* in sein Dasein verflechte, Hoffnung, die fast ganz aus ihm verschwunden sei; wenn er die abgelaufenen Räder seines Denkens und Empfindens nicht von neuem aufwinden könne. Eine philosophische Hypochondrie verzehrte seine Seele, alle ihre Blüten drohten abzufallen. Das war nicht die Laune eines Augenblicks; schon in Dresden war er so, ohne sich es selbst klar zu machen; so war er fast die ganze Zeit seines Aufenthalts in Weimar gewesen, so kannte ihn seine Freundin Charlotte seit langer Zeit. Sein Wesen litt durch diese Armuth und er fürchtete für die Kräfte seines Geistes. Er bedurfte eines Mediums, durch das er die andern Freuden genießen könne. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit mußten mehr auf ihn wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner wohlthätiger häuslicher Empfindungen ihn für die Freude stimmte und sein erstarrtes Wesen wieder durchwärmte. Er war bis jetzt als ein isolierter fremder Mensch in der Natur herumgeirrt und hatte nichts als Eigenthum besessen; alle Wesen, an die er sich fesselte, hatten etwas, das ihnen theurer war, als er, und damit konnte sich sein Herz nicht behelfen. Er sehnte sich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz, und das war das Einzige, was er jetzt noch hoffte.

In dieser Verfassung begann seine Bekanntschaft mit Charlotte v. Lengefeld. Aus der angenehmen flüchtigen geselligen Begegnung entwickelte sich ein freundlicher Verkehr. Um Einsamkeit im Genuß der Freundschaft und ländlicher Natur, das höchste Glück, das er kannte, auf sich wirken zu lassen, entschloß er sich, einen Sommeraufenthalt bei Rudolstadt sich zu gönnen. Die Töchter der Frau v. Lengefeld machten ihm zu Volkstädt im Hause des Cantors, dem ersten Hause rechts, wenn man von Rudolstadt kam, eine kleine halbe Stunde von der Stadt, eine Wohnung aus. Dort zog er am Montag, 20. Mai 1788, ein. Das Dorf lag in einem schmalen aber lieblichen Thale, das die Saale durchfließt, zwischen sanft ansteigenden Bergen. Von diesen hatte er eine sehr reizende Aussicht auf die Stadt, die sich am Fuße eines Berges herumschlang, von weitem schon durch das fürstliche große weiße Schloß, das

auf die Spitze des Felsens gepflanzt war, sehr vortheilhaft angekündigt wurde und zu der ihn ein sehr angenehmer Fußpfad, längs des Flusses, an Gärten und Kornfeldern vorüber hinführte. In der Stadt selbst hatte er an der Lengefeldischen und Beulwitzischen Familie eine sehr angenehme Bekanntschaft. Doch suchte er, wenigstens im Beginn seines Aufenthalts, eine sehr nahe Anhänglichkeit an dieses Haus und eine ausschließende an irgend eine einzelne Person aus demselben sehr ernstlich zu vermeiden. Es hätte ihm, meinte er, etwas der Art begegnen können, wenn er sich selbst ganz hätte überlassen wollen. Noch zu Ende Juli hielt er es für recht gut gethan, daß er sich zu der Familie gleich auf einen vernünftigen Fuß gesetzt habe und einem ausschließenden Verhältniß so glücklich ausgewichen sei. Aber sie waren einander nothwendig geworden und keine Freude wurde mehr allein genossen. Die Trennung von diesem Hause, die doch einmal kommen mußte, hielt er für schwer und vielleicht desto schwerer, weil er durch keine leidenschaftliche Heftigkeit, sondern durch eine ruhige Anhänglichkeit, die sich nach und nach so gemacht habe, daran gehalten werde. Mutter und Töchter waren ihm gleich lieb und werth, und er war es ihnen auch. Beide Schwestern hatten etwas Schwärmerei, doch war sie bei beiden dem Verstande subordiniert und durch Geistescultur gemildert. Die jüngere war nicht ganz frei von einer gewissen Coquetterie d'esprit, die aber durch Bescheidenheit und immer gleiche Lebhaftigkeit mehr Vergnügen gab, als drückte. Schiller redete gern von ernsthaften Dingen, von Geisteswerken, von Empfindungen; hier konnte er es nach Herzenslust und ebenso leicht wieder auf Possen überspringen. Charlotte lobte an Schiller, daß er einen so leichten Umgang habe, wie es bei Menschen von seinem Kopfe sonst nicht gewöhnlich sei. 'Er ist so einfach und gut, daß man gern mit ihm umgehen mag.' Auch als er dann am 13. November endlich wieder nach Weimar gekommen war, versicherte er, Körner zum Troste, sein Herz sei ganz frei; er habe es redlich gehalten, was er sich zum Gesetze gemacht; er habe seine Empfindungen durch Vertheilung geschwächt, und so sei das Verhältniß innerhalb der Grenzen einer herzlichen vernünftigen Freundschaft geblieben. Uebrigens sei der Sommer nicht unwichtig für ihn gewesen; er sei von mancherlei Dingen zurückgekommen, die ihn auf dieser Lebensreise oft schwer gedrückt, und er hoffe, sich künftig mit mehr innerer Freiheit und Energie zu bewegen, was sich in der Folge besser merken, als jetzt beschreiben lasse.

Daß die Aeußerung von der Freiheit seines Herzens keine leere Phrase gewesen, geht aus der geringen Zahl der Briefe, die er im nächsten Winter den Schwestern schrieb, und aus dem kühlen Ton derselben hervor. Am 9. März 1789 konnte er noch mit dem Gedanken

spielen, daß, wenn ihm jemand innerhalb eines Jahres eine Frau von zwölftausend Thalern verschaffen könne, mit der er zu leben, an die er sich zu attachieren vermöge, er in fünf Jahren ein Epos, eine klassische Tragödie und ein halb Dutzend schöner Oden liefern wolle. Schon am 24. April kehrte eine andere Stimmung bei ihm ein. Er beklagte das Schicksal, das ihn von den Schwestern getrennt. Von wenigen Dingen war er so gewiß, wie davon, daß sie einander das Leben recht schön und heiter machen könnten, daß nichts von alle dem, was die gesellige Freude so oft störe, die ihrige stören würde. 'Wenn ich mir denke, wie schön sich jeder Tag für mich beschließen würde, wenn ich nach Endigung meines Tagewerks immer zu Ihnen flüchten und in Ihrem Kreise den bessern Theil meines Wesens aufschließen und genießen könnte! Alle neuen Ideen, die wir erwerben, alle neuen Anschauungen der Dinge und unsers eignen Selbsts würden uns doppelt wichtig, ja sie erhielten erst ihren wahren Werth, wenn wir die Aussicht vor uns hätten, sie unsrer Freundschaft als neue Schätze, als neue Genüsse zuzuführen. Wir würden uns beeifern, unsern Geist mit neuen Begriffen, unser Herz mit neuen Gefühlen zu bereichern, ebenso wie sich ein edler Mensch seines Vermögens freut, um es mit seinen Freunden zu genießen. Warum soll dieser Wunsch unerfüllbar sein?'

Im Juni machte er einen Ausflug nach Rudolstadt und hinterließ die Aussicht, daß sie einander bald wiedersehen würden. 'Der Gedanke, wie sehr Sie uns fehlen, würde mich sonst noch mehr betrüben. Das Schicksal will es uns doch wohl machen und uns diesen Sommer öfter zusammenbringen, als wir anfänglich dachten.' Im Juli reisten die Schwestern über Jena, um ihre Freundin Karoline v. Dachröden von Burgörner, dem Gute ihres Vaters, zur Badekur nach Lauchstädt abzuholen. In dem anmuthigen Garten bei der Kirchenräthin Griesbach verlebten sie einen Tag (10. Juli) mit Schiller, dem Karoline das Versprechen abnahm, sie in Lauchstädt zu besuchen. Er gab es, da er, um seinen Freund Körner von Leipzig abzuholen, leicht den Weg über Lauchstädt nehmen konnte. Am Sonntag-Nachmittage (2. August) traf er dort ein. Charlotte, die ihm noch vor wenigen Tagen geschrieben, daß sie gern jedes Gefühl seiner Seele, es sei des Schmerzes oder der Freude, mit ihm theile und es gern in die ihrige aufnehme, ihm bekannt hatte, daß es die schönste Freude ihres Lebens sei, wenn er sie seiner Freundschaft gewisser mache, bekannte ihm, als er sie mit Karoline wiedersah, ihre Liebe und versprach ihm ihre Hand. 'Die Erklärung erfolgte in einem Momente des befreiten Herzens, den herbeizuführen ein guter Genius wirksam sein muß.' Karoline erzählt: 'Die Zufriedenheit der guten Mutter, die uns heilig war, hofften wir, obgleich die

äußere Lage wohl noch Bedenken bei ihr erregen konnte. Um ihr unnöthige Sorge zu ersparen, sollte noch alles für sie geheim bleiben, bis Schiller eines kleinen fixen Gehalts gewiß würde, der seine Existenz sicherte; einen solchen konnten wir von dem Herzoge von Weimar erwarten. Meine Schwester fühlte die Unmöglichkeit, ohne Schiller zu leben. Schillers ganzes Herz, alle seine Hoffnungen für das Leben hiengen an dieser Aussicht. Bei unsern einfachen Gewohnheiten, entfernt von Ansprüchen an äußern Glanz, sah ich in eine sorgenlose Zukunft für meine Schwester und freute mich lebhaft der Hoffnung auf ein öfteres Zusammenleben mit meinem Freunde, in einem so nahen Verhältnisse.'

Schiller war noch denselben Tag nach Leipzig gereist und hatte gegen Körner dem seligen Gefühle seines Herzens Luft gemacht. Aber er hegte noch bange Zweifel, ob er auch recht gehört, ob seine Hoffnungen ihn nicht zu weit geführt haben. Er bat, ihm zu bestätigen, daß Lotte sein sein wolle. Als Karoline bestätigend antwortete, bangte ihm noch; er fragte Lotte selbst, ob er hoffen dürfe, daß Karoline in ihrer Seele gelesen und aus ihrem Herzen geantwortet habe, was er sich zu gestehen nicht getraute. Und Lotte antwortete, daß Karoline in ihrer Seele gelesen, aus ihrem Herzen geantwortet habe. Schiller nennt die Schwester seinen wohlthätigen Engel, da sie seinem furchtsamen Geheimniß so schön entgegengekommen.

Es folgte nun ein Briefwechsel mit seligen Geständnissen, seelenvollen Versicherungen; aber das Geheimniß wurde der Welt und der Mutter gegenüber streng gewahrt, bis auch hier der Schleier gelüftet werden mußte. Karoline schrieb der Mutter eine lange Epistel (15. December), in der sie alles recht detaillierte; auch Charlotte schrieb und sagte der Mutter, wie das Glück ihres Lebens nur an dem Gedanken hänge, für Schiller in der Welt zu sein, und dieser bekannte (am 18. December) der Mutter, daß in seinem Herzen lange schon kein andrer Wunsch mehr gelebt, als ihr Sohn genannt zu werden. Die gute Frau war von Karolinens Brief so erschüttert und überrascht, daß sie nicht im Stande war, eine einzige Zeile darauf zu antworten; doch versicherte sie, daß sie nie geheuchelt, wenn sie ihren Töchtern gesagt, daß auf die Glückseligkeit derselben ihre ganze Wohlfahrt gegründet sei. Indessen hatte sie sich bald gefaßt und antwortete auf Schillers Brief fast umgehend (er empfieng die Antwort schon am 22. December): 'Ja, ich will Ihnen das Beste und Liebste, was ich noch zu geben habe, mein gutes Lottchen, geben. Die Liebe meiner Tochter zu Ihnen und Ihr edles Herz bürgt mir für das Glück meines Kindes, und dieses allein suche ich. Verzeihen Sie aber der Besorgniß und der Pflicht einer Mutter: ist es möglich, Lottchen mit Ihnen, nicht ein glänzendes Glück, sondern nur ein gutes

Auskommen zu verschaffen? Können Sie mich hierüber beruhigen, so nenne ich Sie mit Freuden Sohn.' Die Erläuterungen, die Schiller auf diese mütterlichen Besorgnisse gab, beschränkten sich auf das Geständniß, daß alle seine Aussichten bloß auf seinem eignen Fleiß beruhten; was er noch hinzufügte, war ein Haushalt mit hypothetischen Zahlen. Die Mutter hätte dieser Darlegung gegenüber die Einwilligung versagen müssen; dennoch ertheilte sie dieselbe, da wenigstens einige von Schillers hypothetischen Factoren sich inzwischen realisierten. Schiller (der als außerordentlicher Professor in Jena angestellt war, worauf bald näher eingegangen werden muß) hatte den Herzog um eine kleine Pension gebeten. Am Tage nach der Absendung des Gesuchs gieng er in der Stille nach Weimar, wo er mit Lotte, Karoline, W. v. Humboldt und seiner Braut Karoline v. Dachröden, sowie mit Karl v. La Roche (nicht Wolzogen, der in Paris war) verkehrte. Der Herzog erfuhr seine Anwesenheit, ließ ihn holen und sagte ihm, daß er gern etwas für ihn thun möchte, um ihm seine Achtung zu beweisen; aber mit gesenkter Stimme und einem verlegnen Gesichte fügte er hinzu, daß zweihundert Thaler alles sei, was er könne. Schiller sagte, daß dies alles sei, was er von ihm haben wolle. Als Schiller mit den Seinen am nächsten Tage bei Frau v. Stein zu Mittag aß, kam der Herzog selbst dahin und sagte der Stein, daß er doch das Beste zu der Heirath hergebe, das Geld. In der That, diese kleine Beisteuer war die einzige Sicherheit, auf die Schiller seinen Etat stützen konnte; denn der ganze Ertrag seines Fleißes war hypothetisch und auch für den glücklichsten Fall damals eine kaum nennenswerthe Summe. Doch ein andrer Moment mochte hinzukommen, die Mutter zu bestimmen. Der Coadjutor von Mainz, Dalberg in Erfurt, der jeden Tag Erzbischof werden konnte, hatte seine Beihülfe für den Fall bestimmt zugesagt, daß er selbst etwas haben, d. h. daß der Mainzer Erzbischof gestorben sein werde. — Dem Herzog Georg von Meiningen hatte Schiller (22. December 1789) den Wunsch vorgelegt, seiner Frau das Opfer des Adels, für das er ihr keine äußerlichen Vortheile anzubieten habe, durch einen anständigen Rang in etwas zu ersetzen oder weniger fühlbar zu machen, ein Wunsch, der durch zwei Sylben zu erfüllen sei. An demselben Tage, an welchem sein Schreiben eingegangen war, 2. Januar 1790, ernannte Herzog Georg den Hochgelahrten und lieben Getreuen wegen dessen ihm bekannter vorzüglicher Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit, so wie des sich bereits als Schriftsteller im Fache der Literatur und schönen Wissenschaften erworbenen Ruhmes zu Seinem Herzoglichen Hofrath.

So schien alles wohlgeordnet und der Blick in die Zukunft hell und froh. Aber ein dunkler Schatten geht noch kurz vor der Trauung

über die Scene. Charlotte v. Kalb war, als die Nachricht von der bevorstehenden Verbindung ihr von außen her zukam, in tiefster Seele erregt. Sie drang in Schiller, sie nur einen Augenblick zu besuchen, da sie ihm etwas sehr wichtiges zu sagen habe; er schlug es anfänglich ab, und als er dann die Unterredung gewährte, sagte er ihr, er zweifle, ob sie jetzt die Stimmung schon gefunden habe, worin ihre Zusammenkunft für sie beide erfreulich sein könne. Sie antwortete, er irre sich sehr, wenn er ihr jetziges Befragen mit 'jener Tollheit, mit jenem ungeschickten Traum, der lange schon nicht mehr in ihrer Erinnerung sei,' in Zusammenhang bringe. Schiller erwiederte, die Versicherung, die sie ihm gebe, daß das Vergangene in ihrer Erinnerung ausgelöscht sei, erlaube ihm endlich freimüthig über das Glück mit ihr zu sprechen, das seine nahe Verbindung ihm gewähre. Wenige Tage darauf (10. Febr. 1790) waren die Schwestern Lengefeld bei der Stein. Die Kalb ließ sich melden; sie mochte die Anwesenden nicht erwartet haben; sie waren ganz kalt gegen einander. Sie sah aus wie ein rasender Mensch, bei dem der Paroxysmus vorüber ist; der ganzen Familie fiel es auf, daß sie noch nie so gewesen; sie klagte über den Kopf, saß da wie eine Erscheinung von einem andern Planeten. 'Ich fürchte wirklich für ihren Verstand, schrieb Karoline, und hätte sie nicht wieder die unverzeihlichen Härten und das Ungraziöse in ihrem Wesen, sie könnte mein Mitleid erregen. Ich beklage sie wohl, aber sie rührt mich nicht.'

Auch dieser Schatten verschwand. Sonntag den 14. Februar wurden die Verlobten in der jenaischen Hauptkirche mit einem langen Schweif von Glückwünschungen von der Invention des Superintendenten Oemler feierlich aufgeboten, und auf dessen Concession in aller Stille Montag den 22. Februar 1790 (nicht am 20.) in der Kirche zu Wenigenjena getraut.

Die Veränderung gieng so ruhig und unmerklich vor sich, daß Schiller selbst darüber erstaunte, weil er sich bei dem Heirathen immer vor der Hochzeit gefürchtet hatte. Die Trauung verrichtete der Adjunct Schmidt, ein kantischer Theologe, 'ein sehr kurzweiliger Auftritt', äußerte Schiller. Das Geheimniß war über Erwartung geglückt, und alle Anschläge von Studenten und Professoren, den Verehrten zu überraschen, waren dadurch hintertrieben. Mit der Schwiegermutter verlebte das junge Paar nun in der neuen Heimat einige angenehme Tage. Da ihre Einrichtung gleich ordentlich gemacht war, so gaben sie schon die ersten Tage ein volles schönes Bild des häuslichen Lebens. Schiller fühlte sich glücklich und alles überzeugte ihn, daß seine Frau es durch ihn sei und bleiben werde. Er sah mit fröhlichem Geiste um sich her und sein Herz fand eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, sein Geist eine

so schöne Nahrung und Erholung. Sein Dasein war in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell giengen ihm die ersten Wochen dahin. Er wartete seiner Geschäfte wie zuvor und mit mehr Zufriedenheit mit sich selbst.

In seiner Frau hatte Schiller den edelsten und köstlichsten Schatz seines Lebens gewonnen, ein sanftes, inniges, seelentiefes, bescheidenes Wesen, das vollständig befähigt war, ihm in alle seine Gedanken- und Gefühlsentwicklungen zu folgen, und dabei nicht die geringste Anwandlung der Eitelkeit kannte, ihm etwas mehr als die liebende Frau, die heitre Gesellin, die treue Pflegerin zu sein. Keine Weiblichkeit von ihrer Seite zog den Flug seines Geistes zur Wirklichkeit nieder. Das priesen ihre Freunde an ihr. Auf ihr Leben mit Schiller zurückblickend, durfte sie mit bescheidenem Stolze sagen, daß sie ihm das Dasein verlängert habe durch die unabläßige Sorgfalt, alles Widrige, jede Störung von seinem Schaffen fern zu halten und seinen Empfindungen das schöne Gleichgewicht zufriedener Ruhe zu sichern. Ihre sanfte Milde, ihre seelenvolle Güte, ihre aufopfernde Liebe, das schöne Gleichmaß ihrer Stimmung waren das was Schiller bedurfte. Auch sie wurde immer glücklicher; jedes Jahr knüpfte sie inniger und fester an Schiller, jedes neue Verhältniß der Welt zog sie fester an sein Herz. Nur seine Kränklichkeit konnte sie leiden machen. Er wurde immer milder mit jedem Jahr seines Lebens. — Mit der geistvollern, aber unruhigen, stürmischen, stets unbefriedigten Karoline konnte er geistige Spaziergänge, ja kleine Reisen durch philosophische, historische und poetische Gebiete machen, aber nach jedem solcher Ausflüge fand er sich mit um so größerem Wohlbehagen in seiner eigentlichen Heimat bei Charlotte wieder. An sittlicher Tüchtigkeit stand die jüngere Schwester so hoch über der älteren, wie diese in der Lust und in der Kunst, sich geltend zu machen, über Charlotte stand. Karoline stellte sich die schöne Aufgabe, Schillers Leben in idealer Form zu schreiben, und löste das Problem mit großem Geschick und aus der Fülle eines Materials, wie es vielleicht nie wieder einem Biographen zu Gebote steht und sicher nie wieder einem Biographen Schillers, da die Kenntniß der Personen nur ihr gegönnt war. Aber ihre Arbeit litt an dem durchgehenden Gebrechen, das Einfache, Alltägliche, von der Lebensnoth Bedingte ins Glänzende, Vornehme und Glatte emporzuheben, eine Art des Idealisierens, die nirgends übler angewandt erscheint als bei Schiller, der gerade deshalb eine so hohe Gestalt geworden ist, weil er seine ideale Natur aus dem Druck des Alltäglichen und der harten Noth mit eiserner Consequenz, wie unberührt davon, herausarbeitete. Ihm war der erborgte Schein des Glanzes so widrig wie das Gemeine. Karoline, die bald nach Schillers Verheirathung von Beulwitz

geschieden wurde, verband sich in zweiter Ehe mit demselben Wilhelm v. Wolzogen, der an jenem Decembertage des Jahrs 1787 mit Schiller zum Besuch nach Rudolstadt kam. Sie wurde am 17. December 1809 Wittwe und starb am 11. Januar 1847 im vierundachtzigsten Jahre.

Von dem Bericht, wie Schiller zu der Vollendung seines Glücks gelangte, indem er in der Frau seiner Wahl die volle Befriedigung seines Herzens und in der Pflicht, sie glücklich zu machen, die schöne Aufgabe fand, sich selbst mehr und mehr zu vervollkommnen, müssen wir einige Jahre zurückgreifen, um seine übrigen äußeren Lebensmomente kennen zu lernen und neben seiner wissenschaftlichen und literarischen Thätigkeit uns auch nach seiner poetischen umzusehen.

Als Goethe in Italien war, kam Schiller nach Weimar. Im August machte er einen Besuch bei Knebel, der als Goethes Freund dessen Garten in Weimar bewohnte. Schiller fand, daß Goethes Geist alle Menschen gemodelt, die zu seinem Cirkel gehörten. Eine stolze philosophische Verachtung aller Speculation und Untersuchung mit einem bis zur Affectation getriebenen Attachement an die Natur und einer Resignation in seine fünf Sinne, kurz eine gewisse Einfalt der Vernunft bezeichne ihn und seine ganze weimarische Secte. Da suche man lieber Kräuter oder treibe Mineralogie, als daß man sich in leeren Demonstrationen verfange. Er fand so viel Gelebtes, so viel Sattes und grämlich Hypochondrisches in dieser Vernünftigkeit, daß es beinahe reizen könne, nach der entgegengesetzten Seite ein Thor zu sein. Bei Knebel half er am 28. August 1787 auch Goethes Geburtstag mitfeiern und er trank in Rheinwein Goethes Gesundheit, der in Italien schwerlich vermuthete, daß er ihn unter seinen Hausgästen habe. Aber das Schicksal fügt die Dinge gar wunderbar. Knebel meldete das Ereigniß zwar nicht an Goethe, aber doch an seine Schwester Henriette. Schiller war sehr neugierig auf Goethes Erscheinung und ihm im Grunde sehr gut, da es Wenige gab, deren Geist er so verehrte. Die erste Begegnung zwischen Beiden fand am 7. September 1788 in Rudolstadt bei Lengefelds statt, wohin Goethe mit Herder, Frau v. Stein und Frau v. Schardt gekommen war. Schiller scheint vollständig vergessen zu haben, daß er Goethe schon vor acht Jahren in der Militärakademie gesehen, da er die hohe Meinung, die man ihm von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte, beim ersten Anblicke ziemlich tief herunter gestimmt fand. Doch war die in der That große Idee Schillers von Goethe nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden, doch zweifelte er, ob sie einander jemals nahe rücken würden. Vieles, was ihm damals noch interessant war, was er noch zu wünschen und zu hoffen hatte, gehörte bei Goethe schon in die durchlebten Epochen. Goethe war, an Jahren

weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwicklung, so weit voraus, daß Schiller meinte, sie würden unterwegs nie mehr zusammenkommen; auch sei Goethes Wesen schon von Anfang her anders angelegt als Schillers, die Welt des Einen sei nicht die des Andern, beider Vorstellungen seien anscheinend wesentlich verschieden. Indeß schließe sich's aus einer solchen Zusammenkunft in einer großen Gesellschaft, wo alles auf seinen Umgang eifersüchtig war, nicht sicher und gründlich. Die Zeit werde das Weitere lehren.

Im Januar 1788 bemerkte Schiller gelegentlich, daß er zwar nicht für ein Etablissement arbeite, aber sein Schicksal innerhalb eines Jahres in seiner Gewalt haben und deshalb für eine Versorgung geeignet sein müsse, dahin habe er seit dem Herbste ohne Unterbrechung gearbeitet. Es sei wahrscheinlich, daß er einen Ruf nach Jena bekommen werde, vielleicht innerhalb eines halben Jahres, aber er werde die schlechten Bedingungen, die man ihm machen müsse, dazu benutzen, den Ruf nicht anzunehmen und auch nicht ganz abzuschlagen. Die Andeutung mag auf einem Gespräche mit Voigt beruhen, an dem er und der an ihm sehr großes Gefallen hatte. Voigt mochte auch, nachdem Schiller mit Goethe bekannt geworden und dessen günstige Meinung erweckt hatte, die Hauptveranlassung sein, daß die Jenaer Professur näher rückte. Voigt wenigstens war es, der ihm gegen Ende des Jahres eine schriftliche Erklärung communicierte, die von der Regierung ausgegangen war und Schillern aufforderte, seine Einrichtungen zu treffen, weil es so gut als gewiß sei, daß er, da Eichhorn von Jena weggehe, im Frühjahr eine Professur in Jena antreten könne. So sehr das im Ganzen mit seinen Wünschen übereinstimmte, so wenig war er von der Geschwindigkeit erbaut, mit der es betrieben wurde. Goethe war bei der Sache überaus thätig gewesen und zeigte Theilnehmung an dem, was seiner Ansicht nach zu Schillers Glück beitragen würde. Für ein Glück hielt er die Professur niemals, in jener Zeit schon deshalb nicht, weil die anlaufenden Kosten für Ernennung, Doctordiplom und dergl. Plackereien als Eingang zu einer unbesoldeten Stelle ihm ungelegen kamen, später deshalb nicht, weil er keine Frucht seiner übermäßigen Anstrengung bei seinen Zuhörern wahrnahm. Die förmliche Berufung empfieng Schiller im März 1789; Montag, 11. Mai, zog er in Jena ein und am Dienstag, 26. Mai, bestand er endlich rühmlich und tapfer das Abenteuer auf dem Katheder. Zu der ersten Vorlesung über Begriff und Zweck der Universalgeschichte (eine Abhandlung, die er im Novemberheft des deutschen Merkur zuerst veröffentlichte), fanden sich so ungewöhnlich viele Zuhörer ein, daß es nothwendig wurde, das große Auditorium Reinholds mit dem größten in Jena zu vertauschen, und da der Wechsel auf der Stelle

stattfand, gerieth durch den Tumult die Stadt in Bewegung. Anfangs hielt die Masse der Zuhörer aus; bei der dritten Vorlesung (9. Juni) hatten sich fast 500 eingefunden. Die Zahl der Neugierigen sank indessen. Im Wintersemester begann er seine öffentliche Vorlesung vor einem vollen Auditorium; das Privatcollegium, das honoriert werden mußte, fiel 'äußerst miserabel' aus, da sich nur dreißig Studenten eingefunden, so daß es ihn reute, 'so viel er Haare auf dem Kopfe hatte', seine Unabhängigkeit nicht noch einige Jahre bewahrt zu haben, um einen Hauptplan mit Muße und Freiheit zu verfolgen. Bald kamen wieder andere Gründe hinzu, die ihm das akademische Lesen verboten; seine Gesundheit, die bis dahin nicht schlecht gewesen war, begann, seit seiner Verheirathung, zu wanken, so daß er schon am 3. März 1790 es für sich sowohl als für seine Frau gut hielt, im Sommer eine Kur zu brauchen. Doch bevor auf die Reihe dieser traurigen Scenen eingegangen wird, scheint es zweckmäßig, einen Blick auf Schillers literarische Thätigkeit zu werfen.

Zunächst hatte er für die Fortsetzung der Thalia zu sorgen, in der er den Geisterseher, der dann selbstständig erschien, gegen seine Neigung und ohne inneren Antheil fortführte; auch die Briefe zwischen Raphael und Julius, schon in Stuttgart begonnen, wurden wieder aufgenommen; einige Uebersetzungen wie das Leben und Ende des Grafen Lamoral v. Egmont mußten helfen Masse machen. Die Bruchstücke des versöhnten Menschenfeindes, die bei einer einigermaßen unabhängigen Lage zu einem Ganzen ausgeführt wären, veröffentlichte Schiller nur deshalb, weil er für die Thalia Manuscript haben mußte. Die historisch-philosophischen Aufsätze über die Sendung Moses, über die erste Menschengesellschaft nach Anleitung der mosaischen Urkunde und über die Gesetzgebung des Lykurg und Solon giengen aus seinem Studium Lockes hervor. Mit größerem Antheil, als bei einer von diesen Arbeiten, war er bei Uebersetzungen aus griechischen Tragikern beschäftigt. Seit seinem vierzehnten Jahre hatte er das Griechische, nicht nur die Sprache, sondern auch die Literatur, vernachlässigt. Die Lectüre der Odyssee in Voßens Hexametern, die er nicht liebte, und der Ilias in einer prosaischen Uebersetzung, vermuthlich von Küttner, führte ihn während seines Rudolstädter Aufenthalts im August 1788 zuerst wieder zu den griechischen Dichtern. Eine neue Ausgabe des Euripides von Beck mit der lateinischen Uebersetzung des Josua Barnes und das griechische Theater des Franzosen Brumoy, die Wieland geschickt hatte, machten ihn mit dem Tragiker bekannt. Die schöne Scene in den Phönizierinnen, worin Jokaste sich die Uebel der Verbannung von Polyneikes erzählen läßt, brachte ihn und Karoline, mit der er sie las, während Charlotte in Kochberg war, beinahe zu Thränen und bewog ihn, einige Scenen zu

übertragen, als er wieder in Weimar war. Schon in Rudolstadt hatte er im October die Uebersetzung der Iphigenie in Aulis begonnen, die um die Mitte Decembers fertig wurde. Unmittelbar darauf sollte der Agamemnon des Aeschylos folgen, ein Vorsatz, der unausgeführt blieb. Bei diesen Arbeiten, die ihm Vergnügen machten, weil sie ihn in den griechischen Geist einführten und zur Reinigung seines poetischen Stils beitrugen, bedauerte er nur, daß er zu sehr pressiert sei, um sich mit dem Geiste der Originale vertrauter zu machen, ehe er die Feder ansetze. Sein eigentliches Original war aber nur die lateinische Uebersetzung des Barnes. Er hatte guten Grund zu sagen, daß er einen großen Grad eigner Begeisterung nöthig gehabt und daß er sehr von dem Seinigen habe zusetzen müssen, um seine Uebersetzung 'so leidlich' zu liefern. 'Ich fordere viele unserer Dichter auf, die sich so viel auf ihr Griechisch und Lateinisch zu Gute thun, ob sie bei so wenig erwärmendem Text nur so viel geleistet hätten, als ich leistete. Ich konnte nicht wie sie mit den Feinheiten des Griechischen mir helfen, ich mußte mein Original errathen oder vielmehr, ich mußte mir eins erschaffen.' Auf die Chöre, die durch ihn gewonnen, legte er besonders Gewicht, im Ganzen aber auf die Arbeit nur in sofern Werth, als er *für sich selbst* daraus Gewinn zog und bei zunehmender Bekanntschaft mit griechischen Stücken das Wahre, Schöne und Wirkende daraus abstrahierte und sich, mit Weglassung des Mangelhaften, ein Original daraus bildete, durch welches sein damaliges corrigiert und vollends gerundet wurde. Auf Schillers Vorgange beruhen die neuerlich Mode gewordenen freieren Uebersetzungen der Tragiker mit gereimten Chören u. dergl., Arbeiten, denen, um mit Schiller wetteifern zu können, meistens seine poetische Kraft fehlt.

Unmittelbar an die Thalia schloß sich die *Neue Thalia* (1792 bis 1793), in der Schiller die Stoffe, die er in seinen Vorlesungen behandelte, ausgearbeitet vorlegte. Das Studium der Griechen führte ihn zum Nachdenken über die tragische Kunst, und daraus entstanden die Abhandlungen über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen, vom Erhabnen und über die tragische Kunst, während der Aufsatz über Anmuth und Würde die allgemeineren Resultate dieser Betrachtungen zu ziehen bestimmt war und zerstreute Betrachtungen über verschiedne ästhetische Gegenstände die Ausläufe behandelten. Die beiden Gesänge nach Virgil, die Zerstörung von Troja und Dido giengen aus einer Verabredung mit G. A. Bürger hervor, der im April 1789 Weimar besucht hatte. Der Dichter der Leonore erschien dem Dichter des Carlos plan, platt, fast gemein. Beide wollten Stücke aus dem Virgil, doch in verschiednen Versarten übersetzen; Schiller wählte die von Wieland

in Aufnahme gebrachte freie Stanze und hatte das Glück, dem Rivalen in jeder Beziehung den Rang abzugewinnen.

Diese Berührung zwischen den beiden Dichtern, von denen der weimarische das Volk auf der Stufe der Bildung, der Göttinger das Volk auf der Stufe sinnlicher Anschauung vor Augen hatte, erinnert an die Kritik Schillers über Bürger und an seine Kritiken überhaupt. Er lieferte dergleichen Arbeiten für die Allgemeine Literaturzeitung und für den Merkur. Die im Merkur über Schatz-Goldoni, Knigges Umgang mit Menschen, Archenholz Geschichte des siebenjährigen Krieges waren, mit Ausnahme der letzteren, von geringer Bedeutung. Sehr unbedeutende Anzeigen über Dyanasore u. dgl. erschienen auch in der Allgemeinen Literaturzeitung, die aber gleichzeitig auch die sehr bedeutende Kritik über Goethes Egmont und Bürgers Gedichte brachte. Während jene hauptsächlich der Erörterung über das geschichtliche Schauspiel gewidmet war und erwies, daß das Kunstwerk nicht unter der Idee der Geschichte bleiben dürfe, stellte die Recension der Bürgerschen Gedichte unerbittlich den vollkommen richtigen Satz auf, daß der lyrische Dichter vor allen Dingen sich selbst erst zu einem Kunstwerke durch sittliche, ästhetische Erziehung zu bilden habe, wenn er eine dauernde Wirkung verdienen wolle. Daß diese Kritik, wie hart sie den verkommnen Göttinger Dichter auch traf, vollkommen gerechtfertigt war, bedarf der heutigen Erkenntniß gegenüber keines Nachweises mehr. Aber auch schon in jenen Tagen waren die Einsichtigen und Unbefangenen auf Schillers Seite. Der jugendliche Hardenberg (Novalis) erkannte mit Enthusiasmus den Werth dieser Erörterung an, die ewige, bis dahin unbeachtete Gesetze aufdeckte und für alle Zeit feststellte.

Für den deutschen Merkur war Schiller nicht besonders thätig. Er veröffentlichte darin die ersten Abschnitte seiner Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande, den Herzog Alba bei einem Frühstücke auf dem Schlosse zu Rudolstadt im Jahre 1547, und 'Spiel des Schicksals, eine Anekdote'. In dieser Erzählung schilderte er einen Fall aus dem Leben Montmartins und Riegers. Dieszmann hatte, als er diese Anekdote im Merkur 'entdeckte', allerdings Gründe, die Erzählung für eine von Schiller zu halten, nur irrte er, sie für 'unbeachtet' auszugeben, da sie nicht allein in Schillers kleinen prosaischen Schriften, sondern auch in allen Ausgaben der Werke ihre wohlverdiente Stelle gefunden hatte. — Was Schiller in den Briefen über Don Carlos, die im Merkur erschienen, über die Anlage, Ausführung und Tragweite seines Trauerspiels zu sagen für nöthig fand, erscheint gegenwärtig kaum erforderlich, läßt aber gerade an diesem Umstande wie an einem classischen Beispiel erkennen, wie neu die Ideen waren, die der Dichter ausströmte, und wie unendlich

viel die freie Entwicklung Deutschlands ihm verdankte. Der Don Carlos sollte nie ohne diese Briefe wiedergedruckt werden, die, wie flüchtig sie auch geschrieben sein mögen, ein bleibendes Muster fruchtbarer Kritik aufstellen, einer Kritik, die ihren Maßstab aus dem Kunstwerke selbst hernimmt und in der Sonderung der Theile das Verständniß des Ganzen erschließt. — Außer mit den bereits genannten Recensionen und der Abhandlung über Begriff und Zweck des Studiums der Universalgeschichte zierte Schiller den Merkur mit den beiden Gedichten: die Götter Griechenlands, und: die Künstler. Jenes wurde im März 1788, als Wieland Manuscript für den Merkur bedurfte, 'in der Angst' gemacht und hat von der Zeit seines Erscheinens an bis zu unsern Tagen die Erörterung im christlich-apologetischen Sinne wach gerufen. Daß kein christlich-befriedigter Sinn die Quelle dieses Gedichtes war, ist unzweifelhaft, aber ebenso deutlich ist es, daß der Dichter nicht beabsichtigte, ein antichristliches Gedicht zu schaffen, das auf seinem Standpunkte und bei der Gewalt seiner poetischen Dialektik ganz anders ausgefallen sein würde. Den dichterischen Schmuck, den ihm das Christenthum nicht bot, suchte er in der griechischen Mythologie, und da nur sie ihm den Mangel in den christlichen Anschauungen zu ersetzen schien, wurde der Ton elegisch. Die Elegie aber gewann eine so lebendige bewegende Kraft, da Schiller die ganze Empfindung seines jugendlichen Ringens nach einer Ausgleichung zwischen dem Zuschnitt der Zeit und dem dichterischen Bedürfniß, die Welt nicht allein mit Glauben und Wissen, sondern auch mit freudigem Genuß an der Erscheinung sich zu eigen zu machen, in die in eine Vorstellung gefaßten lieblichen Eigenschaften der griechischen Mythologie legte. Der Gott, den er in Schatten stellte, war, wie er ausdrücklich bemerkt, nicht der Gott der Philosophen oder auch nur das wohlthätige Traumbild des großen Haufens, sondern eine aus vielen gebrechlichen, schiefen Vorstellungsarten zusammengeflossene Mißgeburt. — 'Die Künstler' giengen aus den durch Moritzens Anwesenheit in Weimar aufgeregten Kunstideen hervor. Das Gedicht beschäftigte Schillern vom December 1788 bis gegen Ende Februars des nächsten Jahres; bald wurden ganze Strophenreihen ausgestoßen oder ins Kurze gedrängt, bald ganze Reihen eingeschaltet, die Ordnung geändert oder im Einzelnen gebessert. Diese lange dauernden Operationen sind der Uebersichtlichkeit und Klarheit der Dichtung, also ihrer unmittelbaren Wirkung nicht vortheilhaft gewesen. Der Satz, daß es die Aufgabe und Bestimmung sowohl des Individuums als der Gesammtheit sei, das menschlich unterscheidende Vermögen, die Ausübung des Schönen, die Kunst, zur Vollkommenheit auszubilden, wurde in schön, wenn auch nicht immer klar geformten culturhistorischen Bildern ausgeführt. In den Künstlern lagen

die Ideen, die Schiller von nun an theoretisch entwickelte, wie Keime vorgebildet. Es ist begreiflich, daß diejenigen Betrachter seines Geistes, die in ihm vorzugsweise den Ideendichter schätzen, dies Gedicht für sein bestes erklären, wie es denn in Wahrheit für seine damalige Stufe das am meisten charakteristische Denkmal seines Geistes ist, indem es den Inhalt, die Richtung und die Grenzen seiner Natur bezeichnet. Das politische Vermögen des Menschen, dem jenes ästhetische untergeordnet sein muß, wenn das menschlich Unterscheidende seiner Bestimmung die Form geben soll, lag damals noch nicht als eine Nothwendigkeit innerhalb der Schillerschen Ideen und war im Don Carlos ebenso nur embryonisch vorgebildet, wie die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts in den Künstlern. Die Zeit und die Mühe, die ihn dies Gedicht gekostet, schreckten ihn auf viele Jahre von dem lyrischen Fache ab. Die Erfahrung, daß die Ideen, die er für die wichtigsten hielt, ihm auf dem poetischen Wege niemals vollständig nach Grund und Folge zum Eigenthum wurden, bestimmte ihn, ihnen auf dem Wege der Speculation beizukommen, so daß er einige Jahre ausschließlich diesem Studium widmete. Andere Arbeiten, die er nicht ihrer selbst wegen unternahm, giengen dieser Richtung vorauf.

Der Briefwechsel mit Körner giebt Aufschlüsse über die Bedrängnisse, mit denen Schiller während seines Aufenthalts in Weimar und in der ersten Jenaer Zeit zu kämpfen hatte. Alte Schulden verschlangen immer einen Theil des neuen Erwerbs und ohne Körners aufopfernde Sorge würde der weimarische Rath wie der meiningische Hofrath noch schwerer bedrängt sein. Um diesen Dingen entgegenzuwirken, mußte er sich in literarische Unternehmungen einlassen, die ihm sonst fern geblieben wären. Bei manchen der Art gab er nur seinen Namen her; seine Theilnahme an andern suchte er möglichst zu beschränken; aber schon die geschäftliche Leitung, die ihm zufiel, zersplitterte Zeit und Kräfte. Von der Geschichte des Abfalls der Niederlande und des dreißigjährigen Krieges, die er zwar auch des äußeren Gewinnes wegen begann, aber nicht ohne bedeutenden inneren Gewinn durchführte, ist schon geredet. Die Sammlung historischer Memoires, für die ihm Bertuch den Verleger Mauke in Jena verschaffte, begann er im Herbst 1789 und begleitete dieselbe mit einer universalhistorischen Uebersicht der vornehmsten an den Kreuzzügen theilnehmenden Nationen, ihrer Staatsverfassung, Religionsbegriffe, Sitten, Beschäftigungen, Meinungen und Gebräuche. Auch einige Bogen der Uebersetzung der 'Anna Komnena', die in den ersten beiden Bänden steht, fallen auf seine Rechnung. Mit dem dritten Bande gab er im Herbste 1790 die Theilnahme an dieser (auf 33 Bände angewachsenen) Sammlung auf. Schon früher, 1788, hatte er bei Crusius

in Leipzig eine Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen aus den mittleren und neueren Zeiten begonnen, von der nur ein einziger Band erschien. Darin war von Schiller 'die Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig im Jahr 1618', nach französischer Vorlage, wie schon der Titel andeutet. Die Geschichte des Maltheserordens von Vertot, die Niethammer übersetzte, begleitete er mit einer Vorrede und in demselben Jahre (1792), mit einer kürzeren, die 'Merkwürdigen Rechtsfälle, nach Pitaval'; 'an den Uebersetzungen scheint Schiller keinen Antheil gehabt zu haben. — Lediglich äußerer Zwecke wegen begann er 1792 die Sammlung seiner kleinen prosaischen Schriften, die bis 1802 auf vier Bände anwuchs.

Es ist noch übrig einiger lyrischen Gedichte aus dieser Zeit zu gedenken. 'Die Priesterinnen der Sonne', mit Unrecht bezweifelt, wurden für einen Maskenzug zum Geburtstage der Herzogin Louise (30. Januar 1788) gedichtet und erschienen zuerst im Taschenbuch für Damen (für 1809) zugleich mit einem andern Liede ('Es ist so angenehm, so süß') vom Jahr 1787, wohl noch aus der Dresdener Zeit, wo es für eine dramatische Privatunterhaltung gedichtet sein mag. Anlaß und Entstehungszeit eines andern Gedichtes, 'die berühmte Frau', das im Juni 1788 wenigstens schon fertig war und im October in Bertuchs Taschenbuch 'Pandora auf das Jahr 1789' zuerst erschien und 'sich sehr gut für die Pandora schickt', sind unbekannt. Daß zu dieser gelungenen Satire gegen die gelehrten Weiber ein bestimmter äußerer Anstoß gegeben sein muß, läßt sich deutlich wahrnehmen; daß keine ältere Dresdener Beziehungen darin zu suchen sind, ergibt der Briefwechsel mit Körner; ob der in Weimar angekündigte Besuch der Sophie La Roche über die in Rudolstadt gewitzelt zu sein scheint, mit dem Gedichte in Zusammenhang steht, ist fraglich.

Schiller beschäftigte sich neben diesen wirklich ausgeführten Gedichten mit verschiedenen poetischen Entwürfen. Bereits erwähnt ist eine Uebersetzung des Agamemnon, 'eines der schönsten Stücke, die je aus einem Dichterkopfe hervorgegangen sind'. Unausgeführt wie dieser Plan blieb ein andrer des Jahres 1788, ein Sujet, das durch eine feine Behandlung äußerst viel gewinnen konnte und einer griechischen Manier fähig war, auch in keiner andern ausgeführt werden sollte. Ueber die epischen Entwürfe, einer Friderciade, eines Epos über Gustav Adolf, ist während der Jahre 1789—1791 in den Briefen an Körner (2, 57. 179. 277) mehrfach die Rede; doch kam Schiller im Gebrauch der Stanzen, die er dabei anwenden wollte, nur zu den Uebersetzungen aus der Aeneis. Im Mai 1792 beschäftigte ihn eine Hymne an das Licht, ein Gedicht, von dem er damals zwar noch keine Idee, nur eine Ahnung hatte und

von dem er doch im Voraus versprechen wollte, daß es gelingen werde. Bei diesem Anlaß gibt er einige Aufschlüsse über seine Art zu dichten. 'Oft widerfährt es mir, daß ich mich der Entstehungsart meiner Producte, auch der gelungensten, schäme. Man sagt gewöhnlich, daß der Dichter seines Gegenstandes voll sein müsse, wenn er schreibe. Mich kann oft eine einzige und nicht immer eine wichtige Seite des Gegenstandes einladen, ihn zu bearbeiten, und erst unter der Arbeit selbst entwickelt sich Idee aus Idee. Was mich antrieb, die Künstler zu machen, ist gerade weggestrichen worden, als sie fertig waren. So wars beim Carlos selbst. Wie ist es aber nun möglich, daß bei einem so unpoetischen Verfahren doch etwas Vortreffliches entsteht? Ich glaube, es ist nicht immer die lebhafte Vorstellung eines Stoffs, sondern oft nur ein Bedürfniß nach Stoff, ein unbestimmter Drang nach Ergießung strebender Gefühle, was Werke der Begeisterung erzeugt. Das Musikalische eines Gedichtes schwebt mir weit öfter vor der Seele, wenn ich mich hinsetze, es zu machen, als der klare Begriff vom Inhalt, über den ich oft kaum mit mir einig bin.' Das war richtig, so lange Schiller Stoff für seine Ideen suchen und die ersteren nach den letzteren modeln mußte, verlor aber seine Geltung, als die wechselnden Fälle der realen Erscheinungen, seine ausgebreitetere Kenntniß ihm mehr als zu viel Stoffe entgegenführte, in die er nun nicht mehr seine Ideen hineinlegte, sondern die darin liegenden Ideen entfaltete.

Ueberblickt man die ausgedehnte und angestrengte Thätigkeit Schillers in dieser Zeit, die vielfachen Gemüthsbewegungen, denen er preisgegeben war, die Art seines Lebens, das sich tief in die Nächte hinein erstreckte, und daneben seine durchaus nicht kräftige Constitution, so wird es erklärlich, daß so zu sagen ein Windstoß ihn niederwerfen konnte. Ohne uns auf die lange Reihe seiner Krankheitsgeschichten ausführlich einlassen zu wollen, können wir doch nicht ganz still daran vorbei gehen, da ohne eine Kenntniß dieser Seite des Schillerschen Lebens die hohe Kraft, die er seiner Leiden ungeachtet bis an sein Ende entfaltete, geringer erscheinen müßte, als sie war. Wen kann es ungerührt lassen, zu sehen, wie sein unsterbliches Theil dem sterblichen Menschen die gute Stunde abringen, wie er gewöhnlich einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder sechs Tagen des Drucks oder Leidens büßen muß! Wie ergreifend ist seine Aeußerung nach einer schweren Krankheit, als ihn anstrengende Arbeiten erwarteten. 'Ich muß viel Kraft anwenden, mich in der nöthigen Klarheit der Stimmung zu erhalten. Könnte ich nicht durch meinen Willen etwas mehr, als andere in ähnlichen Fällen, so würde ich jetzt ganz und gar pausieren müssen.' Er vermochte Alles über sich.

Schiller war hoch und schlank aufgewachsen; Haltung und Farbe deuteten auf eine schwache Constitution. Sehr empfänglich für Erkältungen, hütete er mehr, als ihm gut war, das Zimmer. Wenn er sich dann der Luft bei ungünstigem Wetter aussetzen mußte, trug er gewöhnlich ein Unwohlsein mit sich zu Hause. Auf einer Reise im Januar 1791 zum Coadjutor Dalberg nach Erfurt legte er den Keim zu seinem frühen Tode; er wurde von einem heftigen Katarrhfieber angegriffen; es blieb bei einem Anfalle, der aber so heftig war, daß ihm und seinem Arzte vor dem Seitenstich und einem hitzigen Fieber bangte. Der Coadjutor besuchte ihn mehrmals und machte ihm die glücklichsten und bestimmtesten Erklärungen in Betreff seiner Zukunft, so daß Schiller alle Ursache zu haben glaubte, mit dieser Reise zufrieden zu sein. Als er am 11. Januar nach Jena zurückkehrte, hielt er sich für ganz hergestellt. Leider irrte er sich. Der Erfurter Arzt hatte die Krankheit weniger gehoben, als zugedeckt; in Jena wurde sie recidiv. Vier Wochen schwankte er am Rande des Grabes. Zuhörer und Freunde bewiesen ihm die thätigste Theilnahme; sie stritten sich darüber, wer bei ihm wachen dürfe, und einige thaten dies dreimal in der Woche. Er genas; aber eine fortdauernd schmerzhafte Spannung seiner Brust an einer bestimmten Stelle beunruhigte ihn und machte es ihm zweifelhaft, ob seine Lunge nicht noch schlimme Folgen von dieser Krankheit trage. Unter diesen Umständen dispensierte ihn der Herzog von den Vorlesungen des Sommersemesters. Um sich in anderer Luft zu erholen, gieng Schiller im März mit seiner Familie nach Rudolstadt. Dort schrieb er die Antwort auf Bürgers Antikritik, übersetzte den Anfang des zweiten Buchs der Aeneis und fand im April einen sehr begeisternden Stoff zu einem lyrischen Gedicht (Elegie, Spaziergang), den er sich für seine schönsten Stunden zurücklegte. Noch in demselben Monat befiel ihn die Krankheit wieder und er schien 'nahe am Ziel;' seit dem 21. April blieb er von den Krampfanfällen frei und seine Kräfte nahmen sichtbar zu; aber nur, um dem erneuten Stoße Stand zu halten. Am Sonntagabend, 8. Mai, wurde Schiller wieder von einer so heftigen Beklemmung auf der Brust befallen, daß die Seinen fürchteten, es sei ein Stickfluß. Er selbst verlor den Muth. Am 10. kehrte der Anfall, von Krämpfen im Zwerchfell erzeugt, heftig wieder, so daß Schiller lange gewiß glaubte, seine Kräfte würden sich von der unnatürlichen Anstrengung nach Luft erschöpfen müssen. Heftiger kehrten die Anfälle am Sonntage 15. Mai zurück und hielten bis Dienstag an. Der Rudolstädter Arzt Conradi selbst hatte gewünscht, daß Schillers Arzt, Starke, aus Jena zugezogen werden möge. Er kam und mit ihm einer von Schillers Zuhörern, der Livländer K. Graß, der schon in Jena bei ihm gewacht hatte. Starke

fand den Kranken der Auflösung nahe. Bei starkem Fieberfrost wurden die Glieder kalt, der Puls verschwand; nur durch immer fortgesetztes Anstreichen konnte er vor der Ohnmacht geschützt werden. Es wurde alles angewandt, was die Medicin in solchen Fällen Wirksames hat, Opium, Campher, Moschus; die dringende Gefahr der Erstickung machte einen Aderlaß am Fuße nothwendig. Eine der Scenen dieser traurigen Tage schildert Graß nach vierzehn Jahren noch mit der Lebendigkeit des unmittelbaren Anblicks. Er befand sich in Schillers Zimmer und hatte, indem er am Fenster stand und las, sich das Bild des Leidenden und das Edle und Große, das seine Form und seine Züge umschwebte, tief eingeprägt. Schiller hatte Opium genommen, um die Krämpfe zu stillen, und lag da, leicht entschlummert, wie ein Marmorbild. Charlotte befand sich im Nebenzimmer, wo Graß ihr die Schillersche Uebersetzung des vierten Buches der Aeneide vorgelesen hatte, und von Zeit zu Zeit kam sie an die Thüre, sich nach Schiller umzusehen. Sie sah ihn so daliegen und nahte leise auf Socken, und eben so leise kniete sie mit gefalteten Händen vor sein Bette hin; ihr loses dunkles Haar floß über die Schulter; sie weinte still. Sie hatte es wohl kaum bemerkt, daß noch jemand im Zimmer war. Der ohnmächtige Kranke schlug indessen die Augen auf, erblickte seine Frau; mit Leidenschaft umschlangen plötzlich seine Arme ihr Haupt und so blieb er auf ihrem Nacken ruhen, indem ihn die Kraft von neuem verließ. Der Dienstag besonders war furchtbar; die Stimme hatte den Kranken schon verlassen und zitternd konnte er bloß schreiben, was er gern noch sagen wollte. Darunter waren auch einige Worte an Körner. Sein Geist war heiter und alles Leiden, das er in diesem Momente fühlte, verursachte der Anblick und Gedanke an seine gute Lotte. Aber dieser traurige Dienstag war auch der schlimmste Tag. Von da an begann die Genesung und am nächsten Sonntage, 22. Mai, konnte er, nachdem er vierzehn Tage zwischen Leben und Tod geschwebt, zum erstenmal wieder mit den Seinen im Garten sein. Aber der spannende Schmerz auf der rechten Seite der Brust hatte sich unverändert erhalten, so daß er noch ebenso fühlbar war, wie vor diesen Anfällen. Was daraus werden sollte, wußte Schiller nicht, doch hatte er weniger Furcht, als vier Wochen früher. 'Ueberhaupt, schrieb er an Körner (24. Mai) hat dieser schreckhafte Anfall mir innerlich sehr gut gethan; ich habe dabei mehr als einmal dem Tod ins Gesicht gesehen und mein Muth ist dadurch gestärkt worden.'

Die Anfälle blieben auch im Juni noch nicht aus, und bei kleinen Ausflügen, die er mit den Seinen zu Wagen machte, stellte sich heraus, daß er das Fahren nicht ertragen konnte. Längere Zeit schwankte er, wo er den Sommer zur Stärkung seiner Gesundheit zubringen solle.

Er glaubte seinen Eltern, die eine spätere Zusammenkunft vielleicht nicht mehr erlebten, die Reise nach Schwaben schuldig zu sein. Auch Körner hätte er gern gesehen; aber die Ausgaben für solche Reisen waren ihm zu viel, da ihn sein Kranksein, ohne die Versäumniß von fast fünf Monaten, gegen dreißig Louisd'or gekostet hatte. Als Körner beruhigte und mittheilte, daß er bei Göschen jährlich über tausend Thaler disponieren könne, da sich die Nachfrage nach seinen Arbeiten immer steigere, machte er vermuthlich von diesem Anerbieten Gebrauch, da er auf Anrathen des Arztes sich entschlossen hatte, nach Karlsbad zu reisen. Am 8. oder 9. Juli trat er die Badereise mit den Seinigen an. Ueber seinen dortigen Aufenthalt ist wenig bekannt. Sein alter Freund von Bauerbach und Leipzig her, der Maler Reinhart verkehrte mit ihm und lieferte das bekannte Bildchen, Schiller auf dem Esel reitend und rauchend. Nach der Rückkehr machte er, um als Nachkur den Egerbrunnen zu trinken, seit Ende August einen längeren Besuch in Erfurt. Alle Abende brachte er beim Coadjutor zu, der recht freundschaftlich um ihn bekümmert war. Auf dessen Anrathen theilte er dem Herzog von Weimar seine Lage mit; er sei wegen seines Schicksals in Ungewißheit; die Unmöglichkeit habe sich herausgestellt, sich auf seine schriftstellerischen Einkünfte zu verlassen, denn so beträchtlich diese auch seien, so lange er vollkommen gesund sei, so fehlten sie ihm doch ganz in der Krankheit. Unter diesen Umständen suchte er um eine Besoldung förmlich nach, die hinreichend sei, ihn im äußersten Nothfalle außer Verlegenheit zu setzen. Schiller war überzeugt, der Herzog werde thun, was er könne; der ganze Hof sei gut für ihn gestimmt. Geschehe nichts für ihn, so werde er in Mainz, Wien, Berlin oder Göttingen sein Glück aufsuchen. Es geschah nichts für ihn und ihm wurde es erspart, in Mainz, Wien, Berlin oder Göttingen vergebliche Schritte zu versuchen. Die dringend nöthige Hülfe kam von einer Seite, von wo Schiller sie am wenigsten erwartete.

Die Nachrichten über Schillers Krankheit waren weit verbreitet. Nach Kopenhagen drang die Kunde, er sei gestorben. Eine Gesellschaft von Männern und Frauen, die im Begriff gewesen, sich ein ländliches Fest zu bereiten und Schillers Lied an die Freude dabei zu singen, verwandelten das Fest in eine Art von Todtenfeier. Es waren der Minister Graf Ernst v. Schimmelmann, der Gesandte Schubert und der Dichter Jens Baggesen mit ihren Frauen, die am Meeresufer in Hellebeck, dem Kullen, dem höchsten Felsen Schwedens gegenüber, sich mit Musik, Gesang und theatralischen Zugaben in eine wollüstige Wehmuth bis zu Thränen versetzten. Doch hatte diese etwas gesuchte Trauer sehr wohlthätige Folgen, da Schimmelmann, als durch Reinhold die Nachricht aus Jena kam, daß Schiller zwar lebe, aber, um zu leben, sich

über seine Kräfte anstrengen müsse, dem Herzog Christian Friedrich v. Augustenburg Interesse für einen gemeinsamen Schritt zu verleihen wußte. Wie einst in Schillers Bedrängnissen der Brief Körners nach Mannheim, bildete das aus Kopenhagen vom Herzoge v. Augustenburg und Schimmelmann einlaufende Schreiben den Beginn eines neuen Lebens. Wie die sächsischen Freunde waren die holsteinischen durch Schillers Schriften für ihn gewonnen. Sie schrieben unter anderm: 'Ihre durch allzuhäufige Anstrengung und Arbeit zerrüttete Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit eine große Ruhe, wenn sie wiederhergestellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll. Allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände verhindern Sie, sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollen Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von tausend Thalern an. Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann. Der Anblick unsrer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen; wir wissen diese zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu sein, Bürger der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen eines Erdtheils umfassen. Sie haben hier nur Menschen, Ihre Brüder vor sich, nicht eitle Große, die durch solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edleren Art von Stolz fröhnen. Es wird von Ihnen abhängen, wo Sie diese Ruhe Ihres Geistes genießen wollen.' Schiller erhielt diesen Brief vom 27. November am 13. December 1791 in Jena. Das Anerbieten nahm er mit freudigem Herzen an; aber die Delicatesse und Feinheit, mit der es gemacht wurde, rührte ihn fast mehr als das Anerbieten selbst. Das, wonach er sich so lange er lebte aufs Feurigste gesehnt, wurde jetzt erfüllt; er hatte die gewünschte Unabhängigkeit des Geistes, hatte die nahe Aussicht, sich ganz zu arrangieren, seine Schulden zu tilgen und, unabhängig von Nahrungssorgen, ganz den Entwürfen seines Geistes zu leben, endlich einmal mit Muße zu lernen, zu sammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten. Die äußere Unabhängigkeit war wohl da, leider blieb die 'Last' der übernommenen Arbeiten, und, was schlimmer war, der schlechte Zustand seiner Gesundheit dauerte fort. Die Briefe von ihm und seiner Frau geben fast von Monat zu Monat Nachricht, daß die Krämpfe wiedergekehrt, daß wieder ein heftiger Anfall überstanden, daß alles vorhanden sei, um ihn zum glücklichsten Menschen zu machen, nur die Gesundheit nicht. Diesen Zustand hat man bis zu Schillers Tode sich als den immer fortdauernden zu denken; auf diesem trüben Hintergrunde treten die lichten Gestalten seiner Schöpfungskraft um so heller hervor. Wie er alles, was ihm glückte, diesem ewigen Kampf

um seine Gesundheit abringen mußte, braucht von nun an nicht mehr im Einzelnen nachgewiesen zu werden.

Mit dem Prinzen v. Augustenburg und der Gräfin Schimmelmann führte Schiller einen fleißigen Briefwechsel. Die humane Denkungsart, die das Geschenk der Unabhängigkeit und Freiheit gegeben hatte, veranlaßte Schillern, die dadurch in ihm angeregten Ideen in seinen Briefen auszuführen. Diese sind 1794 bei einem Brande des Kopenhagner Schlosses untergegangen; aus zurückbehaltnen Abschriften arbeitete Schiller in der Folge die Briefe über die ästhetische Erziehung aus, wie ihm denn das Kopenhagner Geschenk Muße gab, sich mit der Kantischen Philosophie, an der er bis dahin nur genascht hatte, gründlich vertraut zu machen. Die Frucht dieses Studiums waren seine ästhetischen Untersuchungen, die er theils in seinen Collegien vortrug, theils ohne einen solchen vorgängigen Gebrauch in der Neuen Thalia und später in den Horen veröffentlichte.

Schiller suchte sich so viel als thunlich das Leben angenehm zu machen. Bei den Plänen, die zur Kräftigung der Gesundheit geschmiedet wurden, scheint der unruhige Sinn der Schwägerin Karoline sehr thätig mitgewirkt zu haben. In den Berechnungen über die Anschaffung einer eignen Equipage erkennt man, gerade weil sie unpraktisch waren, Karolinens Beirath. Das Vorhaben wurde jedoch nicht ausgeführt. Dagegen sehen wir Schiller zu Anfang März in Besitz eines eignen Reitpferdes, das er nach Dresden mitzunehmen gedachte, als er den Freund dort zu besuchen sich entschloß. Die Reise dorthin konnte er erst in der Mitte des Aprils 1792 antreten. Seine Frau begleitete ihn, auch zwei junge Freunde, Fischenich und Hornemann, machten die Reise mit, dieser ein Däne, der in Jena Kantische Philosophie studiert hatte und nach Kopenhagen zurückkehrte; jener ein Rheinländer aus Bonn und Schillers Tischgenosse (wie Fritz v. Stein und ein junger Herr v. Fichard aus Frankfurt mit seinem schwäbischen Hofmeister Göritz, einer ordinären Natur). Von der Zusammenkunft hatten weder Schiller noch Körner rechten Genuß, der Dichter war meistens krank und der Freund gerade mit Actenarbeiten überladen. Auf der Rückreise mußte Schiller in Leipzig noch einmal der Krankheit sich beugen. Mitte Mai war er wieder in Jena und fleißig an seinen Arbeiten. Seine Mutter, die er seit acht Jahren nicht gesehen, und seine jüngste Schwester, die er fast gar nicht kannte, besuchten ihn im September in Jena, wenige Wochen nachdem ihm von der französischen Nationalversammlung das Ehrenbürgerrecht übertragen war (26. August; Ausfertigung vom 10. October). Ueber diese zweideutige Ehre war Schiller, der damals gerade eine Denkschrift für Ludwig XVI. verfassen wollte und sich über die 'elenden Schinder-

knechte' in Frankreich aufs tiefste empört fühlte, nicht sehr erbaut; der weimarische Hofkalender bezeichnete ihn bis an seinen Tod amtlich als 'Bürger von Frankreich', was sich neben dem 'meiningischen Hofrath' seltsam genug ausnahm.

Im Mai 1793 wohnte Schiller in einem kleinen Gartenhäuschen. Fast alle sonstigen Nachrichten über sein äußeres Leben fehlen bis zum August. In diesem Monate trat er eine Reise, über Heidelberg, in die Heimath an. Zunächst wagte er sich, da Wolzogens Bemühungen, den Herzog Karl zu einer Art von Generalpardon für den flüchtigen Regimentsmedicus zu vermögen, noch ohne Resultat waren, nur bis Heilbronn, wo er am 8. anlangte und auf sein Gesuch vom 20. August vom Rath durch den Senator Schübler unter 'Anwünschung eines vergnügten Aufenthalts' gastfreundlich aufgenommen wurde. Von hier aus wagte er sich, da der Herzog ihn 'ignorierte,' zu seinem Jugendfreunde Hoven nach Ludwigsburg und zu seinen Eltern auf die Solitude. Vater und Mutter waren gesund, die jüngste Schwester Nanette, ein hübsches talentvolles Mädchen; die mittlere, Louise, im Hauswesen sehr erfahren, führte ihm und den Seinen in Heilbronn die Wirthschaft. Am 8. September siedelte die ganze Colonie nach Ludwigsburg hinüber, wo ihm seine Frau am 14. September sein erstes Kind, den Sohn Karl, gebar. Es war ihm, als wenn er die auslöschende Fackel seines Lebens in einem andern wieder angezündet sähe, und er war ausgesöhnt mit dem Schicksale.

In Ludwigsburg blieb Schiller den Winter hindurch und arbeitete an seinen Briefen an den Herzog von Augustenburg, dem Wallenstein in Prosa und einer Tragödie die Johanniter, die er dem Buchhändler Cotta, der ihm durch Haug Anerbietungen machen ließ, für den Preis von dreißig Karolin meinte zusagen zu dürfen, während er die Schrift über den ästhetischen Umgang, der älteren Verbindung wegen und als Pendant zu 'Anmuth und Würde', seinem Freunde Göschen glaubte vorbehalten zu müssen. Auch machte er dort im Februar 1794 die Bekanntschaft mit Matthissons Gedichten und mit dem Dichter selbst, der ihn in den Händen der Aerzte in einem mehr als bedenklichen Zustande todtenblaß und abgezehrt fand. Aus der Lectüre der Gedichte und einer Unterredung darüber mit dem Geheimen Hofrath Rapp, einem Dilettanten in der Landschaftsmalerei, entwickelten sich die Ideen über malerische Poesie, die Schiller in der Recension über Matthisson, die er in den letzten Tagen des Mais 1794 verfaßte, in der Allgemeinen Literaturzeitung veröffentlichte.

Nach Mittheilungen von Ludwigsburger Schülern soll Schiller aus herzlicher Dankbarkeit gegen seinen alten Lehrer Jahn, dessen Stab die

Ludwigsburger Schule noch immer regierte, hier und da eine Lehrstunde in dem gewöhnlichen Schulzimmer übernommen haben. Da lehrte er bald Logik und Rhetorik, bald Geschichte nach Schröckhs Abriß, wobei er sich, sonst still und ruhig, oft plötzlich bewegt und lebendig in die Höhe richten konnte.

Während Schiller in Ludwigsburg wohnte, starb Herzog Karl von Württemberg am 24. October 1793. Der Tod des alten Herodes hatte, wie er an Körner am 10. December schrieb, weder auf ihn, noch auf seine Famile Einfluß, außer daß es allen Menschen, die unmittelbar mit dem Herrn zu thun hatten, wie Schillers Vater, jetzt sehr wohl war, einen Menschen, wie es der neue Herzog in jeder guten und jeder schlimmen Bedeutung des Wortes sei, vor sich zu haben. Nach Hoven soll Schiller bei der Nachricht von der lebensgefährlichen Krankheit des Herzogs Karl erblaßt sein und den Verlust, den das Vaterland durch dessen Tod erleiden würde, in den rührendsten Ausdrücken beklagt haben. Die Nachricht von dem wirklich erfolgten Tode soll ihn mit einer Trauer erfüllt haben, als wenn er die Nachricht vom Tode eines Freundes erhalten habe. Ja bei einem Spaziergange, von dem man an die fürstliche Gruft hinsehen konnte, soll er, nach Hovens Bericht, gesagt haben, es sei ein rastlos thätiger Mann gewesen, mit großen Fehlern als Regent, mit größern als Mensch, aber dieselben seien von seinen großen Eigenschaften weit überwogen und das Andenken daran müsse mit dem Todten begraben sein: 'Darum sage ich dir, wenn du, da er nun dort liegt, jetzt noch nachtheilig von ihm sprechen hörst, trane diesem Menschen nicht, er ist kein guter, wenigstens kein edler Mensch.' Das Wesentliche dieser Darstellung hatte Hoven schon an Frau v. Wolzogen für die Schillerbiographie mitgetheilt, und Karoline hatte davon Gebrauch gemacht. Als sie das Manuscript an Goethes Freund Meyer zur Durchsicht mittheilte, bemerkte dieser (22. December 1829): 'Ich wüßte nicht, was das Vaterland viel an Sultan Karl verloren hat, noch weniger, wie Schiller dazu kam, zu erblassen und zu jammern, daß derjenige die Schuld der Natur bezahlte, welchem er entweichen und sich verbergen mußte, und der ihm verboten hatte, sich seinem Talent zur Poesie zu überlassen, der nachher, als Schiller, jetzt ein hochberühmter und Württemberg zur Ehre gereichender Mann, wieder kam, grob genug es ihm als eine Gnade anrechnete, ihn ungehudelt zu lassen und keine weitere Notiz von ihm zu nehmen.' Karoline unterdrückte die Stelle dennoch nicht, die, Hovens Wahrheitsliebe in Ehren, so wie sie dasteht, dem Briefe an Körner gegenüber, keinen Glauben verdient, eben so wenig als die weiteren Mittheilungen Hovens über eine lustige Gesellschaft mit Petersen. Die schwäbischen Freunde scheinen überhaupt in späterer Zeit allerlei

Märchen geglaubt zu haben. So soll er zu seinem Jugendfreunde Elwert gesagt haben: 'Ich hasse Stuttgart! Stuttgart soll mich nicht bei Tag erblicken!' Und das erstemal soll er bei Nacht nach Stuttgart gefahren und in wenigen Stunden wieder zurückgekommen sein. Jedenfalls lebte er dort einige Monate.

Im März zog er nach Stuttgart und fand die Veränderung in Rücksicht des gesellschaftlichen Umgangs sehr vortheilhaft, weil dort gute Köpfe aller Art und Handtierung sich zusammenfanden, so daß er es sich nicht verzeihen konnte, diesen Entschluß nicht früher gefaßt zu haben, da selbst in Rücksicht der Finanzen nicht viel dabei verloren war. Es that ihm wohl, nach Monate langer Dürre wieder unter denkenden Menschen zu sein. Er verkehrte mit dem katholischen Caplan Werkmeister, einem Kantianer, mit Hetsch, Scheffauer, Zumsteg, Haug, vielleicht auch mit Petersen, der jedoch auf der Stufe der Jugend Schillers stehen geblieben und dazu ein Trunkenbold war. Den größten Gewinn gab ihm sein Verkehr mit Dannecker und Cotta. Jener modellierte seine Büste über Lebensgröße, nach dem Urtheile aller, die Schiller kannten, das meisterhafteste Abbild seines Kopfes. Das in Marmor ausgeführte Werk wurde für die weimarische Bibliothek angekauft. Mit J. G. Cotta trat Schiller hier in persönliche Bekanntschaft, aus der sich ein Geschäftsverhältniß entwickelte, das für beide Theile von den erfreulichsten Folgen war und zu einer Freundschaft führte, die für Schiller und seine Familie fortan die schönsten Früchte trug. 'Cotta zeigte sich großsinnig für die deutsche Literatur. Schiller schätzte seinen tiefen Verstand, seine Umsicht in allen Verhältnissen, seine außerordentliche Thätigkeit und vertraute seinem edlen Charakter.' Hier in Stuttgart wurde der Plan zur Allgemeinen Zeitung besprochen, deren Leitung Schiller jedoch ablehnen mußte. Dagegen brachte er den Gedanken zu einem großen von der Politik unberührten periodischen Werke in Anregung, woraus sich dann der Plan zu den 'Horen' entwickelte. Auch ein Musenalmanach mag schon in Aussicht genommen sein.

Anfang Mai reiste Schiller von Stuttgart ab und kam nach neuntägiger Fahrt am 15. Mai wieder in Jena an. Als Matthisson ihn zu Ende des Monats dort besuchte, fand er ihn 'neukräftig und blühend, gleich einem griechischen Heros, der sich zum olympischen Wettkampfe anschickt'. - Schiller versicherte, nie mit frischerem Muthe und froherer Thätigkeit gearbeitet zu haben als nach seiner letzten physischen Wiedergeburt. 'Viel Großes und Herrliches bewegte er nun in der Seele, unter anderm den Plan zu einem Trauerspiele, dessen Gegenstand die Belagerung von Malta durch die Türken war. An diesem dichterischen Vorhaben schien er mit mehr als gewöhnlicher Liebe zu hängen; wenigstens

dreimal kam er in dem Abendgespräche mit Matthisson darauf zurück. An die Malteser Ritter erinnert Goethe am 16. October 1794 nach einer Aufführung des Don Carlos auf dem weimarischen Theater.

Schiller hatte sich endlich zu Goethe in ein freundliches Verhältniß zu setzen begonnen. Um die Mitte August hatten beide über Kunst und Kunsttheorie ein Langes und Breites gesprochen und sich die Hauptideen mitgetheilt, zu denen sie auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorgieng. Ein jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit hatten diese ausgestreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt, und er fühlte nun ein Bedürfniß, sich an Schiller anzuschließen und den Weg, den er allein und ohne Aufmunterung betreten, in Gemeinschaft mit ihm fortzusetzen. Schiller fand nach der Rückkehr von einer kurzen Zusammenkunft, die er in der letzten Woche des August mit Körner in Weißenfels gehabt, einen sehr herzlichen Brief von Goethe vor, der ihm nun endlich mit Vertrauen entgegen kam, und freute sich auf einen für ihn so fruchtbaren Ideenwechsel. In ähnlichem Sinne äußerte sich Goethe mündlich und schriftlich gegen seine Freunde und durch Schiller kam er auch mit dessen Freunden, besonders Wilhelm v. Humboldt und Körner, in näheren Verkehr. Der Einfluß, den dieser Bund mit Schiller auf Goethes Leben und Wirken gehabt, kann hier nicht geschildert werden; das gehört in Goethes Biographie und ist dort zu lesen. Nur so viel sei hier angemerkt, daß die Verbindung ohne die geringste Störung bis zu Schillers Tode fortdauerte und sich theilweise in dem zwischen beiden geführten Briefwechsel, der aus mehr als tausend Briefen und Briefchen besteht, kund giebt. Bei den mannigfachen persönlichen Begegnungen zwischen den beiden Freunden, indem bald Schiller in Weimar, bald Goethe in Jena war, mußte manches im mündlichen Verkehr erledigt werden und uns auf diese Weise verloren gehen. Dieser Briefwechsel tritt wesentlich nun an die Stelle des bis dahin mit Körner unterhaltnen, der zwar daneben fortbestand und seine Wichtigkeit für die Kenntniß von Schillers innerem und äußern Leben behält, aber sich an Reichhaltigkeit doch nicht mit jenem messen läßt. Schiller hatte vor seiner Abreise nach Weißenfels am 23. August einen ausführlichen Brief an Goethe gerichtet, in dem er mit einem Ueberblick über Goethes geistige Entwicklung den Meister gleichsam zum Geburtstage überraschte. Im nächsten Briefe stellte er sich Goethe gegenüber und zeichnete mit wenigen Strichen seinen Zustand und was ihm gebrach. Er bat Goethe, keinen großen materiellen Reichthum von Ideen bei ihm zu erwarten; dies sei es, was Schiller

bei Goethe finden werde. 'Mein Bedürfniß und Streben ist es, aus wenigem viel zu machen, und wenn Sie meine Armuth an allem, was man erworbene Kenntniß nennt, einmal näher kennen sollten, so finden Sie vielleicht, daß es mir in manchen Stücken damit mag gelungen sein. Weil mein Gedankenkreis kleiner ist, so durchlaufe ich ihn eben darum schneller und öfter, und kann eben darum meine kleine Baarschaft besser nutzen und eine Mannigfaltigkeit, die dem Inhalte fehlt, durch die Form ersetzen. Sie bestreben sich, Ihre große Ideenwelt zu simplificieren, ich suche Varietät für meine kleinen Besitzungen. Ihr Geist wirkt in einem außerordentlichen Grade intuitiv, und alle Ihre denkenden Kräfte scheinen auf die Imagination, als ihre gemeinschaftliche Repräsentantin, gleichsam einen Compromiß geschlossen zu haben. Mein Verstand wirkt eigentlich mehr symbolisierend und so schwebe ich zwischen dem Begriff und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopfe und dem Genie. Dies ist es, was mir, besonders in früheren Jahren, sowohl auf dem Felde der Speculation als der Dichtkunst ein ziemlich linkisches Ansehen gegeben; denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wenn ich philosophieren sollte, und der philosophische Geist, wenn ich dichten wollte. Noch jetzt begegnet es mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abstractionen, und der kalte Verstand meine Dichtung stört. Kann ich dieser beiden Kräfte in so weit Meister werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Grenzen bestimmen kann, so erwartet mich noch ein schönes Loos; leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine physischen zu untergraben.' Gerade die Herrschaft über jene Kräfte des Verstandes und der Phantasie war es, was Schiller in der Verbindung mit Goethe gewann und nur mit ihm gewinnen konnte, da das überlegne Vermögen anschauender Dichtung nur bei Goethe zu finden, bei Körner höchstens eine gewisse Congenialität der Vernunft ohne Productivität derselben zu treffen gewesen war. Auch gegen diesen Freund äußerte er sich unverhohlen mißfällig über seine bisherigen poetischen Leistungen. Er glaubte im September mit jedem Tage mehr zu finden, daß er eigentlich nichts weniger vorstellen könne wie einen Dichter, und daß höchstens da, wo er philosophieren wolle, der poetische Geist ihn überrasche: 'Was ich je im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt, mir zu neuen Versuchen Muth zu machen, und ein Machwerk wie der Carlos ekelte mich nunmehr an, wie sehr gern ich es auch jener Epoche meines Geistes zu verzeihen geneigt bin. Im eigentlichen Sinne des Wortes betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn, denn im Poetischen habe ich seit drei vier Jahren einen völlig neuen Menschen

angezogen.' Er war indeß noch im Umkleiden begriffen und vollendete dasselbe erst mit der Rückkehr zur Poesie, der er seit den Künstlern aus den früher angegebenen Gründen entsagt hatte.

Seit der Heimkehr aus Schwaben beschäftigten ihn die Vorbereitungen zu den Horen, jener Monatsschrift, mit der er sich schon lange getragen und für deren Ausführung er nun mit Cotta die Verabredungen getroffen hatte. Die Horen sollten sich über alles verbreiten, was mit Geschmack und philosophischem Geiste behandelt werden kann, und also sowohl philosophischen Untersuchungen, als poetischen und historischen Darstellungen offen stehen. Alles, was entweder bloß den gelehrten Leser interessieren oder was bloß den nicht gelehrten befriedigen konnte, sollte davon ausgeschlossen sein. Vorzüglich aber und unbedingt war alles abgewiesen, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezog. Die Horen wollten sich der schönen Welt zum Unterricht und zur Bildung, und der gelehrten zu einer freien Forschung der Wahrheit und zu einem fruchtbaren Umtausche der Ideen widmen; gleichmäßig sollte die Wissenschaft durch innern Gehalt bereichert und der Kreis der Leser durch die Form erweitert werden. Um diese Ziele zu erreichen, war auf die Theilnahme der ausgezeichnetsten Schriftsteller gerechnet, von denen jeder sein bestimmtes Publikum, aber doch immer nur einen Theil des ganzen besaß. Durch die Vereinigung der Autoren hoffte Schiller auch das vorher getheilt gewesene Publikum zu vereinigen und die Horen zu einer Lectüre für alle Kreise zu machen. Die politisch tief erregte Zeit schien einem Unternehmen, das sich über das Lieblingsthema des Tages, die Staatskritik, ein strenges Stillschweigen auferlegte, wenig Gunst zu verheißen. Aber je mehr das beschränkte Interesse der Zeit die Gemüther in Spannung setzte, einengte und unterjochte, desto dringender erschien das Bedürfniß, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu sammeln. Als Mitarbeiter war eine Reihe der glänzendsten Namen ausersehen, von denen hier nur die bekanntesten der wirklich theilnehmenden genannt zu werden brauchen, um zu zeigen, daß in den Horen wirklich der Sammelplatz der Träger der Literatur gefunden war. Neben Schiller und Goethe standen die Freunde derselben, Herder, Humboldt, Heinrich Meyer und Körner, Schillers Frau und Schwägerin, Kant und Fichte und Garve, A. W. Schlegel, Jacobi, Genz, Woltmann und andre. Die Honorare waren für die Zeit glänzend, da sie für den Bogen auf sechs bis sieben Louisd'or steigen konnten. An der schwungvollen Rührigkeit des Verlegers fehlte es nicht, und ebenso wenig an der entgegenkommenden

Theilnahme des Publikums, da schon auf die bloße Ankündigung gegen tausend Exemplare bestellt wurden, eine Zahl, die nach dem Erscheinen der ersten Hefte sich verdoppelte. Dennoch hatten die Horen nur eine Dauer von drei Jahren und fristeten im letzten nur kümmerlich ihr Dasein (1795—1797). Schiller machte hier die Erfahrung, die allen Herausgebern von Zeitschriften geläufig ist, daß die besten Namen nicht immer ihre besten Leistungen mittheilen und daß man die Waare, die, wenn sie unter andrer Flagge einliefe, jedenfalls zurückgewiesen würde, um des Namens Willen nehmen muß. Selbst mit diesem Material ist kein Journal zu füllen, so daß auch das bessere Mittelgut der Anfänger nicht streng abgewiesen wird. Das ganze Unternehmen erhält leicht den Charakter der durchaus nicht goldnen Mittelmäßigkeit und gewinnt erst durch Geduld des Publikums und Ausdauer des Herausgebers seinen normalen Charakter. An Geduld fehlte es den Lesern und an Ausdauer Schiller, der in der stets wiederkehrenden Sorge für anständige Füllung der Monatshefte seine Kraft, die sich wieder poetisch productiv zu zeigen begann, zu ermatten fürchten mußte und deßhalb die Horen lieber als sich selbst aufgab. Ein näheres Eingehen auf die einzelnen Beiträge dieser, wenn auch in Rücksicht des Erfolges verfehlten, doch immer als beste periodische Schrift der Zeit dastehenden Monatsschrift erscheint hier nicht statthaft. Schiller lieferte nur zu den beiden ersten Jahrgängen Originale. Außer kleineren Gedichten, wie 'das verschleierte Bild zu Sais' und 'Theilung der Erde' die beiden bedeutenden: 'das Reich der Schatten' (später 'die Ideale' genannt) und die 'Elegie', die unter der Ueberschrift 'der Spaziergang' in die Gedichte aufgenommen wurde. In den Horen erschienen auch die 'Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen', die Abhandlungen 'Von den nothwendigen Grenzen des Schönen, besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten', 'Ueber das Naive', 'die sentimentalischen Sitten', 'Ueber die Gefahr und den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten' und 'die Belagerung von Antwerpen'. Die 'Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vieilleville,' die im Jahrgange 1797 erschienen und von Körner in die gesammelten Werke aufgenommen wurden, sind von Wilhelm v. Wolzogen übersetzt, wie aus einem Briefe Schillers an ihn vom 27. Juni 1797 deutlich erhellt. Schiller mag allenfalls die Grundzüge der Bearbeitung entworfen haben und hat jedenfalls des Schwagers Arbeit durchgesehen; aber als ein Werk von ihm können die Denkwürdigkeiten nicht gelten. Er hatte damals Besseres zu thun, als zu übersetzen, um für ein bereits aufgegebenes Journal Masse zu machen.

Neben den Entwürfen zu größeren poetischen Productionen, die ihn seit dem Bekanntwerden auf dem historischen Gebiete von Zeit zu Zeit

beschäftigten, gab ihm nach der Heimkehr aus Schwaben die gute Stunde auch wieder lyrische Gedichte. Zu jenen Entwürfen gehörten, außer dem Wallenstein, mehre Pläne zu dramatischen Dichtungen. Von dem Julian, zu dem Körner 1788 Ideen in den Göttern Griechenlands wiedererkannte, der also schon in einer früheren Zeit wurzelt, geschieht nur noch einmal im Januar 1798 Erwähnung, als Schiller sich das Publikum durch etwas Böses geneigt machen möchte, durch die Ausführung dieser alten Idee. Oefter werden die Malteser genannt, jene Johanniter, mit denen er schon 1793 in Ludwigsburg beschäftigt war und leider niemals fertig wurde. In dem Tod des Themistokles (1794) sollte die Begeisterung für das öffentliche Leben, den Bürgerruhm, erweckt werden und das Ganze von einer hohen, edlen, energischen Menschheit durchdrungen sein. — Goethes Egmont wurde von Schiller für die Bühne bearbeitet (1796), und diese Bearbeitung gab Diezmann heraus. — Aus der Lectüre von Reisebeschreibungen gieng der Plan zu einem Drama auf einer außereuropäischen Insel hervor, dessen Aufgabe es sein sollte, alle interessanten Motive der Seereisen, die außereuropäischen Zustände und Sitten der damit verknüpften Schicksale und Zufälle geschickt zu verbinden. — Im August 1799 drängte sich in die Arbeit am Wallenstein die Möglichkeit einer neuen Tragödie, Warbeck, ein Betrüger, der sich für einen der Prinzen Eduards V. ausgegeben, mit Hülfe des burgundischen Hofes seine Rolle eine Zeit lang gespielt, dann überwunden, entlarvt und hingerichtet wurde. Der Stoff, dem sich mit geringer Wendung auch der Charakter des Intriguenlustspiels hätte geben lassen, beschäftigte den Dichter noch im Frühjahr und Herbst 1802, wurde aber durch den Tell zurückgedrängt.

Auch Entwürfe zu einigen größeren lyrischen Gedichten bleiben unausgeführt. Das Studium der Kantischen Philosophie, das in Bezug auf die Theodicee ihm viel poetischer erschien, als die Leibnizische, brachte ihn auf den Gedanken, ein derartiges Gedicht zu verfassen, doch scheint es über den bloßen Gedanken daran (1793) nicht hinausgekommen zu sein. — Gegen Humboldt gedenkt er (1795) des Vorsatzes, sich in einer neuen Gattung, einer romantischen Erzählung in Versen, zu versuchen, wozu er den rohen Stoff bereits hatte. Aber ob er gleich voraussah, ihn überwältigen zu können, so fürchtete er doch, daß es nicht ohne großen Zeitaufwand abgehen könne, ein Opfer, das er einer bloßen Grille nicht glaubte bringen zu dürfen. Es war die Geschichte des Fortunat, 'die Begebenheit zu Famagusta'. — Demselben Freunde kündigt er im November 1795 an, er wolle mit Anspannung aller seiner poetischen Kräfte das Ideal der Schönheit objectiv individualisieren und daraus eine Idylle in seinem Sinne bilden, die innerhalb der

sentimentalischen Dichtung, aus der er nicht herauskönne, das höchste, aber auch das schwierigste Problem sei, da sie, ohne Beihülfe des Pathos einen hohen, ja den höchsten Effect hervorzubringen habe. Die Vermählung des Herkules mit der Hebe solle den Inhalt bilden. Ueber diesen Stoff hinaus gebe es keinen mehr für den Poeten, da dieser die menschliche Natur nicht verlassen dürfe. Von dem Uebertritt des Menschen in den Gott solle diese Idylle handeln. Die Hauptfiguren wären zwar schon Götter, aber durch Herkules noch an die Menschen zu knüpfen, so daß noch eine Bewegung in das Gemälde zu bringen sei. Gelänge ihm dieses Unternehmen, so hoffe er dadurch mit der sentimentalen Poesie über die naive selbst triumphiert zu haben. Eine solche Idylle war nach seiner Theorie das Gegenstück der hohen Komödie, die er für das höchste poetische Werk hielt. Beide schlössen alles Pathos aus, aber während die Komödie die Wirklichkeit zum Stoff habe, sei der der Idylle das Ideal. Er schwelgte in der Vorstellung des Genusses einer poetischen Darstellung, in der alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen, kein Schatten, keine Schranke mehr zu setzen sei. Er wollte, wenn sein Gemüth nur erst ganz frei und von allem Unrath der Wirklichkeit rein gewaschen sei, dann seine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Theil seiner Natur noch auf einmal zusammennehmen, wenn derselbe bei dieser Gelegenheit auch rein sollte aufgebraucht werden.

Im September 1794 war Schiller einer Einladung Goethes, einige Tage bei ihm in Weimar zuzubringen, gern gefolgt. Sie besprachen damals den Plan ihres gemeinsamen Wirkens, der vorzugsweise im Briefwechsel weiter ausgeführt werden sollte. Außer den Horen, die als gemeinschaftliches Organ dienen sollten, schlug Schiller auch die Herausgabe eines Musenalmanachs vor, zu dessen Verlag sich der Buchhändler Michaelis in Neustrelitz, ein Jude, empfohlen hatte. Im October 1794 schloß Schiller den Contract ab und sammelte nun für den ersten Jahrgang, der zur Michaelismesse 1795 erscheinen sollte, wie für die Horen von den besten Prosaisten, so für den Almanach von den besten Dichtern Beiträge. Er zählte dabei zunächst auf Goethe, dem er bei der Einladung schrieb, ihm sei die Entrepriſe, den Geschäften nach, eine sehr unbedeutende Last, aber für seine ökonomischen Zwecke desto glücklicher, weil er sie auch bei einer schwachen Gesundheit fortführen und dadurch seine Unabhängigkeit sichern könne. Goethe bot sofort seine Epigramme aus Venedig an und lieferte auch sonst für den ersten wie für die folgenden Jahrgänge sehr bedeutende Beiträge. Die übrigen Theilnehmer waren Conz, Herder, Haug, Hölderlin, Kosegarten, Langbein, Lappe, Sophie Mereau, Meyer, Neuffer, Pfeffel, Reinwald,

A. W. Schlegel und Woltmann. Schiller aber eröffnete sehr bezeichnend den Jahrgang mit dem Gedichte, mit dem er zur Lyrik zurückkehrte, mit der 'Macht des Gesanges'. Von bedeutenden seiner Gedichte brachte der Almanach diesmal noch den Tanz, Einer jungen Freundin (Charlotte v. Lengefeld) ins Stammbuch, Pegasus in der Dienstbarkeit, die Ideale, die Würde der Frauen und einige kleinere. Die Aufnahme des Musenalmanachs, der seine beiden Collegen, den Göttinger und den Hamburger, weit überragte, war ein überaus günstiger, wenigstens beim Publikum, während die stimmführende Kritik sich klein und scheelsüchtig erwies.

Es ergieng dem Musenalmanach bei der edlen Zunft der Recensenten nicht viel besser als den Horen, die, mit einem steten Geschrei begleitet, ihre Bahn ruhig fortwandelten. Dieser zischende Chorus verfolgte besonders die Beiträge Goethes, der es endlich für angemessen hielt, ein Exempel zu statuieren. Als die Vorbereitungen zum zweiten Musenalmanach, der von nun an bei Cotta erschien, getroffen wurden, im December 1795, schlug er vor, auf alle Zeitschriften Epigramme zu machen, jedes in einem einzigen Distichon, wie die Xenien des Martial. Er sandte gleich ein Paar zur Probe an Schiller, der den Einfall lebhaft aufgriff und die Feinde, die ihnen auf ihrem legitimen Boden den Krieg machten, bis in ihre letzten Festungen hinein zu verfolgen empfahl. Beide arbeiteten sich nun gegenseitig in die Hände und beschlossen, ihr Eigenthumsrecht an den einzelnen Epigrammen niemals auseinander zu setzen, bei einer Sammlung ihrer Gedichte vielmehr die Xenien jeder ganz abdrucken zu lassen. Das ist freilich nicht geschehen, da jeder von Beiden nur solche Distichen in seine Werke aufnahm, die er verfaßt haben wollte, ohne deßhalb der Verfasser sein zu müssen oder nicht auch andre verfaßt oder daran Theil gehabt zu haben; aber die beabsichtigte Wirkung wurde vollständig erreicht. Sie hatten mit dem stimmführenden Publikum Abrechnung und Auseinandersetzung gehalten und das lesende auf ihrer Seite. Das Geschrei hörte freilich nicht auf, ja wurde durch die Antworten der Getroffnen und nicht Getroffnen, die eine besondere Xenien-Literatur bilden, nur noch lauter; aber Goethe und Schiller giengen ihren Weg unbekümmert weiter. 'Wir wollen unsre positiven Arbeiten fortsetzen, schrieb Goethe, und dem bösen Geist die Qual der Negation überlassen. Nicht eher als bis sie wieder ganz ruhig sind und sicher zu sein glauben, müssen wir, wenn der Humor frisch bleibt, sie noch einmal recht aus dem Fundament ärgern.' Dieser Aerger wurde auf andrem Wege als dem, durch neue Xenien das eben gegebene Schauspiel der Justificierung zu wiederholen, bei den Gegnern erzeugt, zunächst durch den Musenalmanach für 1798. Beide Dichter zeigten sich hier von einer neuen Seite der Productivität. Der Almanach brachte, neben andern

Gedichten, Schillers Balladen, den Ring des Polykrates, den Ritter Toggenburg, den Taucher, die nadoweſſiſche Todtenklage, die Kraniche des Ibykus, den Gang nach dem Eiſenhammer und die Erzählung: der Handſchuh, denen im folgenden Jahre der Kampf mit dem Drachen, die Bürgſchaft und das Bürgerlied (ſpäter 'das Eleuſiſche Feſt' genannt) folgten, eine ſtattliche Reihe von Schöpfungen, die den Begriff der Ballade, wie er von Bürgers und Stolbergs Leiſtungen abſtrahiert war, weſentlich veränderten und Schiller auf der Stufe zeigten, auf der es ihm gelungen war, die Ideen der Stoffe zu entfalten, nicht mehr dieſe nach jenen zu modeln.

Dieſe Entwicklung ſeiner lyriſchen Poeſie, die mit der dramatiſchen Hand in Hand gieng, umfaßte Schillers ganzen Menſchen. Das war die Frucht ſeines Umgangs mit Goethe. Denn nur der vielmalige continuierliche Verkehr mit einer ſo objectiv ihm entgegenſtehenden Natur, ſein lebhaftes Hinſtreben darnach und die vereinigte Bemühung, ſie anzuſchauen und zu denken, konnten ihn fähig machen, ſeine ſubjectiven Grenzen ſo weit auseinander zu rücken, wie er es in den Balladen und im Wallenſtein gethan. Die Erkenntniß dieſes großen Fortſchrittes beſtimmte ihn, die periodiſchen Unternehmungen, die ſeine Zeit zerſplitterten, aufzugeben, um ſich ungeſtört ſeiner poetiſchen Production hinzugeben. Seiner akademiſchen Thätigkeit hatte er ſchon längere Zeit ſo gut wie entſagt. Er war 1798 ordentlicher Profeſſor geworden, nachdem er einen vertraulich an ihn ergangenen Ruf nach Tübingen, über den die dortigen Univerſitätsacten jedoch nichts enthalten, abgelehnt hatte, bezog aber immer nur noch ſeine zweihundert Thaler Penſion aus des Herzogs Chatoulle, ſo daß er auch von dieſer Seite ſich nicht gerade aufgefordert ſah, ſich für das akademiſche Weſen ſonderlich zu intereſſieren, ſelbſt wenn ſeine Geſundheit es geſtattet hätte. Er hatte ſich in Jena einen Garten gekauft und nach ſeinem Bedürfniß eingerichtet, da er dort wo möglich leben und ſterben wollte. Aber weder zu ſterben hatte er Abſicht, noch Gefallen an dem Leben in Jena. Die häufigen Beſuche in Weimar, der leichtere mündliche Verkehr mit Goethe, das Bedürfniß theatraliſcher Anſchauungen und mancherlei andre Gründe ließen es ihm wünſchenswerth erſcheinen, nach Weimar hinüberzuſiedeln. Er theilte den Wunſch Goethe und dem Herzoge mit und fand das wohlwollendſte Entgegenkommen. Dem Herzog war Schillers Vorſatz ſo erwünſcht, daß er gern beitrug, ihm den Aufenthalt in Weimar zu erleichtern. Er gab ihm von Michaelis 1799 an zweihundert Thaler Zulage und ſchrieb dabei am 11. September (nicht am 11. Juli): 'Ihre Gegenwart wird unſern geſellſchaftlichen Verhältniſſen von großem Nutzen ſein, und Ihre Arbeiten können vielleicht Ihnen erleichtert werden, wenn Sie den

hiesigen Theaterliebhabern (womit der Herzog auch sich selbst bezeichnete) etwas Zutrauen schenken und sie durch die Mittheilung der noch im Werden seienden Stücke beehren wollen. Was auf die Gesellschaft wirken soll, bildet sich gewiß auch besser, indem man mit mehreren Menschen umgeht, als wenn man sie isoliert. Mir besonders ist die Hoffnung sehr schätzbar, Sie öfter zu sehen und Ihnen mündlich die Hochachtung und Freundschaft wiederholt versichern zu können, die ich für Sie hege.' Seine Existenz in Jena war eine absolute Einsamkeit 'und das ist doch zu viel!' Auch seiner Frau war die Existenz in Jena recht lästig geworden, weil sie sich dort immer fremd gefühlt hatte. Sie schenkte Schiller am 11. October 1799 das erste Töchterchen, Karoline — ein zweiter Sohn, Ernst, war am 11. Juli 1796 geboren — und verfiel in eine lebensgefährliche Krankheit (October, November), von der sie kaum leidlich genesen war, als sie mit Schiller am 4. December 1799 nach Weimar zog. Während Schiller anfänglich im Schlosse wohnte, genoß seine Frau im Hause der Frau v. Stein wohlthätiger Pflege. Nach einigen Wochen bezog die Familie die alte Wohnung Oertels, die unmittelbar vor ihnen Frau v. Kalb inne gehabt und jetzt die Familie v. Schardt mit ihnen theilte. Später entschloß sich Schiller zum Ankauf eines eignen Hauses und wählte das von der Gräfin Bachof ehemals bewohnte an der Esplanade, das er von einem Engländer Mellish kaufte. Man wohnte darin, obgleich in der Stadt, wie in einem Garten, da die Bäume der Esplanade damals noch ihre grünen Schatten davor ausbreiteten. An demselben Tage, an welchem Schiller dies Haus bezog, am 29. April 1802, starb seine Mutter zu Cleversulzbach im 69. Jahre; der Vater war schon am 7. September 1796 und die jüngste Schwester Nanette am 23. März desselben Jahrs gestorben. Schiller hatte seine gute Mutter in der letzten Zeit (bis zum Betrage von 697 Gulden) unterstützt und erhielt, als die Erbschaft vertheilt wurde, auf seinen Antheil die Summe von 876 Gulden 34 Kreuzern und 4 Hellern. Die württembergische Regierung bewilligte den Nachlaß der bestehenden Abzugsgelder dieser kleinen Erbschaft, um den Schillers Bevollmächtigter, der Anwalt Cotta, nachgesucht hatte, trotz der angeführten Gründe nicht, 'da kein Grund vorhanden sei'.

Schillers Aufenthalt in Weimar gab ihm keine andere Beschäftigung als die, welche er sich selbst wählte oder dem Herzog zu Gefallen übernahm. Er widmete sich ausschließlich der Poesie, meistens der dramatischen, und nahm an Goethes theatralischer Thätigkeit einen seiner Neigung entsprechenden und durch seine Gesundheit bedingten Antheil. Den Wallenstein hatte er noch in Jena vollendet. Die Tragödie Maria Stuart war in Arbeit, als er den Wohnsitz verlegte, und

wurde in Weimar fertig. Zwischendurch übersetzte er den Macbeth Shakespeares für die weimarische Bühne im Februar und März 1800. Unmittelbar nach der Maria Stuart wandte er sich zur Jungfrau von Orleans, die ihn vom Juni 1800 bis zum 16. April 1801 beschäftigte, aber in Weimar auf unerwartete komische Schwierigkeiten stieß, da der Herzog nicht wollte, daß seine Freundin, die Schauspielerin Jagemann, als Darstellerin der Titelrolle auftrete. Er hatte damals das Stück noch nicht gelesen und sich die Johanna kaum anders als eine Voltairische Pucelle vorzustellen vermocht. Als er seines Irrthums inne wurde, wollte er den Schein nicht haben. Die Aufführung konnte erst im April 1803 stattfinden. Schon im Jahre vorher hatte Schiller die Braut von Messina begonnen, die erst am 31. Januar 1803 vollendet wurde. Einen Stoff, den Goethe 1798 in einem epischen Gedichte hatte behandeln wollen, die Geschichte Tells, nahm Schiller für ein Drama zur Hand, als er von außenher mehrfach darum befragt wurde. Die eigentliche Arbeit begann er am 25. August 1803 und schloß er am 1. Februar 1804 ab. In demselben Jahre verfaßte er das Festspiel 'Die Huldigung der Künste'. Ueber alle diese Schöpfungen bedarf es an dieser Stelle keiner weiteren Bemerkungen. Die Fülle der Leistungen, die Leichtigkeit der Arbeit, die Vollendung der Kunst zeugen von der Reife des Genius, dem die dichterische Welt nun endlich so sehr zur Heimath geworden war, daß er nur zu wählen und die erwählten Gestalten auszusenden brauchte in die kriegerisch durchwühlte Welt, um die Gewißheit eines höheren Lebens, als das von den Zufälligkeiten der Geschichte bedingte, in den Gemüthern der Zeitgenossen zu erwecken und zu bestärken. Nie hat ein Dichter Deutschlands so Schlag auf Schlag Wirkungen erzeugt, wie Schiller in den letzten Jahren, keinem andern ist vorher oder später so die enthusiastische Bewunderung zu Theil geworden, wie Schiller, und keiner hat in schwerer Zeit so sehr zur sittlichen Kräftigung eines Volksindividuums, zur Erhöhung des Muthes und der Freudigkeit auf die Zukunft gewirkt, wie er, der kranke, fast auf sich allein angewiesene, um sein Dasein ringende Dichter. — Und welche Entwürfe trug er noch im Geiste! welche Arbeiten warf er neben diesen Schöpfungen noch mit leichter sichrer Hand in die Zeit!

Des Macbeth aus dem Frühjahre 1801 ist bereits gedacht. Schiller legte die Uebersetzung von H. Leop. Wagner, die wieder auf Wieland und Eschenburg beruhte, zum Grunde und schuf die prosaischen Verse seines Vorgängers zu poetischen um. Auch im innern Bau nahm er Aenderungen vor; die Hexen hob er aus der Sphäre des Gemeinen in das Reich des Furchtbaren; das schöne Lied des Thürmers nach der grauenvollen That war seine Erfindung und von ergreifender Wirkung.

Schiller wollte keine Uebersetzung geben und am wenigsten eine, die mit der begonnenen Shakespeareübersetzung A. W. Schlegels hätte wetteifern sollen. Er hatte das Bedürfniß der Bühne vor Augen, auf der Shakespeare in poetischer Gestalt damals noch ein seltner Gast war. — Denselben Gesichtspunkten folgte er bei der Bearbeitung von Gozzi's Turandot, die er am 2. November 1801 begann und am 27. December desselben Jahres beendete. Da ihm das Italienische fremd war, benutzte er eine deutsche Uebersetzung von Werthes. Turandot war nicht ganz neu auf der deutschen Bühne; schon am 27. September 1777 wurde auf dem Berliner Theater 'Hermanide oder das Räthsel', ein Lustspiel in fünf Acten gegeben, das Schmidt nach dem Stücke Gozzi's bearbeitet hatte. Aber weder mit diesem, noch mit dem von Werthes, noch mit Gozzi's eignem Stücke hatte Schillers Arbeit den Vergleich zu scheuen, da sein Spiel fast wie ein selbstständiges Werk daneben tritt. Die Räthsel, die er einflocht und die bei wiederholten Darstellungen gewechselt wurden, gaben ganz beiläufig dieser Gattung von Poesie einen neuen Charakter, indem der Reiz nicht mehr allein auf dem geheimnißvollen Wort, sondern auf der schönen Anschauung des Gegenstandes beruhte. — Dem Herzog Karl August zu Gefallen übersetzte Schiller (vom 7. Januar bis 5. März 1803) das französische Lustspiel 'der Parasit', das am 12. October 1803 in Weimar gegeben und wie 'der Neffe als Onkel', der im Mai 1803 fertig war und am 18. Mai zuerst auf der Bühne erschien, seitdem häufig wiederholt wurde. In seinem letzten Winter unterzog sich Schiller einer Uebersetzung der Phädra von Racine, die bei aller Freiheit und Leichtigkeit so treu ausfiel, daß ihr das Original zur Seite gedruckt werden konnte. Der Dichter war kurz vor Weihnachten 1804 an die Arbeit gegangen und am 14. Januar 1805 nach sechsundzwanzig Tagen damit fertig. Die erste Aufführung hatte am 30. Januar 1805, dem Geburtstage der Herzogin Louise, statt. Die Uebersetzung hat sich auf der deutschen Bühne erhalten, von der die beiden vorhin erwähnten Picard'schen Lustspiele und leider auch Turandot verschwunden sind. Die Räthselprinzessin erscheint wenigstens so selten, daß Jahre hingehen können, ehe sie einmal hier oder da die Hörer erfreut.

Allen diesen Arbeiten lag der Plan zum Grunde, dem Publikum eine Uebersicht über die vorzüglicheren Werke der auswärtigen dramatischen Literatur zu verschaffen, ein Plan, der wieder mit einem andern zusammenhieng, die ältere deutsche und die fremde Literatur in einer Reihe von Bänden zu vergegenwärtigen. Doch blieb dieser Vorsatz unausgeführt, wie so viele andre Entwürfe Schillers. Nur einzelne ältere Stücke, wie Goethes Iphigenie und Lessings Nathan (November 1801), wurden in Schillers Bearbeitung auf die Bühne gebracht.

Wenn Schiller eines seiner großen Dramen vollendet hatte, drängten sich immer gleich mehre Stoffe zur Bearbeitung auf, bald die Malteser, bald Warbeck, bis ein ganz neuer Plan die Neigung für diese älteren Entwürfe verdrängte. Mancherlei Aufzeichnungen dieser Art sind unter seinen Papieren gefunden worden. So bemerkt er, daß er am 4. Juli 1801 den Plan zur Gräfin von Flandern vorgenommen, am 12. Juli 1804 zur Prinzessin von Cleve sich entschlossen habe. Dieselbe Notiz findet sich am 10. März 1804 in Bezug auf den Demetrius, ein Trauerspiel, an dem er noch wenige Tage vor seinem Tode arbeitete. Zu den Entwürfen seiner letzten Jahre gehörte noch 'Narbonne oder die Kinder des Hauses'. 'Auch eine Idee zu einer Komödie habe ich, schrieb er an Körner im Mai 1801, fühle aber, wenn ich darüber nachdenke, wie fremd mir dies Genre ist. Zwar glaube ich mich derjenigen Komödie, wo es mehr auf eine komische Zusammenfügung der Begebenheiten, als auf komische Charaktere und Humor ankommt, gewachsen; aber meine Natur ist doch zu ernst gestimmt, und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen.' Diese Komödie mochte 'die Polizei im Schauspiel, die Pariser Polizei' sein, ein Stück, von dem sich skizzierte Vorarbeiten erhalten haben. In dem Verzeichniß seiner Stoffe nennt Schiller auch als Tragödien eine Agrippina, eine Charlotte Corday, als Schauspiel die Flibustiers und andre Namen, von denen es ungewiß bleibt, für welche Form die dadurch bezeichneten Stoffe bestimmt waren. Daß nicht mit jedem Namen ein dramatisches Werk gemeint war, scheint 'Rudolph von Habsburg' anzuzeigen, ein Stoff, den Schiller im Sommer 1803 zu einer Ballade für das Cotta'sche Damentaschenbuch bearbeitete, wie er denn, nachdem er seine Gedichte 1800—1803 gesammelt hatte, kleinere Gedichte in Taschenbücher ausstreute, außer dem genannten in das Taschenbuch der Liebe und Freundschaft, in das Taschenbuch zum geselligen Vergnügen.

Der Aufenthalt in Weimar wurde Schiller in vielen Beziehungen sehr angenehm gemacht. Wie ihn der Herzog schätzte, zeigte sich auch in der Art, mit der er ihm den Zutritt zu Hofe, von dem die Etikette den Bürgerlichen ausschloß, dadurch möglich machte, daß er ihm ein Adelsdiplom auswirkte, das, vom 7. September 1802 datiert, ihm am 16. November zukam. Fritz v. Stein sprach aus, was Schiller und seine Frau dabei dachten: 'Es hat mich gefreut, so wenig Werth Schiller auch darauf legen mag. Wenn Sie auch beide nichts dabei gewonnen haben, so hat doch der Herzog und die Herzogin den Vortheil erlangt, Sie öfters zu sehen, und vielleicht kann es Ihren Kindern nützen'. Auch von andern Seiten wurden Schiller mancherlei Auszeichnungen und Ehrenbezeugungen zu Theil, auf die er indeß wenig Werth legte. Am

freudigsten mochte er überrascht werden, als er am 7. Januar 1803 die Summe von 650 Thalern ohne Namen des Gebers aus Frankfurt zugeschickt bekam, eine Sendung, der am 10. October 1803, wiederum anonym, 620 Thaler in Bancozetteln aus Regensburg, und am 22. Juni 1804 542 Thaler in Wiener Bancozetteln (1085 Gulden) aus Aschaffenburg folgten. Die Hand Dalbergs, der nun die Mittel gefunden, die er lange gehofft, ließ sich in diesen Sendungen an den Dichter, der noch immer mit Sorgen zu kämpfen hatte und zum eignen Trost Etats für die Zukunft mit hypothetischen Zahlen entwarf, leicht erkennen. Er suchte zu geben, was man in Weimar nicht glaubte geben zu können, um den Dichter sorglos zu stellen. Es ist wahr, Schiller hatte in Vergleich mit seinen früheren Verhältnissen jetzt glänzende Einnahmen, 1802 lassen sich ihm 2607 Thaler, 1803 etwas weniger, 2203 Thaler, 1804 etwas mehr, 2648 Thaler, mit Sicherheit nachrechnen, aber er konnte für seine Familie, die sich am 25. Juli 1804 um eine Tochter, Emilie, vermehrt hatte, fast nichts zurücklegen, und am 4. Juli 1800 schrieb er an seine Frau, die in Rudolstadt bei der Mutter zum Besuch war: 'Kirms hat mir (von der Aufführung der Maria Stuart) noch kein Geld geschickt, und ich bin mit meinen Finanzen sehr auf der Neige. Von Berlin oder Leipzig kann ich vor drei oder vier Wochen nichts erwarten, weil da alles langsamer geht. Könntest du etwas mitbringen, so wär's recht gut, es brauchte nicht länger als auf einen Monat zu sein.' Die Einlagen in die Wirthschaftscasse wurden kleiner und ängstlicher. Und als dann unerwartet rasch Opitz aus Leipzig am 17. Juli zehn Louisd'or sandte, wurde die Einlage auf das übliche Maaß zurückgeführt und ein Klafter Holz gekauft. Am 20. December 1804 war er seiner Schwiegermutter noch 600 Thaler schuldig und verkaufte einen Brillantring, ein Geschenk der Kaiserin von Rußland, um diesen Posten zu tilgen. — Dazu kam, daß Schiller außer mit Goethe in Weimar fast gar keinen Umgang hatte. Herder stand in den ersten Jahren entfremdet, fast feindselig gegenüber; auch starb er schon 1803. Wieland hatte keinen Verkehr mit Schiller und sprach hinter seinem Rücken sehr wegwerfend über seine Werke. Wie man in den vornehmen Kreisen über die 'langen Schillerschen Stücke', ja über den Dichter selbst sprach, kann man aus dem redseligen Gouvernantengeschwätz Henriettens, der Schwester Knebels, schließen. Das herzogliche Haus selbst war Güte und Freundlichkeit gegen Schiller und die Seinen, aber das machte keine Existenz, wie Schiller sie wünschen mußte, dessen größtes Bedürfniß es war, ein gehaltvolles Gespräch zu führen und mit geistvollen Menschen in seinen Ideen sich weiter zu bringen. Außer dem Hause hatte er dafür niemand als Goethe und dieser war oft von Weimar abwesend. Seine

beste Freude war seine Thätigkeit, sie machte ihn glücklich in sich selbst und unabhängig nach außen. Aber begreiflich ist es, daß er an seinen Schwager nach Petersburg (20. März 1804) schreiben konnte: 'Ich verliere hier zuweilen die Geduld, es gefällt mir hier mit jedem Tage schlechter, und ich bin nicht Willens, hier in Weimar zu sterben. Nur in der Wahl des Orts, wo ich mich hinbegeben will, kann ich mit mir noch nicht einig werden. Es sind mir Aussichten nach dem südlichen Deutschland geöffnet. An meiner hiesigen Pension von 400 Thalern verliere ich nichts, weil es hier so theuer zu leben ist, und mit den 1500 Thalern, die ich jährlich hier zusetze, kann ich in Schwaben und am Rhein ganz gut leben. Es ist überall besser als hier, und wenn es meine Gesundheit erlaubte, so würde ich mit Freuden nach dem Norden ziehen.' Dorthin zu ziehen, konnte ihm seine Gesundheit, die das weimarische Klima aushalten mußte, nicht verbieten, und er machte den Versuch dazu.

Schillers alter Freund von Mannheim her, Iffland, seit 1796 Director des k. preußischen Nationaltheaters in Berlin, hatte wiederholt Gastvorstellungen in Weimar gegeben und dabei auch die alte Bekanntschaft mit Schiller erneuert. Er forderte den Dichter auf, einmal in Berlin der Darstellung einiger seiner Stücke, die dort wie überall die Lieblingsstücke des Publikums waren, beizuwohnen. Schiller fühlte das Bedürfniß, sich in einer fremden und großen Stadt einmal zu bewegen. Es war seine Bestimmung, für eine größere Welt zu schreiben, da seine dramatischen Arbeiten auf sie wirken sollten, und er sah sich in Weimar in so engen kleinen Verhältnissen, daß es ihm ein Wunder schien, wie er nur einigermaßen etwas leisten konnte, das für die größere Welt war. So folgte er der Aufforderung Ifflands und reiste mit Frau und Kindern von Weimar am 26. April 1804 ab über Weißenfels nach Leipzig, wo er vom 27. Mittags bis zum 29. Rast machte und am Abend nach Wittenberg weiterfuhr. Am letzten April Abends war er in Potsdam und am 1. Mai Mittags in Berlin. Am 2. Mai aß er bei Hagens zu Mittag und wohnte Abends der Oper bei, als die Zauberflöte gegeben wurde. Am folgenden Tage besuchte er Iffland und ein Concert. Abends war er bei Hufeland, der eine größere Gesellschaft versammelt hatte. Schiller war, nach dem Bericht eines der Anwesenden, lebhaft, mittheilend freundlich und gab auch den jüngeren Leuten den Muth, an der Unterhaltung bescheidentlich Theil zu nehmen. Leider war sein Aussehen schon krankhaft; seine geistige Kraft verleugnete sich aber dennoch nicht im mindesten. Auch Henriette Herz, die ihn damals sah, sein Aeußeres bedeutend nennt, und seines hohen Wuchses, des edlen Profils der obern Gesichtstheile gedenkt, fand die bleiche Farbe

und das röthliche Haar einigermaßen störend. 'Belebten sich die Züge im Laufe der Unterhaltung, überflog dann ein leichtes Roth seine Wangen und erhöhte sich der Glanz seines blauen Auges, so war es unmöglich, irgend etwas Störendes in seiner äußern Erscheinung zu finden. In seiner Unterhaltung stellte er sich als ein sehr lebenskluger Mann dar, der namentlich höchst vorsichtig in seinen Aeußerungen über Personen war, wenn er durch sie irgend Anstoß zu erregen glauben durfte.' Von den Persönlichkeiten, mit denen er in Berlin verkehrte, nennt er, außer dem Schauspieler Beschort und der Schauspielerin Bethmann, den Componisten Romberg, der sein Lied von der Glocke gesetzt hatte, den Dr. Stoll, dessen nach dem Französischen bearbeitetes Lustspiel 'Scherz und Ernst' in Weimar aufgeführt war, Bernhardi, Tiecks Schwager, den Professor der Geschichte Ditmar, seinen früheren Zuhörer J. Benjamin Erhard, der jetzt Arzt in Berlin war, und Goethes Freund Zelter. Am 4. Mai war er bei Iffland zu Tisch gebeten, dessen Haus im Thiergarten allerliebst und ordentlich ein Ideal von einer Gartenwohnung, sehr artig erbaut war; die waldige Hecke verbarg den Sand. Am Abend wurde die Braut von Messina gegeben. Es war dafür gesorgt, daß die Berliner von Schillers Gegenwart Kunde hatten. Als er in die Loge trat, empfieng ihn das volle Haus mit einem Jubel, der nicht enden wollte; alle ohne Ausnahme, Männer und Frauen, Jung und Alt, standen von ihren Sitzen auf und begrüßten den tiefgerührten Dichter, der nach dem Schlusse der Vorstellung durch eine lebendige, ihn abermals mit lauten Freudenbezeugungen begrüßenden Gasse wandeln mußte. Für den Mittag des 5. war Schiller bei dem Prinzen Ludwig Ferdinand zu Tisch geladen; er erschien, verließ aber die Gesellschaft, da er von seinem Uebel ergriffen wurde. Iffland brachte den Dichter, der nun der am Abend stattfindenden Vorstellung seiner Räuber nicht beiwohnen konnte, nach Hause. Er soll am Abend Werners Söhne des Thales im Manuscript, das ihm Iffland gegeben haben will, gelesen haben, was deshalb unmöglich ist, weil Werner die Handschrift erst am 4. August an Iffland einsandte. Am 6. Mai hatte sich Schiller so weit erholt, daß er einer Vorstellung der Jungfrau von Orleans beiwohnen konnte. Bei dem Krönungszuge bemerkte Schiller gegen Iffland: 'Sie erdrücken mir ja mein Stück mit dem prächtigen Einzuge!' Bekanntlich wurde dieser Zug in der Folge als selbstständige Vorstellung gegeben, so daß der unnütze Theaterpomp das Stück nicht nur erdrückte, sondern verdrängte. Nach einigen still verlaufnen Tagen sah Schiller am 10. Mai das Lustspiel 'die Aussteuer' und am folgenden Tage die Gluckſche Iphigenie, am 12. zum zweitenmale die Jungfrau von Orleans, nach der er bei Hufeland soupierte. Am 13. wurde er der Königin vorgestellt,

die ihm schon in früherer Zeit bei einem Besuche in Weimar unverkennbare Beweise des Wohlwollens gegeben hatte und nun seine Söhne Karl und Ernst mit ihren Söhnen, dem Kronprinzen und Prinzen Wilhelm, bekannt machte. Den Mittag verbrachte er wiederum bei Iffland, der ihn am 14. mit einer Darstellung von Wallensteins Tod erfreute und ihm am 16. einen Brief an den Minister Beyme in Potsdam mitgab. Dorthin reiste er am 17. Mai ab und speiste mit den Seinen bei Beyme zu Mittag. Hier wurden die Wünsche Schillers, sich in Berlin niederzulassen, besprochen, und Beyme versicherte 1830 als 'amtlich nur ihm bekannte Thatsache, daß der König dem Dichter aus eigner Bewegung ein Gnadengehalt von jährlich dreitausend Thalern nebst freiem Gebrauch einer Hofequipage zugesichert habe und daß nur Schillers nachher erfolgte Krankheit und frühzeitiger Tod den Monarchen und das engere Vaterland um den Vorzug gebracht, in Schiller einen ausgezeichneten Preußen mehr zu zählen.' Die Sache verhielt sich dennoch nicht ganz so, wie sich gleich zeigen wird. Die Nacht logierte Schiller bei dem alten Stuttgarter akademischen Genossen Massenbach und reiste am 18. von Potsdam über Wittenberg, Leipzig und Naumburg nach Weimar zurück, wo er am 21. Mai wieder eintraf. Nach seinen Briefen an Körner wußte er am 28. Mai noch nicht, ob die Bedingungen, die er zu machen genöthigt war und die mit Beymes angeblichen Bewilligungen übereinstimmten, nicht zu hoch gefunden würden. Er hatte dieselben erst von Weimar aus auf Beymes Wunsch diesem mitgetheilt, so daß sie in Potsdam nicht erörtert waren. Schiller theilte am 5. Juni dem Herzoge Karl August die Lage der Sache mit und erklärte, daß wenn ihm ein nur etwas bedeutender Ersatz angeboten werde, er in Weimar bleiben wolle. Mit Dankbarkeit erwiederte der Herzog am 6. Juni und bat, ihm die Mittel zu bezeichnen, durch welche er dem Dichter den ihm so erfreulichen Vorsatz, in Weimar zu bleiben, belohnen und seine Existenz als Hausvater in eine Lage bringen könne, die Schiller für die Dauer nicht bereuen lasse, das kleinere Verhältniß dem größeren vorgezogen zu haben. Schiller bekannte freimüthig, daß er eine Verdopplung seines Jahrgehalts wünsche. Der Herzog bewilligte das sofort und versprach, bei erster Gelegenheit das Tausend voll zu machen. Am 8. Juni schrieb er nun an Schiller: 'Ich freue mich unendlich', Sie für immer den Unsrigen nennen zu können. Es würde mir recht angenehm sein, wenn meine Idee realisiert würde, daß die Berliner beitragen müßten, Ihren Zustand zu verbessern, ohne dem unsrigen dadurch zu schaden.' Diese Idee bestand darin, daß Schiller nicht ganz nach Berlin ziehe, sondern nur auf gewisse Zeiten im Jahre dort zubringe. Er schrieb an Hufeland, er kenne sich zu gut, um nicht

überzeugt zu sein, daß die Zerstreuungen einer großen Stadt, sowie überhaupt die größere Bewegung um ihn herum das glimmende Fünkchen seiner Thätigkeit ganz ersticken würde. Um etwas Poetisches zu leisten, müsse er sechs bis acht Monate im Jahre einsam leben, und dazu sei ein Ort wie Weimar, dem es nicht ganz an einigem belebenden Umgang fehle, eben recht. Er habe den Wunsch, seinen Aufenthalt zwischen Berlin und Weimar zu theilen, der Behörde mitgetheilt und sehe mit Erwartung dem Erfolge entgegen. Am 11. October hatte er von Berlin noch nichts vernommen und er hat auch niemals eine Antwort erhalten, so daß, wenn Beymes Versicherung wahr ist, die Mittheilung über den Entschluß des Königs seine Pflicht und die Versäumung derselben eine unverantwortliche Nachlässigkeit war. Uebrigens glaubte Schiller schon im October, in seinen damaligen Umständen jedes Engagement ausschlagen zu müssen, da er seiner Gesundheit gar nicht viel zutrauen könne.

Im Juli 1804 hatte er einen so heftigen Anfall, daß Starke, wie er später gestand, ihm keine Stunde mehr zutraute. Die Krankheit dauerte nur drei bis vier Tage, aber sechs Wochen später spürte er kaum eine Zunahme körperlicher Kraft. Geistig erholte er sich sehr bald. Aber Husten, Katarrh, Fieberanfälle hatte er seitdem fast immer, den ganzen Winter hindurch. Bei den Festlichkeiten zum Empfang der Großfürstin im November schonte er sich nicht genug. Die Folgen blieben nicht aus. Dennoch arbeitete er, übersetzte die Phädra und versuchte, ob er die Stimmung zum Demetrius erreichen könne. Aber aller Lebensmuth war fast ertödtet, er war bis auf die Wurzel erschüttert. Im Februar 1805 war er wieder vierzehn Tage sehr krank. Er erholte sich nochmals und klammerte sich mit ganzem Ernst an seine Arbeit, den Demetrius, an, war ziemlich fleißig, aber konnte wegen der langen Entwöhnung von der Thätigkeit und der zurückgebliebnen Schwäche nur langsam fortschreiten. Er wechselte den Gegenstand und beschäftigte sich mit einem historischen Stoffe, der so, wie er ihn nahm, volle tragische Größe hatte und in gewissem Sinne das Gegenstück zu der Jungfrau von Orleans heißen konnte, ob er gleich in allen Theilen davon verschieden war. Bei allen Leiden seines Körpers vergaß er in der Nähe seiner Lieben sich selbst und war heiter, liebend theilnehmend. Sie, die ihn schon öfter so krank gesehen, hofften auch jetzt, freuten sich über jeden Beweis seiner Kräfte. Er war im April wiederholt und noch am 28. am Hofe und besuchte das Schauspiel häufig. Als er am 29. April aus dem Hause trat, um mit seiner Schwägerin ins Theater zu gehen, wo Klara von Hoheneichen gegeben wurde, nahm er von Goethe, der ihn besucht hatte, Abschied; beide dachten nicht, daß es der letzte sein werde. Gegen seine Schwägerin Karoline v. Wolzogen äußerte er, sein Zustand

sei ganz seltsam, in der linken Seite, wo er seit langen Jahren immer Schmerz gefühlt, fühle er nun gar nichts mehr. Es war sein letzter Ausgang.

Am 1. Mai befiel ihn wieder ein Katarrhfieber, das er für einen der Anfälle nahm, an die er schon gewöhnt war, und nicht für bedenklich hielt. Er empfieng Freunde und unter andern auch Cotta, der auf der Reise zur Buchhändlermesse nach Leipzig begriffen war. Geschäfte, die er mit ihm hatte, verschob er bis zu dessen Rückreise. Er fragte die Seinen um Blumen, aber sie konnten ihm keine bringen, da der ungewöhnlich kalte und rauhe Mai keine aus der harten Erde ließ. Die Temperatur war ihm nicht wohlthätig. Der Husten mehrte sich und griff ihn stärker an. Nur bekannte Gestalten waren noch bei ihm. Der junge Voß hatte sich zur Pflege erboten; Schiller lehnte ab; er war am liebsten mit den Seinen und seinem treuen Diener Rudolph allein. Die Frauen suchten ihn ruhig zu halten und machten ihm, als der Arzt am 4. Mai ein Bad verordnet hatte, begreiflich, daß es ihm wohl thun werde. Er nahm das Bad und es bekam ihm so gut, daß er sagte, er habe nun völliges Vertrauen zu sich selbst und wisse nun, wie er sich in Zukunft behandeln müsse. Seine Frau mußte an Cotta nach Leipzig schreiben, daß er besser sei; Karoline sollte es Wolzogen mittheilen, der mit der Großfürstin, Prinzessin Karoline und Schillers gewohntem Arzte Starke in Leipzig war. Vom 4. Mai an schlief er wenig mehr; am 5. begann er zu phantasieren; nichts von Kanonen und Schlachten. Aber wenn er sich selbst fühlte, fühlten auch die Seinigen seine Liebe. Er ließ seine Kinder Ernst und Emilie kommen und freute sich über die Kleinen. Von seiner Frau nahm er, auch wenn er noch so sehr phantasierte, Medicin und verlangte oft nach seiner Schwägerin Karoline, die ihn mit treuer Liebe pflegen half. Als sie ihn am Abend des 7. Mai besuchte, wollte er, ihrem Bericht zufolge, wie gewöhnlich ein Gespräch anknüpfen, über Stoffe zu Tragödien, über die Art, wie man die höheren Kräfte im Menschen erregen müsse. Um ihn ruhig zu halten, antwortete sie weniger lebhaft als sonst. Er sagte: 'Nun, wenn mich niemand mehr versteht und ich mich selbst nicht mehr verstehe, so will ich lieber schweigen.' Er schlummerte bald darauf ein, sprach aber viel im Schlafe. Am 8. Mai phantasierte er viel. Als Karoline an sein Bett trat, seine Hand faßte und fragte, wie es gehe, sagte er: 'Heiter, immer heiter.' Es waren die letzten Worte, die sie von ihm hörte. In der Nacht rief er aus: 'Du von oben, bewahre mich vor langem Leiden!' Am Donnerstag Morgen, 9. Mai, trat Besinnungslosigkeit ein. Er sprach nur unzusammenhängende Worte. Als seine hohe Natur unterlag, als der Krampf sein Gesicht entstellte, hob seine Frau den gesunknen Kopf auf, ihn in eine

bessere Lage zu bringen. Er lächelte sie freundlich an und sein Auge hatte den Ausdruck der Verklärung. Sie sank an seinen Kopf; er küßte sie. Dies war das letzte deutliche Zeichen seiner Besinnung. Als er nach harten Krampfanfällen gegen Nachmittag einschlief, gieng Charlotte, um ihn nicht zu wecken, in die Nebenstube zu ihrer Schwester und sagte, der guten Natur von Schillers Eltern gedenkend, da er jetzt schlafe, habe sie Hoffnung, seine Natur sei gut. Da rief der Bediente, der am Bette geblieben war, die Frauen in das Zimmer. Der Krampf verzog das Gesicht des Sterbenden, sein Blick fand die Lieben nicht mehr; Charlotte suchte die geliebte Hand zu erwärmen; sie war kalt. Es fuhr wie ein elektrischer Schlag über seine Züge; dann sank das Haupt zurück; die vollkommenste Ruhe verklärte sein Antlitz; seine Züge waren die eines sanft Schlafenden.

Bei der Section fand sich, daß der linke Lungenflügel völlig zerstört war. Die Aerzte, berichtet Henriette v. Knebel, stimmen darin überein, daß sie niemals einen so ganz verdorbnen und aufgelösten Körper angetroffen. Sie fand, als sie mit der Prinzessin Karoline die Hinterbliebenen besuchte, die Wittwe von tiefem, aber doch sanftem Schmerz erfüllt. Charlotte richtete sich an Schillers kräftigem Vorbilde auf. Die Wolzogen war viel heftiger.

Am 11. Mai sollte Theatervorstellung sein. Die Schauspielerin Jagemann setzte es durch, daß die Bühne geschlossen blieb und erst am 13. wieder geöffnet wurde. Ihr Bruder, der Maler Jagemann, hatte Schiller im Tode gemalt. Das Begräbniß war auf den 11. Mai angesetzt. Die Schneiderinnung hätte den Dichter zu Grabe getragen, wenn nicht der Commissionssecretär Karl Schwabe (später Bürgermeister in Weimar) mit raschem, energischem Eifer eine würdigere Begräbnißfeier, als die übliche, zu Stande gebracht hätte. Er versammelte zwanzig bis einundzwanzig Männer, darunter den jüngeren Heinrich Voß, den Amtsadvocaten und den Doctor Treutter, den Dr. Schütz, den Bildhauer Klauer, den Kriegssecretär Helbig, Dr. Schwabe, Registrator Irgang, Candidaten Brehme, Dr. Kannegießer, den Amtsadvocaten Oettelt aus Eisenach, Kammersecretär Lungershausen, die Maler Jagemann und Westermeyer, den Bildhauer Weisser und den Kupferstecher Stark, noch am Abend des 11. Mai, und sie waren es, die den edlen Todten zwischen zwölf und ein Uhr durch die kalte mondhelle Mainacht aus der stillen lautlosen Stadt nach dem alten Kirchhofe vor der Jacobskirche trugen, wo der Sarg im sogenannten Cassengewölbe durch eine Fallthür an Seilen zu den übrigen niedergelassen wurde, die in dieser feuchten schaurigen Behausung des Todes moderten. Als die Versammelten sich zur Heimkehr wendeten, sahen sie Schillers Schwager Wolzogen, der auf die in

Naumburg empfangene Trauerkunde herbei geeilt war, laut schluchzend zwischen den nahen Grabhügeln herumirren. Auch Froriep, Professor in Halle, und damals zum Besuch in Weimar, will dem Sarge gefolgt sein. Am folgenden Tage, Sonntag 12. Mai, wurde in der Jacobskirche die kirchliche Feier begangen. Generalsuperintendent Vogt hielt die Gedächtnißrede; die herzogliche Capelle führte eine Trauermusik aus Mozarts Requiem auf. Das geräumige Gotteshaus faßte die Menge der Zuhörer nicht, viele standen vor den Eingangsthüren.

Als im März 1826 das Cassengewölbe aufgeräumt, von den Särgen und Leichen geleert werden sollte, war es wiederum allein Schwabe, der sich um die Auffindung der Gebeine Schillers bemühte und mit Hülfe eines Gypsabgusses, den Klauer zu Schillers Lebzeiten von dessen Kopfe genommen, den Schädel unter dreiundzwanzig herausfand, eine Entdeckung, die von den Aerzten Huschke, Froriep und Schwabe bestätigt wurde. Dieser Schädel wurde auf der weimarischen Bibliothek in den Untersatz der Danneckerschen Büste, die der Großherzog für zweihundert Ducaten von Schillers Erben gekauft hatte, aufbewahrt. Goethe ließ, was osteologisch nicht schwierig war, nach dem Schädel auch die übrigen Gebeine Schillers ermitteln und diese wurden sammt dem Schädel auf Veranlassung des Königs Ludwig von Baiern in der herzoglichen Gruft beigesetzt, wo später auch Goethes Sarg seine Stelle neben der des Freundes fand.

Gedichte.

Als Schiller im Jahre 1803 bei der abschließenden Sammlung seiner Gedichte darin auch einigen Stücken aus seiner frühesten Zeit, wenn auch in gemilderter Form, eine Stelle gönnte, unterschied er diese wilden Producte eines jugendlichen Dilettantismus von den übrigen, die er theils als Versuche einer anfangenden Kunst und eines mit sich selbst noch nicht einigen Geschmacks, theils als das Werk einer reiferen Einsicht bezeichnete. Indem er kein Bedenken trug, sich dem Publikum auf einmal in der Gestalt darzustellen, in welcher er nach und nach vor demselben erschienen war, entschuldigte er die Aufnahme des Unvollkommenen damit, daß es sich größtentheils schon in den Händen des Lesers befinde, der es sich nicht gern entreißen lasse, da es ihm durch irgend eine Beziehung oder Erinnerung lieb geworden sei, und da selbst das Fehlerhafte wenigstens eine Stufe in der Geistesbildung des Dichters bezeichne. Dieser Aufforderung zur historischen Betrachtung der Gedichte, die von der Anthologie bis auf die jüngst entstandenen sich durch einen Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren hinzogen, gab sein Freund Körner bei der Herausgabe der Werke noch mehr Nachdruck, indem er die sämmtlichen aufgenommenen Gedichte in drei Perioden schied. Von dieser Anordnung ist bisher weder von den Herausgebern noch von den Erklärern und Literarhistorikern abgewichen, doch erscheint eine derartige äußerliche Sonderung gewahrt, da die Grenzen nicht scharf zu ziehen sind und Schiller selbst eine solche weder vorgenommen noch beabsichtigt hat. Nur den unberechtigten Ansprüchen, daß alle den Jahren nach oft weit auseinanderliegende Gedichte der Sammlung gleich werthvoll und gleichmäßig vollendet sein sollten, trat er entgegen und forderte die Leser auf, die Stufen seiner Bildung nicht zu übersehen.

Schiller begann seine Uebungen in Versen schon sehr früh. Auf der militairischen Pflanzschule (seit 1773) und eifriger noch auf der herzoglichen Militairakademie (seit 1775) setzte er dieselben fort, weder von den Lehrern, von denen der Prof. Haug einige Stücke veröffentlichte, noch von dem Herzoge, zu dessen Geburtstage (am 11. Februar 1779) er ein Festspiel 'der Jahrmarkt' dichtete, in diesen Beschäftigungen gehemmt. Es war natürlich, daß ein so junger Dichter, der seine Entwicklungsjahre in casernenartiger Abgeschlossenheit verbrachte, wenig innere Lebenserfahrung zur Ausfüllung der von seinen Mustern erlernten Formen mitbringen konnte. Dazu kam die Unfreiheit in der

Wahl der sich anbietenden Stoffe. Während der despotische Unterdrücker vor Augen stand, mußte sich der jugendliche Dichter gegen den allgemeineren Charakter des Eroberers, der nicht gerade ein Unterdrücker zu sein brauchte, ergrimmen, um sich seiner Empfindungen zu entledigen. Das gab in frühem Alter einen Zug, das Besondere zum Allgemeinen zu erweitern und die Empfindungen, welche das Denken über den einzelnen Gegenstand erweckte, umfassender aussprechen zu wollen, als innere und äußere Erfahrung es gestatteten, umgekehrt auch für die abstracten allgemeinen Ideen, welche der Unterricht ergab, specielle Gegenstände zu suchen. Die Unwahrheit dieser Art der Poesie, die den Gegenständen nur durch das Mittel der Reflexion beizukommen vermag, spricht sich deutlich genug in den Erzeugnissen aus, die in die Zeit fallen, welche Schiller nach seiner Entlassung aus der Militairakademie in Stuttgart verlebte. Die meisten derselben veröffentlichte er in seiner 'Anthologie für 1782'. Sie sind nach Gehalt und Form, vom stofflichen, sittlichen und ästhetischen Standpunkte betrachtet, allerdings wilde und rohe Producte, voll von üppig-sinnlichen Phantasien, die sich theils in metaphysische Ueberschwenglichkeiten versteigen, theils mit den Bildern der Vergänglichkeit und Verwesung hinter dem lachenden blühenden Schein des Lebens ein widerliches Spiel treiben. Der junge Physiolog und Mediciner beherrscht nur zu oft den Dichter und in manchen seiner kleinen Schöpfungen weht ein Odem wie im Secirsaal oder im Lazareth. Dabei zeigt sich die Form, wie viel Sorgfalt auch darauf verwendet sein mag, in Versbau und Reim, in grammatischer und lexikalischer Beziehung, sehr ungebildet und schülerhaft. Darf man aus diesen Gedichten, selbst wie sie verkürzt, gemildert und ausgewählt in der von Schiller veranstalteten Sammlung vorliegen, auf sein Leben und Treiben in Stuttgart zurückschließen, wie sie denn jedenfalls sein inneres Leben jener Zeit offenbaren, so war es durchaus nothwendig, daß er durch einen plötzlichen Ruck in einen andern Boden versetzt wurde, wenn er in diesem sinnlich-übersinnlichen Treiben nicht verkommen sollte. Wie tief die mit jenen Zuständen verbundenen Uebel bei ihm eingedrungen, zeigte er am Abschluß dieser Lebensstufe in der 'Resignation', in der er, gleichgültig ob er im eignen oder fremden Namen spricht, sich in der Selbsttäuschung darstellt, einem idealen Streben allen Genuß geopfert und keinen Gewinn dafür gehabt zu haben, während der Genuß am Glauben auf seine Zukunft, wie er ihn sich in seiner Weise bereitet hatte, den Lohn vorweg genommen und nun bei der weiteren Lebensentwicklung nur Enttäuschungen zur Folge hatte. In demselben Moment, wo er *den* Glauben und *die* Hoffnung, die ihn bisher erfüllt hatten, aufgab, gewann er erst den rechten Glauben und den rechten Genuß in einer neuen Thätigkeit. Zwar

blickte er auch in späteren Jahren (in den 'Göttern Griechenlands') elegisch in diese überwundene Periode zurück, aber er hatte andere Formen für seine poetische Einkleidung seiner Gedanken über die Stoffe gefunden und seine Denkweise selbst war reifer und gesunder geworden. Die Eigenschaft aber behielt seine Dichtweise noch, durch das Medium des prächtig und herrlich gekleideten und geschmückten Gedankens sich den Gegenständen zu nähern, so daß er endlich, der Schwierigkeiten dieses Weges müde, sich für eine lange Zeit ganz enthielt, seine Reflexionen poetisch herauszubilden, um den Stoff zu fassen; seine Anschauungen im Studium der Geschichte erweiterte und in der eifrigsten Hingabe an die Philosophie seinem ganzen Wesen eine neue Kräftigung, eine Reinigung und Erhebung gewann, wie er sie im Wechselspiel des Dichtens und der Speculation bis dahin nicht zu erreichen vermocht hatte. Als er so ausgerüstet nach Jahren der Unterbrechung zur Poesie und zunächst zur lyrischen zurückkehrte, bahnten ihm die Xenien einen Weg zu der Realistik, die seiner Natur überhaupt gegönnt war. Die Kunst Goethes, die Dinge rein hinzustellen und doch so, daß sie wie eine kleine lebensvolle Welt von unermeßlicher Wirkung sind, war ihm versagt. Aber da er in sich einig geworden, seine Natur durch unsägliche Willenskraft auf die Stufe gehoben hatte, nach der er im wilden Drange der Jugend gestrebt, der er sich in reiferen Jahren auf schwierigen Wegen, die nicht selten in die Irre liefen, zu nähern gesucht, und die er nun, seine Kräfte einzeln übend, um sie gesammelt wirken lassen zu können, erreicht hatte, suchte er die Gegenstände für seine Ideen nicht mehr, sondern wußte mit einer unvergleichlichen Herzensinnigkeit aus den sich zufällig anbietenden, dem ahnungslosen Blick mitunter sehr geringfügig erscheinenden Stoffen die Idee so einfach, mühelos und sicher, mit einer so großen Vollkommenheit in der Form und mit einer so überzeugenden Wahrheit im Großen wie im Kleinen zu entfalten, daß die Gegenstände und die Darstellung den zahllosen Nachahmern seiner Dichtweise leicht erreichbar dünchten, aber für die echten Dichter in und nach seiner Zeit erschöpft erschienen, so daß sich keiner von ihnen in einen Wettstreit bei demselben Stoffe mit Schiller einließ. Niemand nach ihm wagte oder vermochte, die Entfaltung und Ausartung der menschlichen Gesittung so einfach und ungezwungen an den leichten Faden eines Spazierganges zu binden, wie Schiller in seiner Elegie, und er allein vermochte dieselbe Form in ganz neuen Wendungen würdig wiederaufzunehmen, indem er die wesentlichsten Momente des menschlichen Lebens in der Familie und im Staate an die Arbeit des Glockengießers band, ein Gedicht, mit dem er das neue Jahrhundert, Frieden und Eintracht, doch umsonst, erflehend, einzuläuten beabsichtigte. Die Ideen, die Schiller aus seinen Balladenstoffen

entwickelte, ohne daß der Hörer an den Sachen selbst etwas vermißt oder für entbehrlich erkennt, wurden von Andern in andere Stoffe gelegt und mit mehrem oder minderm Glück und Geschick durchgeführt, aber einen Polykrates, einen Ibykus, eine Bürgschaft, einen Drachenkampf, einen Gang nach dem Eisenhammer und wie sie heißen, wagte kein begabter einsichtiger Dichter, seit der rechte Meister mit den rechten Mitteln den Stoffen ihr wahres Leben verliehen hatte.

Ohne in das Einzelne der Schillerschen Gedichte erörternd einzugehen, wozu hier kein schicklicher Ort ist, darf im Allgemeinen bemerkt werden, daß, mit Ausnahme der Jugendgedichte, bei deren Abfassung der Dichter mehr einer Melodie seiner Seele trunkne Worte lieh, als daß er mit bewußter Kunst geschaffen hätte, sich bei jedem andern Gedichte das Verständniß leicht erschließt, wenn der Leser die Selbstbeherrschung mitbringt, daß er sich, sei es durch die Fülle der anschaulichen Einzelnheiten, sei es durch die Melodie und Pracht der Sprache, nicht von dem einfachen Gedanken, der durch das Ganze lebendig hindurch wirkt und meistens auch klar ausgesprochen ist, und dann immer auch als ein Gedanke dieses Namens werth erscheint, abwenden läßt. Doch wozu hier noch Mittel zum Verständniß Schillerscher Gedichte anbieten, da zahlreiche Commentatoren für die Erklärung seiner dichterischen Gesammtheit wie des Kleinsten seiner Schöpfungen sich bemüht zeigen und Schiller mehr als ein andrer Dichter in allen Schichten des deutschen Volkes und selbst bei Fremden heimisch geworden ist?

Inhalt.

Gedichte der ersten Periode.

Seite

Hektors Abschied 3
Amalia 4
Eine Leichenphantasie 4
Phantasie an Laura 7
Laura am Klavier 9
Die Entzückung an Laura 10
Das Geheimniß der Reminiscenz 11
Melancholie an Laura 13
Die Kindesmörderin 17
Die Größe der Welt 20
Elegie auf den Tod eines Jünglings 21
Die Schlacht 25
Rousseau 27
Die Freundschaft 27
Gruppe aus dem Tartarus 29
Elysium 30
Der Flüchtling 31
Die Blumen 32
An den Frühling 33
An Minna 34
Der Triumph der Liebe 35
Das Glück und die Weisheit 41

Seite
Männerwürde 41
An einen Moralisten 44
Graf Eberhard der Greiner von Württemberg 45

Gedichte der zweiten Periode.

An die Freude 51
Die unüberwindliche Flotte 54
Der Kampf 56
Resignation 57
Die Götter Griechenlands 60
Die Götter Griechenlands. Für die Freunde der ersten Ausgabe abgedruckt . . 64
Die berühmte Frau 70
Einer jungen Freundin ins Stammbuch 74
Im Oktober 1788 75
Die Künstler 76
Die Zerstörung von Troja 90
Dido 124

Gedichte der dritten Periode.

Die Begegnung 159
An Emma 160
Das Geheimniß 160
Die Erwartung 162
Der Abend 164
Sehnsucht 164
Der Pilgrim 165
Die Ideale 167
Des Mädchens Klage 169
Der Jüngling am Bache 170
Die Gunst des Augenblicks 171
Berglied 172
Der Alpenjäger 174
Dithyrambe 175
Die vier Weltalter 176
Punschlied 178
An die Freunde 179

Seite

Punschlied. Im Norden zu singen 181
Reiterlied 183
Nadowessiers Todtenlied 184
Das Siegesfest 186
Klage der Ceres 190
Das Eleusische Fest 194
Der Ring des Polykrates 201
Die Kraniche des Ibykus 204
Hero und Leander 209
Kassandra 217
Die Bürgschaft. (Damon und Phintias.) 221
Der Taucher 226
Ritter Toggenburg 231
Der Kampf mit dem Drachen 233
Der Gang nach dem Eisenhammer 242
Der Graf von Habsburg 249
Der Handschuh 253
Das verschleierte Bild zu Sais 255
Die Theilung der Erde 258
Das Mädchen aus der Fremde 259
Das Ideal und das Leben 260
Parabeln und Räthsel 264
Der Spaziergang 270
Das Lied von der Glocke 276
Die Macht des Gesanges 288
Würde der Frauen 290
Hoffnung 292
Die deutsche Muse 292
Der Sämann 293
Der Kaufmann 293
Odysseus 294
Karthago 294
Die Johanniter 294
Deutsche Treue 295
Columbus 295
Pompeji und Herculanum 295
Ilias 297
Zeus zu Hercules 297
Die Antike an den nordischen Wanderer 298
Die Sänger der Vorwelt 298

Seite

Die Antiken zu Paris 298
Thekla, eine Geisterstimme 299
Das Mädchen von Orleans 300
Nenie 301
Der spielende Knabe 301
Die Geschlechter 301
Macht des Weibes 303
Der Tanz 303
Das Glück 304
Der Genius 306
Der philosophische Egoist 308
Die Worte des Glaubens 308
Die Worte des Wahns 309
Sprüche des Confucius 310
Licht und Wärme 311
Breite und Tiefe 312
Die Führer des Lebens 313
Archimedes und der Schüler 313
Menschliches Wissen 313
Die zwei Tugendwege 314
Würden 314
Zenith und Nadir 314
Die idealische Freiheit 315
Das Kind in der Wiege 315
Das Unwandelbare 315
Theophanie 315
Das Höchste 315
Unsterblichkeit 315
Votivtafeln . . . . . 316—324
Die beste Staatsverfassung 324
An die Gesetzgeber 324
Das Ehrwürdige 324
Falscher Studiertrieb 324
Quelle der Verjüngung 325
Der Naturkreis 325
Der Genius mit der umgekehrten Fackel 325
Tugend des Weibes 325
Die schönste Erscheinung 325
Forum des Weibes 326
Weibliches Urtheil 326

Seite

Das weibliche Ideal 326
Erwartung und Erfüllung 326
Das gemeinsame Schicksal 327
Menschliches Wirken 327
Der Vater 327
Liebe und Begierde 327
Güte und Größe 327
Die Triebfedern 327
Naturforscher und Transcendental-Philosophen 328
Deutscher Genius 328
Kleinigkeiten . . . . . 328—329
Deutschland und seine Fürsten 329
An die Proselytenmacher 329
Das Verbindungsmittel 329
Der Zeitpunkt 330
Deutsches Lustspiel 330
Buchhändler-Anzeige 330
Gefährliche Nachfolge 330
Griechheit 330
Die Sonntagskinder 331
Die Philosophen 331
G. G. 333
Die Homeriden 333
Der moralische Dichter 333
Der erhabene Stoff 333
Der Kunstgriff 333
Jeremiade 334
Wissenschaft 334
Kant und seine Ausleger 334
Shakespeares Schatten 335
Die Flüsse 336
Der Metaphysiker 338
Die Weltweisen 338
Pegasus im Joche 340
Das Spiel des Lebens 343
Einem jungen Freunde, als er sich der Weltweisheit widmete 343
Poesie des Lebens 344
An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte 345
An Demoiselle Slevoigt 348
Der griechische Genius an Meyer in Italien 349

Seite

Einem Freunde ins Stammbuch 349
In das Folio-Stammbuch eines Kunstfreundes 349
Das Geschenk 350
Wilhelm Tell 350
Dem Erbprinzen von Weimar, als er nach Paris reiste 351
Der Antritt des neuen Jahrhunderts 352
Sängers Abschied 353

Semele in zwei Scenen 355

Gedichte

der

ersten Periode.

Hektors Abschied.

Andromache.

Will sich Hektor ewig von mir wenden,
Wo Achill mit den unnahbarn Händen
Dem Patroklus schrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn der finstre Orkus dich verschlingt?

Hektor.

Theures Weib, gebiete deinen Thränen!
Nach der Feldschlacht ist mein feurig Sehnen,
Diese Arme schützen Pergamus.
Kämpfend für den heil'gen Herd der Götter
Fall' ich, und des Vaterlandes Retter
Steig' ich nieder zu dem styg'schen Fluß.

Andromache.

Nimmer lausch' ich deiner Waffen Schalle,
Müßig liegt dein Eisen in der Halle,
Priams großer Heldenstamm verdirbt.
Du wirst hingehn, wo kein Tag mehr scheinet,
Der Cocytus durch die Wüsten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe stirbt.

Hektor.

All mein Sehnen will ich, all mein Denken
In des Lethe stillen Strom versenken,
Aber meine Liebe nicht.
Horch! der Wilde tobt schon an den Mauern,
Gürte mir das Schwert um, laß das Trauern!
Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht.

Amalia.

Schön wie Engel voll Walhallas Wonne,
Schön vor allen Jünglingen war er,
Himmlisch mild sein Blick, wie Maiensonne,
Rückgestrahlt vom blauen Spiegelmeer.

Seine Küsse — paradiesisch Fühlen!
Wie zwo Flammen sich ergreifen, wie
Harfentöne in einander spielen
Zu der himmelvollen Harmonie —

Stürzten, flogen, schmolzen Geist und Geist zusammen,
Lippen, Wangen brannten, zitterten,
Seele rann in Seele — Erd' und Himmel schwammen
Wie zerronnen um die Liebenden!

Er ist hin — vergebens, ach! vergebens
Stöhnet ihm der bange Seufzer nach!
Er ist hin, und alle Lust des Lebens
Wimmert hin in ein verlornes Ach!

Eine Leichenphantasie.

Mit erstorbnem Scheinen
Steht der Mond auf todtenstillen Hainen,
Seufzend streicht der Nachtgeist durch die Luft —
Nebelwolken schauern,
Sterne trauern
Bleich herab, wie Lampen in der Gruft.
Gleich Gespenstern, stumm und hohl und hager,
Zieht in schwarzem Todtenpompe dort
Ein Gewimmel nach dem Leichenlager
Unterm Schauerflor der Grabnacht fort.

Zitternd an der Krücke
Wer mit düsterm, rückgesunknem Blicke,
Ausgegossen in ein heulend Ach,
Schwer geneckt vom eisernen Geschicke,
Schwankt dem stummgetragnen Sarge nach?
Floß es „Vater" von des Jünglings Lippe?
Nasse Schauer schauern fürchterlich
Durch sein gramgeschmolzenes Gerippe,
Seine Silberhaare bäumen sich. —

Aufgerissen seine Feuerwunde!
Durch die Seele Höllenschmerz!
„Vater" floß es von des Jünglings Munde,
„Sohn" gelispelt hat das Vaterherz.
Eiskalt, eiskalt liegt er hier im Tuche,
Und dein Traum, so golden einst, so süß!
Süß und golden, Vater, dir zum Fluche!
Eiskalt, eiskalt liegt er hier im Tuche,
Deine Wonne und dein Paradies!

Mild, wie, umweht von Elysiumslüften,
Wie, aus Auroras Umarmung geschlüpft,
Himmlisch umgürtet mit rosigten Düften,
Florens Sohn über das Blumenfeld hüpft,
Flog er einher auf den lachenden Wiesen,
Nachgespiegelt von silberner Fluth,
Wollustflammen entsprühten den Küssen,
Jagten die Mädchen in liebende Gluth.

Muthig sprang er im Gewühle der Menschen,
Wie auf Gebirgen ein jugendlich Reh;
Himmelum flog er in schweifenden Wünschen,
Hoch wie die Adler in wolkigter Höh;
Stolz wie die Rosse sich sträuben und schäumen,
Werfen im Sturme die Mähnen umher,
Königlich wider den Zügel sich bäumen,
Trat er vor Sklaven und Fürsten daher.

Heiter, wie Frühlingstag, schwand ihm das Leben,
Floh ihm vorüber in Hesperus' Glanz,
Klagen ertränkt' er im Golde der Reben,
Schmerzen verhüpft' er im wirbelnden Tanz.
Welten schliefen im herrlichen Jungen,
Ha! wenn er einsten zum Manne gereift —
Freue dich, Vater — im herrlichen Jungen
Wenn einst die schlafenden Keime gereift!

Nein doch, Vater — Horch! die Kirchhofthüre brauset,
Und die ehrnen Angel klirren auf —
Wie's hinein ins Grabgewölbe grauset! —
Nein doch, laß den Thränen ihren Lauf!
Geh, du Holder, geh im Pfad der Sonne
Freudig weiter der Vollendung zu,
Lösche nun den edeln Durst nach Wonne,
Gramentbundner, in Walhallas Ruh!

Wiedersehen — himmlischer Gedanke! —
Wiedersehen dort an Edens Thor!
Horch! der Sarg versinkt mit dumpfigem Geschwanke,
Wimmernd schnurrt das Todtenseil empor!
Da wir trunken um einander rollten,
Lippen schwiegen, und das Auge sprach —
Haltet! haltet! — da wir boshaft grollten —
Aber Thränen stürzten wärmer nach — —

Mit erstorbnem Scheinen
Steht der Mond auf todtenstillen Hainen,
Seufzend streicht der Nachtgeist durch die Luft.
Nebelwolken schauern,
Sterne trauern
Bleich herab, wie Lampen in der Gruft.
Dumpfig schollert's überm Sarg zum Hügel —
O um Erdballs Schätze nur noch einen Blick! —
Starr und ewig schließt des Grabes Riegel,
Dumpfer — dumpfer schollert's überm Sarg zum Hügel,
Nimmer gibt das Grab zurück.

Phantasie an Laura.

Meine Laura! nenne mir den Wirbel,
Der an Körper Körper mächtig reißt!
Nenne, meine Laura, mir den Zauber,
Der zum Geist gewaltig zwingt den Geist!

Sieh! er lehrt die schwebenden Planeten
Ew'gen Ringgangs um die Sonne fliehn,
Und, gleich Kindern um die Mutter hüpfend,
Bunte Zirkel um die Fürstin ziehn.

Durstig trinkt den goldnen Strahlenregen
Jedes rollende Gestirn,
Trinkt aus ihrem Feuerkelch Erquickung,
Wie die Glieder Leben vom Gehirn.

Sonnenstäubchen paart mit Sonnenstäubchen
Sich in trauter Harmonie,
Sphären in einander lenkt die Liebe,
Weltsysteme dauern nur durch sie.

Tilge sie vom Uhrwerk der Naturen —
Trümmernd aus einander springt das All,
In das Chaos donnern eure Welten,
Weint, Newtone, ihren Riesenfall!

Tilg die Göttin aus der Geister Orden,
Sie erstarren in der Körper Tod;
Ohne Liebe kehrt kein Frühling wieder,
Ohne Liebe preist kein Wesen Gott!

Und was ist's, das, wenn mich Laura küsset,
Purpurflammen auf die Wangen geußt,
Meinem Herzen raschern Schwung gebietet,
Fiebrisch wild mein Blut von hinnen reißt?

Aus den Schranken schwellen alle Sehnen,
Seine Ufer überwallt das Blut,
Körper will in Körper über stürzen,
Lodern Seelen in vereinter Gluth.

Gleich allmächtig, wie dort in der todten
Schöpfung ew'gem Federtrieb,
Herrscht im arachneischen Gewebe
Der empfindenden Natur die Lieb'.

Siehe, Laura, Fröhlichkeit umarmet
Wilder Schmerzen Ueberschwung;
An der Hoffnung Liebesbrust erwarmet
Starrende Verzweifelung.

Schwesterliche Wollust mildert
Düstrer Schwermuth Schauernacht,
Und entbunden von den goldnen Kindern
Strahlt das Auge Sonnenpracht.

Waltet nicht auch durch des Uebels Reiche
Fürchterliche Sympathie?
Mit der Hölle buhlen unsre Laster,
Mit dem Himmel grollen sie.

Um die Sünde flechten Schlangenwirbel
Scham und Reu', das Eumenidenpaar,
Um der Größe Adlerflügel windet
Sich verräthrisch die Gefahr.

Mit dem Stolze pflegt der Sturz zu tändeln,
Um das Glück zu klammern sich der Neid,
Ihrem Bruder Tode zuzuspringen,
Offnen Armes, Schwester Lüsternheit.

Mit der Liebe Flügel eilt die Zukunft
In die Arme der Vergangenheit,
Lange sucht der fliehende Saturnus
Seine Braut — die Ewigkeit.

Einst — so hör' ich das Orakel sprechen,
Einsten hascht Saturn die Braut;
Weltenbrand wird Hochzeitfackel werden,
Wenn mit Ewigkeit die Zeit sich traut.

Eine schönere Aurora röthet,
Laura, dann auch unsrer Liebe sich,
Die so lang als Jener Brautnacht dauert,
Laura! Laura! freue dich!

Laura am Klavier.

Wenn dein Finger durch die Saiten meistert,
Laura, itzt zur Statue entgeistert,
Itzt entkörpert steh' ich da.
Du gebietest über Tod und Leben,
Mächtig, wie von tausend Nervgeweben
Seelen fordert Philadelphia.

Ehrerbietig leiser rauschen
Dann die Lüfte, dir zu lauschen;
Hingeschmiedet zum Gesang
Stehn im ew'gen Wirbelgang,
Einzuziehn die Wonnefülle,
Lauschende Naturen stille.
Zauberin! mit Tönen, wie
Mich mit Blicken, zwingst du sie.

Seelenvolle Harmonieen wimmeln,
Ein wollüstig Ungestüm,
Aus den Saiten, wie aus ihren Himmeln
Neugeborne Seraphim;
Wie, des Chaos Riesenarm entronnen,
Aufgejagt vom Schöpfungssturm, die Sonnen
Funkelnd fuhren aus der Nacht,
Strömt der Töne Zaubermacht.

Lieblich itzt, wie über glatten Kieseln
Silberhelle Fluthen rieseln,
Majestätisch prächtig nun,
Wie des Donners Orgelton,
Stürmend von hinnen itzt, wie sich von Felsen
Rauschende, schäumende Gießbäche wälzen,
Holdes Gesäusel bald,
Schmeichlerisch linde,
Wie durch den Espenwald
Buhlende Winde,

Schwerer nun und melancholisch düster,
Wie durch todter Wüsten Schauernachtgeflüster,
Wo verlornes Heulen schweift,
Thränenwellen der Cocytus schleift.
Mädchen, sprich! Ich frage, gib mir Kunde:
Stehst mit höhern Geistern du im Bunde?
Ist's die Sprache, lüg mir nicht,
Die man in Elysen spricht?

Die Entzückung an Laura.

Laura, über diese Welt zu flüchten
Wähn' ich — mich in Himmelmaienglanz zu lichten,
Wenn dein Blick in meine Blicke flimmt;
Aetherlüfte träum' ich einzusaugen,
Wenn mein Bild in deiner sanften Augen
Himmelblauem Spiegel schwimmt.

Leierklang aus Paradieses Fernen,
Harfenschwung aus angenehmern Sternen
Raf' ich in mein trunknes Ohr zu ziehn;
Meine Muse fühlt die Schäferstunde,
Wenn von deinem wollustheißen Munde
Silbertöne ungern fliehn.

Amoretten seh' ich Flügel schwingen,
Hinter dir die trunknen Fichten springen,
Wie von Orpheus' Saitenruf belebt;
Rascher rollen um mich her die Pole,
Wenn im Wirbeltanze deine Sohle
Flüchtig, wie die Welle, schwebt.

Deine Blicke — wenn sie Liebe lächeln,
Könnten Leben durch den Marmor fächeln,
Felsenadern Pulse leihn;
Träume werden um mich her zu Wesen,
Kann ich nur in deinen Augen lesen:
Laura, Laura mein!

Das Geheimniß der Reminiscenz.

An Laura.

Ewig starr an deinem Mund zu hangen,
Wer enthüllt mir dieses Gluthverlangen?
Wer die Wollust, deinen Hauch zu trinken,
In dein Wesen, wenn sich Blicke winken,
Sterbend zu versinken?

Fliehen nicht, wie ohne Widerstreben
Sklaven an den Sieger sich ergeben,
Meine Geister hin im Augenblicke,
Stürmend über meines Lebens Brücke,
Wenn ich dich erblicke?

Sprich! warum entlaufen sie dem Meister?
Suchen dort die Heimath meine Geister?
Oder finden sich getrennte Brüder,
Losgerissen von dem Band der Glieder,
Dort bei dir sich wieder?

Waren unsre Wesen schon verflochten?
War es darum, daß die Herzen pochten?
Waren wir im Strahl erloschner Sonnen,
In den Tagen lang verrauschter Wonnen,
Schon in Eins zerronnen?

Ja, wir waren's! — Innig mir verbunden
Warst du in Aeonen, die verschwunden;
Meine Muse sah es auf der trüben
Tafel der Vergangenheit geschrieben:
Eins mit deinem Lieben!

Und in innig festverbundnem Wesen,
Also hab' ich's staunend dort gelesen,
Waren wir ein Gott, ein schaffend Leben,
Und uns ward, sie herrschend zu durchweben,
Frei die Welt gegeben.

Uns entgegen gossen Nektarquellen
Ewig strömend ihre Wollustwellen;
Mächtig lösten wir der Dinge Siegel,
Zu der Wahrheit lichtem Sonnenhügel
Schwang sich unser Flügel.

Weine, Laura! dieser Gott ist nimmer,
Du und ich des Gottes schöne Trümmer,
Und in uns ein unersättlich Dringen,
Das verlorne Wesen einzuschlingen,
Gottheit zu erschwingen.

Darum, Laura, dieses Gluthverlangen,
Ewig starr an deinem Mund zu hangen,
Und die Wollust, deinen Hauch zu trinken,
In dein Wesen, wenn sich Blicke winken,
Sterbend zu versinken.

Darum fliehn, wie ohne Widerstreben
Sklaven an den Sieger sich ergeben,

Meine Geister hin im Augenblicke,
Stürmend über meines Lebens Brücke,
Wenn ich dich erblicke.

Darum nur entlaufen sie dem Meister,
Ihre Heimath suchen meine Geister,
Losgerafft vom Kettenband der Glieder,
Küssen sich die langgetrennten Brüder
Wiederkennend wieder.

Und auch du — da mich dein Auge spähte,
Was verrieth der Wangen Purpurröthe?
Flohn wir nicht, als wären wir verwandter,
Freudig, wie zur Heimath ein Verbannter,
Glühend an einander?

Melancholie an Laura.

Laura — Sonnenaufgangsgluth
Brennt in deinen goldnen Blicken,
In den Wangen springt purpurisch Blut,
Deiner Thränen Perlenfluth
Nennt noch Mutter das Entzücken —
Dem der schöne Tropfe thaut,
Der darin Vergöttrung schaut,
Ach, dem Jüngling, der belohnet wimmert,
Sonnen sind ihm aufgedämmert!

Deine Seele, gleich der Spiegelwelle
Silberklar und sonnenhelle,
Maiet noch den trüben Herbst um dich;
Wüsten, öd' und schauerlich,
Lichten sich in deiner Strahlenquelle;
Düstrer Zukunft Nebelferne
Goldet sich in deinem Sterne;
Lächelst du der Reize Harmonie?
Und ich weine über sie. —

Untergrub den nicht der Erde Feste
Lange schon das Reich der Nacht?
Unsre stolz aufthürmenden Paläste,
Unsrer Städte majestät'sche Pracht
Ruhen all' auf modernden Gebeinen;
Deine Nelken saugen süßen Duft
Aus Verwesung; deine Quellen weinen
Aus dem Becken einer — Menschengruft.

Blick empor — die schwimmenden Planeten,
Laß dir, Laura, seine Welten reden!
Unter ihrem Zirkel flohn
Tausend bunte Lenze schon,
Thürmten tausend Throne sich,
Heulten tausend Schlachten fürchterlich.
In den eisernen Fluren
Suche ihre Spuren!
Früher, später reif zum Grab,
Laufen, ach, die Räder ab
An Planetenuhren.

Blinze dreimal — und der Sonnen Pracht
Löscht im Meer der Todtennacht!
Frage mich, von wannen deine Strahlen lodern!
Prahlst du mit des Auges Gluth?
Mit der Wangen frischem Purpurblut,
Abgeborgt von mürben Modern?
Wuchernd fürs geliehne Roth,
Wuchernd, Mädchen, wird der Tod
Schwere Zinsen fodern!

Rede, Mädchen, nicht dem Starken Hohn!
Eine schönre Wangenröthe
Ist doch nur des Todes schönrer Thron;
Hinter dieser blumigten Tapete
Spannt den Bogen der Verderber schon —
Glaub' es — glaub' es, Laura, deinem Schwärmer:

Nur der Tod ist's, dem dein schmachtend Auge winkt,
Jeder deiner Strahlenblicke trinkt
Deines Lebens karges Lämpchen ärmer;
Meine Pulse, prahlest du,
Hüpfen noch so jugendlich von dannen —
Ach! die Kreaturen des Tyrannen
Schlagen tückisch der Verwesung zu.

Auseinander bläst der Tod geschwind
Dieses Lächeln, wie der Wind
Regenbogenfarbiges Geschäume.
Ewig fruchtlos suchst du seine Spur,
Aus dem Frühling der Natur,
Aus dem Leben, wie aus seinem Keime,
Wächst der ew'ge Würger nur.

Weh! entblättert seh' ich deine Rosen liegen,
Bleich erstorben deinen süßen Mund,
Deiner Wangen wallendes Rund
Werden rauhe Winterstürme pflügen;
Düstrer Jahre Nebelschein
Wird der Jugend Silberquelle trüben,
Dann wird Laura — Laura nicht mehr lieben,
Laura nicht mehr liebenswürdig sein.

Mädchen — stark wie Eiche stehet noch dein Dichter;
Stumpf an meiner Jugend Felsenkraft
Niederfällt des Todtenspeeres Schaft;
Meine Blicke — brennend wie die Lichter
Seines Himmels — feuriger mein Geist
Denn die Lichter seines ew'gen Himmels,
Der im Meere eignen Weltgewimmels
Felsen thürmt und niederreißt;
Kühn durchs Weltall steuern die Gedanken,
Fürchten nichts — als seine Schranken.

Glühst du, Laura? Schwillt die stolze Brust?
Lern' es, Mädchen, dieser Trank der Lust,

Dieser Kelch, woraus mir Gottheit düftet —
Laura — ist vergiftet!
Unglückselig! unglückselig! die es wagen,
Götterfunken aus dem Staub zu schlagen.
Ach! die kühnste Harmonie
Wirft das Saitenspiel zu Trümmer,
Und der lohe Aetherstrahl Genie
Nährt sich nur vom Lebenslampenschimmer —
Wegbetrogen von des Lebens Thron,
Frohnt ihm jeder Wächter schon!
Ach! schon schwören sich, mißbraucht zu frechen Flammen,
Meine Geister wider mich zusammen!
Laß — ich fühl's — laß, Laura, noch zween kurze
Lenze fliegen — und dies Moderhaus
Wiegt sich schwankend über mir zum Sturze,
Und in eignem Strahle lösch' ich aus. — —

Weinst du, Laura? — Thräne, sei verneinet,
Die des Alters Strafloos mir erweinet!
Weg! versiege, Thräne, Sünderin!
Laura will, daß meine Kraft entweiche,
Daß ich zitternd unter dieser Sonne schleiche,
Die des Jünglings Adlergang gesehn? —
Daß des Busens lichte Himmelsflamme
Mit erfrornem Herzen ich verdamme,
Daß die Augen meines Geists verblinden,
Daß ich fluche meinen schönsten Sünden?
Nein! versiege, Thräne, Sünderin! —
Brich die Blume in der schönsten Schöne,
Lösch', o Jüngling mit der Trauermiene,
Meine Fackel weinend aus;
Wie der Vorhang an der Trauerbühne
Niederrauschet bei der schönsten Scene,
Fliehn die Schatten — und noch schweigend horcht das Haus. —

Die Kindesmörderin.

Horch — die Glocken hallen dumpf zusammen,
Und der Zeiger hat vollbracht den Lauf.
Nun, so sei's denn! — Nun, in Gottes Namen!
Grabgefährten, brecht zum Richtplatz auf.
Nimm, o Welt, die letzten Abschiedsküsse!
Diese Thränen nimm, o Welt, noch hin!
Deine Gifte — o, sie schmeckten süße! —
Wir sind quitt, du Herzvergifterin!

Fahret wohl, ihr Freuden dieser Sonne,
Gegen schwarzen Moder umgetauscht!
Fahre wohl, du Rosenzeit voll Wonne,
Die so oft das Mädchen lustberauscht!
Fahret wohl, ihr goldgewebten Träume,
Paradieseskinder, Phantasien!
Weh! sie starben schon im Morgenkeime,
Ewig nimmer an das Licht zu blühn.

Schön geschmückt mit rosenrothen Schleifen,
Deckte mich der Unschuld Schwanenkleid,
In der blonden Locken loses Schweifen
Waren junge Rosen eingestreut.
Wehe! — die Geopferte der Hölle
Schmückt noch itzt das weißliche Gewand;
Aber ach! — der Rosenschleifen Stelle
Nahm ein schwarzes Todtenband.

Weinet um mich, die ihr nie gefallen,
Denen noch der Unschuld Liljen blühn,
Denen zu dem weichen Busenwallen
Heldenstärke die Natur verliehn!
Wehe! — menschlich hat dies Herz empfunden!
Und Empfindung soll mein Richtschwert sein!
Weh! vom Arm des falschen Manns umwunden,
Schlief Luisens Tugend ein.

Ach, vielleicht umflattert eine Andre,
Mein vergessen, dieses Schlangenherz,
Ueberfließt, wenn ich zum Grabe wandre,
An dem Putztisch in verliebten Scherz!
Spielt vielleicht mit seines Mädchens Locke,
Schlingt den Kuß, den sie entgegenbringt,
Wenn, verspritzt auf diesem Todesblocke,
Hoch mein Blut vom Rumpfe springt.

Joseph! Joseph! auf entfernte Meilen
Folge dir Luisens Todtenchor,
Und des Glockenthurmes dumpfes Heulen
Schlage schrecklich mahnend an dein Ohr —
Wenn von eines Mädchens weichem Munde
Dir der Liebe sanft Gelispel quillt,
Bohr' es plötzlich eine Höllenwunde
In der Wollust Rosenbild!

Ha, Verräther! nicht Luisens Schmerzen?
Nicht des Weibes Schande, harter Mann?
Nicht das Knäblein unter meinem Herzen?
Nicht was Löw' und Tiger schmelzen kann?
Seine Segel fliegen stolz vom Lande!
Meine Augen zittern dunkel nach;
Um die Mädchen an der Seine Strande
Winselt er sein falsches Ach!

Und das Kindlein — in der Mutter Schooße
Lag es da in süßer, goldner Ruh,
In dem Reiz der jungen Morgenrose
Lachte mir der holde Kleine zu —
Tödtlichlieblich sprach aus allen Zügen
Sein geliebtes theures Bild mich an,
Den beklommnen Mutterbusen wiegen
Liebe und — Verzweiflungswahn.

Weib, wo ist mein Vater? lallte
Seiner Unschuld stumme Donnersprach';

Weib, wo ist dein Gatte? hallte
Jeder Winkel meines Herzens nach —
Weh! umsonst wirst, Waise, du ihn suchen,
Der vielleicht schon andre Kinder herzt,
Wirst der Stunde unsers Glückes fluchen,
Wenn dich einst der Name Bastard schwärzt.

Deine Mutter — o, im Busen Hölle!
Einsam sitzt sie in dem All der Welt,
Durstet ewig an der Freudenquelle,
Die dein Anblick fürchterlich vergällt.
Ach, mit jedem Laut von dir erklingen
Schmerzgefühle des vergangnen Glücks,
Und des Todes bittre Pfeile dringen
Aus dem Lächeln deines Kinderblicks.

Hölle, Hölle, wo ich dich vermisse,
Hölle, wo mein Auge dich erblickt!
Eumenidenruthen deine Küsse,
Die von seinen Lippen mich entzückt!
Seine Eide donnern aus dem Grabe wieder,
Ewig, ewig würgt sein Meineid fort,
Ewig — hier umstrickte mich die Hyder —
Und vollendet war der Mord.

Joseph! Joseph! auf entfernte Meilen
Jage dir der grimme Schatten nach,
Mög' mit kalten Armen dich ereilen,
Donnre dich aus Wonneträumen wach;
Im Geflimmer sanfter Sterne zucke
Dir des Kindes grasser Sterbeblick,
Es begegne dir im blut'gen Schmucke,
Geißle dich vom Paradies zurück.

Seht! da lag's entseelt zu meinen Füßen, —
Kalt hinstarrend, mit vorworrnem Sinn
Sah ich seines Blutes Ströme fließen,
Und mein Leben floß mit ihm dahin! —

Schrecklich pocht schon des Gerichtes Bote,
Schrecklicher mein Herz!
Freudig eilt' ich, in dem kalten Tode
Auszulöschen meinen Flammenschmerz.

Joseph! Gott im Himmel kann verzeihen,
Dir verzeiht die Sünderin.
Meinen Groll will ich der Erde weihen,
Schlage, Flamme, durch den Holzstoß hin! —
Glücklich! glücklich! Seine Briefe lodern,
Seine Eide frißt ein siegend Feu'r,
Seine Küsse! wie sie hochauf lodern! —
Was auf Erden war mir einst so theu'r?

Trauet nicht den Rosen eurer Jugend,
Trauet, Schwestern, Männerschwüren nie!
Schönheit war die Falle meiner Tugend,
Auf der Richtstatt hier verfluch' ich sie! —
Zähren? Zähren in des Würgers Blicken?
Schnell die Binde um mein Angesicht!
Henker, kannst du keine Lilje knicken?
Bleicher Henker, zittre nicht!

Die Größe der Welt.

Die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug,
Durch die schwebende Welt flieg' ich des Windes Flug,
Bis am Strande
Ihrer Wogen ich lande,
Anker werf', wo kein Hauch mehr weht,
Und der Markstein der Schöpfung steht.

Sterne sah ich bereits jugendlich auferstehn,
Tausendjährigen Gangs durchs Firmament zu gehn,
Sah sie spielen
Nach den lockenden Zielen;

Irrend suchte mein Blick umher,
Sah die Räume schon — sternenleer.

Anzufeuern den Flug weiter zum Reich des Nichts,
Steur' ich muthiger fort, nehme den Flug des Lichts,
Neblicht trüber
Himmel an mir vorüber,
Weltsysteme, Fluthen im Bach,
Strudeln dem Sonnenwandrer nach.

Sieh, den einsamen Pfad wandelt ein Pilger mir
Rasch entgegen — „Halt an! Waller, was suchst du hier?"
„„Zum Gestade
Seiner Welt meine Pfade!
Segle hin, wo kein Hauch mehr weht,
Und der Markstein der Schöpfung steht!""

„Steh! du segelst umsonst — vor dir Unendlichkeit!"
„„Steh! du segelst umsonst — Pilger, auch hinter mir! —
Senke nieder,
Adlergedank', dein Gefieder!
Kühne Seglerin, Phantasie,
Wirf ein muthloses Anker hie.""

Elegie auf den Tod eines Jünglings.[1]

Banges Stöhnen, wie vorm nahen Sturme,
Hallet her vom öden Trauerhaus,
Todtentöne fallen von des Münsters Thurme!
Einen Jüngling trägt man hier heraus,
Einen Jüngling — noch nicht reif zum Sarge,
In des Lebens Mai gepflückt,
Pochend mit der Jugend Nervenmarke,
Mit der Flamme, die im Auge zückt —

[1] Der Name des Jünglings war Johann Christian Weckherlin.

Einen Sohn, die Wonne seiner Muttter,
(O das lehrt ihr jammernd Ach)
Meinen Busenfreund, ach! meinen Bruder —
Auf, was Mensch heißt, folge nach!

Prahlt ihr, Fichten, die ihr hoch, veraltet,
Stürmen stehet und den Donner neckt?
Und ihr Berge, die ihr Himmel haltet,
Und ihr Himmel, die ihr Sonnen hegt?
Prahlt der Greis noch, der auf stolzen Werken
Wie auf Wogen zur Vollendung steigt?
Prahlt der Held noch, der auf aufgewälzten Thatenbergen
In des Nachruhms Sonnentempel fleugt?
Wenn der Wurm schon naget in den Blüthen,
Wer ist Thor, zu wähnen, daß er nie verdirbt?
Wer dort oben hofft noch und hienieden
Auszudauern — wenn der Jüngling stirbt?

Lieblich hüpften, voll der Jugendfreude,
Seine Tage hin im Rosenkleide,
Und die Welt, die Welt war ihm so süß —
Und so freundlich, so bezaubernd winkte
Ihm die Zukunft, und so golden blinkte
Ihm des Lebens Paradies;
Noch, als schon das Mutterauge thränte,
Unter ihm das Todtenreich schon gähnte,
Ueber ihm der Parzen Faden riß,
Erd' und Himmel seinem Blick entsanken,
Floh er ängstlich vor dem Grabgedanken —
Ach, die Welt ist Sterbenden so süß!

Stumm und taub ist's in dem engen Hause,
Tief der Schlummer der Begrabenen;
Bruder! ach, in ewig tiefer Pause
Feiern alle deine Hoffnungen;
Oft erwärmt die Sonne deinen Hügel,
Ihre Gluth empfindest du nicht mehr;

Seine Blumen wiegt des Westwinds Flügel,
Sein Geliſpel höreſt du nicht mehr;
Liebe wird dein Auge nie vergolden,
Nie umhalſen deine Braut wirſt du,
Nie, wenn unſre Thränen ſtromweis rollten, —
Ewig, ewig ſinkt dein Auge zu.

Aber wohl dir! — köſtlich iſt dein Schlummer,
Ruhig ſchläft ſich's in dem engen Haus;
Mit der Freude ſtirbt hier auch der Kummer,
Röcheln auch der Menſchen Qualen aus.
Ueber dir mag die Verleumdung geifern,
Die Verführung ihre Gifte ſpei'n,
Ueber dich der Phariſäer eifern,
Fromme Mordſucht dich der Hölle weihn,
Gauner durch Apoſtel-Masken ſchielen,
Und die Baſtardtochter der Gerechtigkeit,
Wie mit Würfeln, ſo mit Menſchen ſpielen,
Und ſo fort, bis hin zur Ewigkeit.

Ueber dir mag auch Fortuna gaukeln,
Blind herum nach ihren Buhlen ſpähn,
Menſchen bald auf ſchwanken Thronen ſchaukeln,
Bald herum in wüſten Pfützen drehn;
Wohl dir, wohl in deiner ſchmalen Zelle!
Dieſem komiſchtragiſchen Gewühl,
Dieſer ungeſtümen Glückeswelle,
Dieſem poſſenhaften Lottoſpiel,
Dieſem faulen fleißigen Gewimmel,
Dieſer arbeitsvollen Ruh,
Bruder! — dieſem teufelvollen Himmel
Schloß dein Auge ſich auf ewig zu.

Fahr' denn wohl, du Trauter unſrer Seele,
Eingewiegt von unſern Segnungen!
Schlummre ruhig in der Grabeshöhle,
Schlummre ruhig bis auf Wiederſehn!

Bis auf diesen leichenvollen Hügeln
Die allmächtige Posaune klingt,
Und nach aufgerissnen Todesriegeln
Gottes Sturmwind diese Leichen in Bewegung schwingt —
Bis, befruchtet von Jehovahs Hauche,
Gräber kreißen — auf sein mächtig Dräu'n
In zerschmelzender Planeten Rauche
Ihren Raub die Grüfte wiederkäu'n —

Nicht in Welten, wie die Weisen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen, —
Aber wir ereilen dich gewiß.
Daß es wahr sei, was den Pilger freute?
Daß noch jenseits ein Gedanke sei?
Daß die Tugend übers Grab geleite?
Daß es mehr denn eitle Phantasei? — —
Schon enthüllt sind dir die Räthsel alle!
Wahrheit schlürft dein hochentzückter Geist,
Wahrheit, die in tausendfachem Strahle
Von des großen Vaters Kelche fleußt. —

Zieht denn hin, ihr schwarzen, stummen Träger!
Tischt auch Den dem großen Würger auf!
Höret auf, geheulergossne Kläger!
Thürmet auf ihm Staub auf Staub zu Hauf!
Wo der Mensch, der Gottes Rathschluß prüfte?
Wo das Aug', den Abgrund durchzuschaun?
Heilig, heilig, heilig bist du, Gott der Grüfte!
Wir verehren dich mit Graun!
Erde mag zurück in Erde stäuben,
Fliegt der Geist doch aus dem morschen Haus!
Seine Asche mag der Sturmwind treiben,
Seine Liebe dauert ewig aus.

Die Schlacht.

Schwer und dumpfig,
Eine Wetterwolke,
Durch die grüne Ebne schwankt der Marsch.
Zum wilden eisernen Würfelspiel
Streckt sich unabsehlich das Gefilde.
Blicke kriechen niederwärts,
An die Rippen pocht das Männerherz,
Vorüber an hohlen Todtengesichtern
Niederjagt die Front der Major:
Halt!
Und Regimenter fesselt das starre Commando.

Lautlos steht die Front.

Prächtig im glühenden Morgenroth
Was blitzt dort her vom Gebirge?
Seht ihr des Feindes Fahnen wehn?
Wir sehn des Feindes Fahnen wehn,
Gott mit euch, Weib und Kinder!
Lustig! hört ihr den Gesang?
Trommelwirbel, Pfeifenklang
Schmettert durch die Glieder;
Wie braust es fort im schönen, wilden Takt!
Und braust durch Mark und Bein.

Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Schon fleugt es fort wie Wetterleucht,
Dumpf brüllt der Donner schon dort,
Die Wimper zuckt, hier kracht er laut,
Die Losung braust von Heer zu Heer —
Laß brausen in Gottes Namen fort,
Freier schon athmet die Brust.

Der Tod ist los — schon wogt sich der Kampf,
Eisern im wolkigten Pulverdampf,
Eisern fallen die Würfel.

Nah umarmen die Heere sich;
Fertig! heult's von P'loton zu P'loton;
Auf die Kniee geworfen
Feuern die Vordern, viele stehen nicht mehr auf,
Lücken reißt die streifende Kartätsche,
Auf Vormanns Rumpfe spring der Hintermann,
Verwüstung rechts und links und um und um,
Bataillone niederwälzt der Tod.

Die Sonne löscht aus, heiß brennt die Schlacht,
Schwarz brütet auf dem Heer die Nacht —
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Hoch spritzt an den Nacken das Blut,
Lebende wechseln mit Todten, der Fuß
Strauchelt über den Leichnamen —
„Und auch du, Franz?" — „„Grüße mein Lottchen, Freund!""
Wilder immer wüthet der Streit;
„Grüßen will ich" — Gott! Kameraden, seht!
„Hinter uns wie die Kartätsche springt! —
„Grüßen will ich dein Lottchen, Freund!
„Schlummre sanft! wo die Kugelsaat
„Regnet, stürz' ich Verlassner hinein."

Hieher, dorthin schwankt die Schlacht,
Finstrer brütet auf dem Heer die Nacht —
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Horch! was strampft im Galopp vorbei?
Die Adjutanten fliegen,
Dragoner rasseln in den Feind,
Und seine Donner ruhen.

Victoria, Brüder!
Schrecken reißt die feigen Glieder,
Und seine Fahne sinkt. —

Entschieden ist die scharfe Schlacht,
Der Tag blickt siegend durch die Nacht!
Horch! Trommelwirbel, Pfeifenklang
Stimmen schon Triumphgesang!
Lebt wohl, ihr gebliebenen Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Rousseau.

Monument von unsrer Zeiten Schande,
Ew'ge Schmachschrift deiner Mutterlande,
Rousseaus Grab, gegrüßet seist du mir!
Fried' und Ruh den Trümmern deines Lebens!
Fried' und Ruhe suchtest du vergebens,
Fried' und Ruhe fandst du hier!

Wann wird doch die alte Wunde narben?
Einst war's finster, und die Weisen starben!
Nun ist's lichter, und der Weise stirbt.
Sokrates ging unter durch Sophisten,
Rousseau leidet, Rousseau fällt durch Christen,
Rousseau — der aus Christen Menschen wirbt.

Die Freundschaft.

Freund! genügsam ist der Wesenlenker —
Schämen sich kleinmeisterische Denker,
Die so ängstlich nach Gesetzen spähn —
Geisterreich und Körperweltgewühle
Wälzet *eines* Rades Schwung zum Ziele;
Hier sah es mein Newton gehn.

Sphären lehrt es, Sklaven eines Zaumes,
Um das Herz des großen Weltenraumes
Labyrinthenbahnen ziehn —
Geister in umarmenden Systemen
Nach der großen Geistersonne strömen,
Wie zum Meere Bäche fliehn.

War's nicht dies allmächtige Getriebe,
Das zum ew'gen Jubelbund der Liebe
Unsre Herzen aneinander zwang?
Raphael, an deinem Arm — o Wonne!
Wag' auch ich zur großen Geistersonne
Freudigmuthig den Vollendungsgang.

Glücklich! glücklich! dich hab' ich gefunden,
Hab' aus Millionen dich umwunden,
Und aus Millionen mein bist du —
Laß das Chaos diese Welt umrütteln,
Durcheinander die Atomen schütteln;
Ewig fliehn sich unsre Herzen zu.

Muß ich nicht aus deinen Flammenaugen
Meiner Wollust Wiederstrahlen saugen?
Nur in dir bestaun' ich mich —
Schöner malt sich mir die schöne Erde,
Heller spiegelt in des Freunds Geberde,
Reizender der Himmel sich.

Schwermuth wirft die bangen Thränenlasten,
Süßer von des Leidens Sturm zu rasten,
In der Liebe Busen ab;
Sucht nicht selbst das folternde Entzücken
In des Freunds beredten Strahlenblicken
Ungeduldig ein wollüst'ges Grab?

Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine,
Und umarmend küßt' ich sie —

Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Thor genug! der süßen Sympathie.

Todte Gruppen sind wir — wenn wir hassen,
Götter — wenn wir liebend uns umfassen!
Lechzen nach dem süßen Fesselzwang —
Aufwärts durch die tausendfachen Stufen
Zahlenloser Geister, die nicht schufen,
Waltet göttlich dieser Drang.

Arm in Arme, höher stets und höher,
Vom Mongolen bis zum griech'schen Seher,
Der sich an den letzten Seraph reiht,
Wallen wir, einmüth'gen Ringeltanzes,
Bis sich dort im Meer des ew'gen Glanzes
Sterbend untertauchen Maß und Zeit —

Freundlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel — darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit!
Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihm die Unendlichkeit.

Gruppe aus dem Tartarus.

Horch — wie Murmeln des empörten Meeres,
Wie durch hohler Felsen Becken weint ein Bach,
Stöhnt dort dumpfigtief ein schweres, leeres,
Qualerpreßtes Ach!

Schmerz verzerret
Ihr Gesicht; Verzweiflung sperret
Ihren Rachen fluchend auf.
Hohl sind ihre Augen, ihre Blicke
Spähen bang nach des Cocytus Brücke,
Folgen thränend seinem Trauerlauf,

Fragen sich einander ängstlich leise,
Ob noch nicht Vollendung sei? —
Ewigkeit schwingt über ihnen Kreise,
Bricht die Sense des Saturns entzwei.

Elysium.

Vorüber die stöhnende Klage!
Elysiums Freudengelage
Ersäufen jegliches Ach —
Elysiums Leben
Ewige Wonne, ewiges Schweben,
Durch lachende Fluren ein flötender Bach.

Jugendlich milde
Beschwebt die Gefilde
Ewiger Mai;
Die Stunden entfliehen in goldenen Träumen,
Die Seele schwillt aus in unendlichen Räumen,
Wahrheit reißt hier den Schleier entzwei.

Unendliche Freude
Durchwallet das Herz.
Hier mangelt der Name dem trauernden Leide,
Sanfter Entzücken nur heißet hier Schmerz.

Hier strecket der wallende Pilger die matten
Brennenden Glieder im säuselnden Schatten,
Leget die Bürde auf ewig dahin —
Seine Sichel entfällt hier dem Schnitter,
Eingesungen von Harfengezitter,
Träumt er, geschnittene Halme zu sehn.

Dessen Fahne Donnerstürme wallte,
Dessen Ohren Mordgebrüll umhallte,
Berge bebten unter dessen Donnergang,

Schläft hier linde bei des Baches Rieseln,
Der wie Silber spielet über Kieseln;
Ihm verhallet wilder Speere Klang.

Hier umarmen sich getreue Gatten,
Küssen sich auf grünen sammtnen Matten,
Liebgekost vom Balsamwest;
Ihre Krone findet hier die Liebe,
Sicher vor des Todes strengem Hiebe,
Feiert sie ein ewig Hochzeitfest.

Der Flüchtling.

Frisch athmet des Morgens lebendiger Hauch;
Purpurisch zuckt durch düstrer Tannen Ritzen
Das junge Licht und äugelt aus dem Strauch;
In goldnen Flammen blitzen
Der Berge Wolkenspitzen.
Mit freudig melodisch gewirbeltem Lied
Begrüßen erwachende Lerchen die Sonne,
Die schon in lachender Wonne
Jugendlich schön in Auroras Umarmungen glüht.

Sei, Licht, mir gesegnet!
Dein Strahlenguß regnet
Erwärmend hernieder auf Anger und Au.
Wie silberfarb flittern
Die Wiesen, wie zittern
Tausend Sonnen im perlenden Thau!

In säuselnder Kühle
Beginnen die Spiele
Der jungen Natur.
Die Zephyre kosen
Und schmeicheln um Rosen,
Und Düfte beströmen die lachende Flur.

Wie hoch aus den Städten die Rauchwolken dampfen!
Laut wiehern und schnauben und knirschen und strampfen
Die Rosse, die Farren;
Die Wagen erknarren
Ins ächzende Thal.
Die Waldungen leben,
Und Adler und Falken und Habichte schweben
Und wiegen die Flügel im blendenden Strahl.

Den Frieden zu finden,
Wohin soll ich wenden
Am elenden Stab?
Die lachende Erde
Mit Jünglingsgeberde
Für mich nur ein Grab!

Steig' empor, o Morgenroth, und röthe
Mit purpurnem Kusse Hain und Feld!
Säusle nieder, Abendroth, und flöte
Sanft in Schlummer die erstorbne Welt!
Morgen — ach! du rötheſt
Eine Todtenflur,
Ach! und du, o Abendroth! umflöteſt
Meinen langen Schlummer nur.

Die Blumen.

Kinder der verjüngten Sonne,
Blumen der geschmückten Flur,
Euch erzog zu Lust und Wonne,
Ja, euch liebte die Natur.
Schön das Kleid mit Licht gestícket,
Schön hat Flora euch geschmücket
Mit der Farben Götterpracht.

Holde Frühlingskinder, klaget!
Seele hat sie euch versaget,
Und ihr selber wohnt in Nacht.

Nachtigall und Lerche singen
Euch der Liebe selig Loos,
Gaukelnde Sylphiden schwingen
Buhlend sich auf eurem Schooß.
Wölbte eures Kelches Krone
Nicht die Tochter der Dione
Schwellend zu der Liebe Pfühl?
Zarte Frühlingskinder, weinet!
Liebe hat sie euch verneinet,
Euch das selige Gefühl.

Aber hat aus Nannys Blicken
Mich der Muttter Spruch verbannt,
Wenn euch meine Hände pflücken
Ihr zum zarten Liebespfand,
Leben, Sprache, Seelen, Herzen,
Stumme Boten süßer Schmerzen,
Goß euch dies Berühren ein,
Und der mächtigste der Götter
Schließt in eure stillen Blätter
Seine hohe Gottheit ein.

An den Frühling.

Willkommen, schöner Jüngling!
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenkörbchen
Willkommen auf der Flur!

Ei! ei! da bist ja wieder!
Und bist so lieb und schön!
Und freun wir uns so herzlich,
Entgegen dir zu gehn.

Denkst auch noch an mein Mädchen?
Ei, Lieber, denke doch!
Dort liebte mich das Mädchen,
Und 's Mädchen liebt mich noch!

Fürs Mädchen manches Blümchen
Erbat ich mir von dir —
Ich komm' und bitte wieder,
Und du? — du gibst es mir?

Willkommen, schöner Jüngling!
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenkörbchen
Willkommen auf der Flur!

An Minna.

Träum' ich? ist mein Auge trüber?
Nebelt's mir ums Angesicht?
Meine Minna geht vorüber?
Meine Minna kennt mich nicht?
Die am Arme seichter Thoren
Blähend mit dem Fächer sicht,
Eitel in sich selbst verloren —
Meine Minna ist es nicht.

Von dem Sommerhute nicken
Stolze Federn, mein Geschenk;
Schleifen, die den Busen schmücken,
Rufen: Minna, sei gedenk!
Blumen, die ich selbst erzogen,
Zieren Brust und Locken noch —
Ach die Brust, die mir gelogen!
Und die Blumen blühen doch!

Geh, umhüpft von leeren Schmeichlern!
Geh! vergiß auf ewig mich.
Ueberliefert feilen Heuchlern,
Eitles Weib, veracht' ich dich.
Geh! dir hat ein Herz geschlagen,
Dir ein Herz, das edel schlug,
Groß genug, den Schmerz zu tragen,
Daß es einer Thörin schlug.

In den Trümmern deiner Schöne
Seh' ich dich verlassen gehn,
Weinend in die Blumenscene
Deines Mai's zurücke sehn.
Schwalben, die im Lenze minnen,
Fliehen, wenn der Nordsturm weht;
Buhler scheucht dein Herbst von hinnen,
Einen Freund hast du verschmäht.

Die mit heißem Liebesgeize
Deinem Kuß entgegenflohn,
Zischen dem erloschnen Reize,
Lachen deinem Winter Hohn.
Ha! wie will ich dann dich höhnen!'
Höhnen? Gott bewahre mich!
Weinen will ich bittre Thränen,
Weinen, Minna! über dich.

Der Triumph der Liebe.

Eine Hymne.

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Einstens hinter Pyrrhas Rücken,
Stimmen Dichter ein,
Sprang die Welt aus Felsenstücken,
Menschen aus dem Stein.

Stein und Felsen ihre Herzen,
Ihre Seelen Nacht,
Von des Himmels Flammenkerzen
Nie in Gluth gefacht.

Noch mit sanften Rosenketten
Banden junge Amoretten
Ihre Seelen nie —
Noch mit Liedern ihren Busen
Huben nicht die weichen Musen,
Nie mit Saitenharmonie.

Ach! noch wanden keine Kränze
Liebende sich um!
Traurig flüchteten die Lenze
Nach Elysium.

Ungegrüßet stieg Aurora
Aus dem Schooß des Meers,
Ungegrüßet sank die Sonne
In den Schooß des Meers.

Wild umirrten sie die Haine
Unter Lunas Nebelscheine,
Trugen eisern Joch.
Sehnend an der Sternenbühne
Suchte die geheime Thräne
Keine Götter noch.

*

Und sieh! der blauen Fluth entquillt
Die Himmelstochter sanft und mild,
Getragen von Najaden
Zu trunkenen Gestaden.

Ein jugendlicher Maienschwung
Durchwebt, wie Morgendämmerung,
Auf das allmächt'ge Werde
Luft, Himmel, Meer und Erde.

Des holden Tages Auge lacht
In düstrer Wälder Mitternacht;
Balsamische Narcissen
Blühn unter ihren Füßen.

Schon flötete die Nachtigall
Den ersten Sang der Liebe,
Schon murmelte der Quellen Fall
In weiche Busen Liebe.

Glückseliger Pygmalion!
Es schmilzt, es glüht dein Marmor schon!
Gott Amor, Ueberwinder!
Umarme deine Kinder!

*

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich.

*

Unter goldnem Nektarschaum,
Ein wollüst'ger Morgentraum,
Ewig Lustgelage,
Fliehn der Götter Tage.

Thronend auf erhabnem Sitz,
Schwingt Kronion seinen Blitz;
Der Olympus schwankt erschrocken,
Wallen zürnend seine Locken —

Göttern läßt er seine Throne,
Niedert sich zum Erdensohne,
Seufzt arkadisch durch den Hain,
Zahme Donner untern Füßen,
Schläft, gewiegt von Ledas Küssen,
Schläft der Riesentödter ein.

Majestät'sche Sonnenrosse
Durch des Lichtes weiten Raum
Leitet Phöbus' goldner Zaum;
Völker stürzt sein rasselndes Geschosse.
Seine weißen Sonnenrosse,
Seine rasselnden Geschosse,
Unter Lieb' und Harmonie,
Ha! wie gern vergaß er sie!

Vor der Gattin des Kroniden
Beugen sich die Uraniden.
Stolz vor ihrem Wagenthrone
Brüstet sich das Pfauenpaar;
Mit der goldnen Herrscherkrone
Schmückt sie ihr ambrosisch Haar.

Schöne Fürstin! ach, die Liebe
Zittert, mit dem süßen Triebe
Deiner Majestät zu nahn;
Und von ihren stolzen Höhen
Muß die Götterkönigin
Um des Reizes Gürtel flehen
Bei der Herzenfeßlerin.

*

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich.

*

Liebe sonnt das Reich der Nacht!
Amors süßer Zaubermacht
Ist der Orkus unterthänig;
Freundlich blickt der schwarze König,
Wenn ihm Ceres' Tochter lacht.
Liebe sonnt das Reich der Nacht.

Himmlisch in die Hölle klangen
Und den wilden Hüter zwangen
Deine Lieder, Thracier —
Minos, Thränen im Gesichte,
Mildete die Qualgerichte,
Zärtlich um Megärens Wangen
Küßten sich die wilden Schlangen,
Keine Geißel klatschte mehr;
Aufgejagt von Orpheus' Leier
Flog von Tityos der Geier;
Leiser hin am Ufer rauschten
Lethe und Cocytus, lauschten
Deinen Liedern, Thracier!
Liebe sangst du, Thracier!

*

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich.

*

Durch die ewige Natur
Düftet ihre Blumenspur,
Weht ihr goldner Flügel.
Winkte mir vom Mondenlicht
Aphroditens Auge nicht,
Nicht vom Sonnenhügel,
Lächelte vom Sternenmeer
Nicht die Göttin zu mir her,

Stern' und Sonn' und Mondenlicht
Regten mir die Seele nicht.
Liebe, Liebe lächelt nur
Aus dem Auge der Natur,
Wie aus einem Spiegel!

Liebe rauscht der Silberbach,
Liebe lehrt ihn sanfter wallen;
Seele haucht sie in das Ach
Klagenreicher Nachtigallen —
Liebe, Liebe lispelt nur
Auf der Laute der Natur.

Weisheit mit dem Sonnenblick,
Große Göttin, tritt zurück,
Weiche vor der Liebe!
Nie Erobrern, Fürsten nie
Beugtest du ein Sklavenknie,
Beug' es itzt der Liebe!

Wer die steile Sternenbahn
Ging dir heldenkühn voran
Zu der Gottheit Sitze?
Wer zerriß das Heiligthum,
Zeigte dir Elysium
Durch des Grabes Ritze?
Lockte sie uns nicht hinein,
Möchten wir unsterblich sein?
Suchten auch die Geister
Ohne sie den Meister?
Liebe, Liebe leitet nur
Zu dem Vater der Natur,
Liebe nur die Geister.

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!

Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Das Glück und die Weisheit.

Entzweit mit einem Favoriten,
Flog einst Fortun' der Weisheit zu:
„Ich will dir meine Schätze bieten,
Sei meine Freundin du!

Mit meinen reichsten, schönsten Gaben
Beschenkt' ich ihn so mütterlich,
Und sieh, er will noch immer haben,
Und nennt noch geizig mich.

Komm, Schwester, laß uns Freundschaft schließen,
Du marterst dich an deinem Pflug;
In deinen Schooß will ich sie gießen,
Hier ist für dich und mich genug."

Sophia lächelt diesen Worten
Und wischt den Schweiß vom Angesicht:
„Dort eilt dein Freund, sich zu ermorden,
Versöhnet euch, ich brauch' dich nicht."

Männerwürde.

Ich bin ein Mann! Wer ist es mehr?
Wer's sagen kann, der springe
Frei unter Gottes Sonn' einher
Und hüpfe hoch und singe.

Zu Gottes schönem Ebenbild
Kann ich den Stempel zeigen,
Zum Born, woraus der Himmel quillt,
Darf ich hinunter steigen.

Und wohl mir, daß ich's darf und kann!
Geht's Mädchen mir vorüber,
Ruft's laut in mir: Du bist ein Mann!
Und küsse sie so lieber.

Und röther wird das Mädchen dann,
Und's Mieder wird ihr enge.
Das Mädchen weiß, ich bin ein Mann,
Drum wird ihr's Mieder enge.

Wie wird sie erst um Gnade schrein,
Ertapp' ich sie im Bade?
Ich bin ein Mann, das fällt ihr ein,
Wie schrie sie sonst um Gnade!

Ich bin ein Mann, mit diesem Wort
Begegn' ich ihr alleine,
Jag' ich des Kaisers Tochter fort,
So lumpicht ich erscheine.

Und dieses goldne Wörtchen macht
Mir manche Fürstin holde.
Mich ruft sie — habt indessen Wacht
Ihr Buben dort im Golde!

Ich bin ein Mann, das könnt ihr schon
An meiner Leier riechen,
Sie braust dahin im Siegeston,
Sonst würde sie ja kriechen.

Aus eben diesem Schöpferfluß,
Woraus wir Menschen werden,
Quillt Götterkraft und Genius,
Was mächtig ist auf Erden.

Tyrannen haßt mein Talisman
Und schmettert sie zu Boden,
Und kann er's nicht, führt er die Bahn
Freiwillig zu den Todten.

Den Perser hat mein Talisman
Am Granikus bezwungen,
Roms Wollüstlinge Mann für Mann
Auf deutschen Sand gerungen.

Seht ihr den Römer stolz und kraus
In Afrika dort sitzen?
Sein Aug' speit Feuerflammen aus,
Als säht ihr Hekla blitzen.

Da kommt ein Bube wohlgemuth,
Gibt Manches zu verstehen.
„Sprich, du hätt'st auf Karthagos Schutt
Den Marius gesehen!"

So spricht der stolze Römersmann
Noch groß in seinem Falle.
Er ist nichts weiter als ein Mann,
Und vor ihm zittern Alle.

Drauf thäten seine Enkel sich
Ihr Erbtheil gar abdrehen,
Und huben jedermänniglich
Anmuthig an zu krähen.

Schmach dem kombabischen Geschlecht!
Die Elenden, sie haben
Verscherzt ihr hohes Männerrecht,
Des Himmels beste Gaben.

Und schlendern elend durch die Welt
Wie Kürbisse, von Buben
Zu Menschenköpfen ausgehöhlt,
Die Schädel leere Stuben!

Wie Wein von einem Chemikus
Durch die Retort' getrieben,
Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben.

Und fliehen jedes Weibsgesicht,
Und zittern es zu sehen —
Und dürften sie, und können nicht,
Da möchten sie vergehen.

Drum fliehn sie jeden Ehrenmann,
Sein Glück wird sie betrüben;
Wer keinen Menschen machen kann,
Der kann auch keinen lieben.

Drum tret' ich frei und stolz einher
Und brüste mich und singe:
Ich bin ein Mann, wer ist es mehr?
Der hüpfe hoch und springe.

An einen Moralisten.

Was zürnst du unsrer frohen Jugendweise
Und lehrst, daß Lieben Tändeln sei?
Du starrest in des Winters Eise
Und schmähleſt auf den goldnen Mai.

Einst, als du noch das Nymphenvolk bekriegtest,
Ein Held des Carnevals den deutschen Wirbel flogst,
Ein Himmelreich in beiden Armen wiegtest
Und Nektarduft von Mädchenlippen sogst,

Ha, Seladon! wenn damals aus den Achsen
Gewichen wär' der Erde schwerer Ball —
Im Liebesknäul mit Julien verwachsen,
Du hättest überhört den Fall!

O denk' zurück nach deinen Rosentagen
Und lerne: die Philosophie
Schlägt um, wie unsre Pulse anders schlagen;
Zu Göttern schaffst du Menschen nie.

Wohl, wenn ins Eis des klügelnden Verstandes
Das warme Blut ein bißchen muntrer springt!
Laß den Bewohnern eines bessern Landes,
Was nie dem Sterblichen gelingt.

Zwingt doch der irdische Gefährte
Den gottgebornen Geist in Kerkermauern ein,
Er wehrt mir, daß ich Engel werde,
Ich will ihm folgen, Mensch zu sein.

Graf Eberhard der Greiner von Württemberg.

Kriegslied.

Ihr — ihr dort außen in der Welt,
Die Nasen eingespannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

Prahlt nur mit Karl und Eduard,
Mit Friedrich, Ludewig!
Karl, Friedrich, Ludwig, Eduard
Ist uns der Graf, der Eberhard,
Ein Wettersturm im Krieg.

Und auch sein Bub, der Ulerich,
War gern, wo's eisern klang;
Des Grafen Bub, der Ulerich,
Kein Fußbreit rückwärts zog er sich,
Wenn's drauf und drunter sprang.

Die Reutlinger, auf unsern Glanz
Erbittert, kochten Gift,
Und buhlten um den Siegeskranz
Und wagten manchen Schwertanz
Und gürteten die Hüft'.

Er griff sie an — und siegte nicht
Und kam gepantscht nach Haus;
Der Vater schnitt ein falsch Gesicht,
Der junge Kriegsmann floh das Licht,
Und Thränen drangen 'raus.

Das wurmt ihm — Ha! ihr Schurken wart!
Und trug's in seinem Kopf.
Auswetzen, bei des Vaters Bart!
Auswetzen wollt' er diese Schart'
Mit manchem Städtlerschopf.

Und Fehd' entbrannte bald darauf,
Und zogen Roß und Mann
Bei Döffingen mit hellem Hauf,
Und heller ging's dem Junker auf,
Und hurrah! heiß ging's an.

Und unsers Heeres Losungswort
War die verlorne Schlacht;
Das riß uns wie die Windsbraut fort
Und schmiß uns tief in Blut und Mord
Und in die Lanzennacht.

Der junge Graf, voll Löwengrimm,
Schwung seinen Heldenstab,
Wild vor ihm ging das Ungestüm,
Geheul und Winseln hinter ihm
Und um ihn her das Grab.

Doch weh! ach weh! ein Säbelhieb
Sunk schwer auf sein Genick.
Schnell um ihn her der Helden Trieb,
Umsonst! umsonst! erstarret blieb
Und sterbend brach sein Blick.

Bestürzung hemmt des Sieges Bahn,
Laut weinte Feind und Freund —
Hoch führt der Graf die Reiter an:
Mein Sohn ist wie ein andrer Mann!
Marsch, Kinder! In den Feind!

Und Lanzen sausen feuriger,
Die Rache spornt sie all,
Rasch über Leichen ging's daher,
Die Städtler laufen kreuz und quer
Durch Wald und Berg und Thal.

Und zogen wir mit Hörnerklang
Ins Lager froh zurück,
Und Weib und Kind im Rundgesang
Beim Walzer und beim Becherklang
Lustfeiern unser Glück.

Doch unser Graf — was thät er itzt?
Vor ihm der todte Sohn.
Allein in seinem Zelte sitzt
Der Graf und eine Thräne blitzt
Im Aug' auf seinen Sohn.

Drum hangen wir so treu und warm
Am Grafen, unserm Herrn.
Allein ist er ein Heldenschwarm,
Der Donner ras't in seinem Arm,
Er ist das Landes Stern.

Drum ihr dort außen in der Welt,
Die Nasen eingespannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

Gedichte

der

zweiten Periode.

An die Freude.

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng getheilt;
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.

Chor.

Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund.

Chor.

Was den großen Ring bewohnet,
Huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet sie,
Wo der Unbekannte thronet.

Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur;
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur.
Küsse gab sie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod;
Wollust ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub steht vor Gott.

Chor.

Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahnest du den Schöpfer, Welt?
Such ihn überm Sternenzelt!
Ueber Sternen muß er wohnen.

Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Chor.

Froh, wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Wandelt, Brüder, eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen.

Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an.
Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn.

Chor.

Duldet muthig, Millionen!
Duldet für die beſſre Welt!
Droben überm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.

Göttern kann man nicht vergelten;
Schön iſt's, ihnen gleich zu ſein.
Gram und Armuth ſoll ſich melden,
Mit den Frohen ſich erfreun.
Groll und Rache ſei vergeſſen,
Unſerm Todfeind ſei verziehn.
Keine Thräne ſoll ihn preſſen,
Keine Reue nage ihn.

Chor.

Unſer Schuldbuch ſei vernichtet!
Ausgeſöhnt die ganze Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet.

Freude ſprudelt in Pokalen;
In der Traube goldnem Blut
Trinken Sanftmuth Kannibalen,
Die Verzweiflung Heldenmuth — —
Brüder, fliegt von euren Sitzen,
Wenn der volle Römer kreist,
Laßt den Schaum zum Himmel ſpritzen:
Dieſes Glas dem guten Geiſt!

Chor.

Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preist,
Dieſes Glas dem guten Geiſt
Ueberm Sternenzelt dort oben!

Feſten Muth in ſchwerem Leiden,
Hilfe, wo die Unſchuld weint,
Ewigkeit geſchwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,

Männerstolz vor Königsthronen, —
Brüder, gält' es Gut und Blut —
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Chor.

Schließt den heil'gen Zirkel dichter,
Schwört bei diesem goldnen Wein,
Dem Gelübde treu zu sein,
Schwört es bei dem Sternenrichter!

Die unüberwindliche Flotte.

Nach einem ältern Dichter.

Sie kömmt — sie kömmt, des Mittags stolze Flotte,
Das Weltmeer wimmert unter ihr,
Mit Kettenklang und einem neuen Gotte
Und tausend Donnern naht sie dir —
Ein schwimmend Heer furchtbarer Citadellen
(Der Ocean sah ihresgleichen nie),
Unüberwindlich nennt man sie,
Zieht sie einher auf den erschrocknen Wellen;
Den stolzen Namen weiht
Der Schrecken, den sie um sich speit.
Mit majestätisch stillem Schritte
Trägt seine Last der zitternde Neptun;
Weltuntergang in ihrer Mitte,
Naht sie heran, und alle Stürme ruhn.

Dir gegenüber steht sie da,
Glückselige Insel — Herrscherin der Meere,
Dir drohen diese Gallionenheere,
Großherzige Britannia!
Weh deinem freigebornen Volke!
Da steht sie, eine wetterschwangre Wolke.

Wer hat das hohe Kleinod dir errungen,
Das zu der Länder Fürstin dich gemacht?
Hast du nicht selbst, von stolzen Königen gezwungen,
Der Reichsgesetze weisestes erdacht?
Das große Blatt, das deine Könige zu Bürgern,
Zu Fürsten deine Bürger macht!
Der Segel stolze Obermacht,
Hast du sie nicht von Millionen Würgern
Erstritten in der Wasserschlacht?
Wem dankst du sie — erröthet, Völker dieser Erde —
Wem sonst, als deinem Geist und deinem Schwerte?

Unglückliche — blick hin auf diese feuerwerfenden Kolossen,
Blick hin und ahne deines Ruhmes Fall!
Bang schaut auf dich der Erdenball,
Und aller freien Männer Herzen schlagen,
Und alle guten, schönen Seelen klagen,
Theilnehmend deines Ruhmes Fall.

Gott, der Allmächt'ge, sah herab,
Sah deines Feindes stolze Löwenflaggen wehen,
Sah drohend offen dein gewisses Grab —
Soll, sprach er, soll mein Albion vergehen,
Erlöschen meiner Helden Stamm,
Der Unterdrückung letzter Felsendamm
Zusammenstürzen, die Tyrannenwehre
Vernichtet sein von dieser Hemisphäre?
Nie, rief er, soll der Freiheit Paradies,
Der Menschenwürde starker Schirm verschwinden!
Gott, der Allmächt'ge, blies,
Und die Armada flog nach allen Winden.

Die zwei letzten Verse sind eine Anspielung auf die Medaille, welche Elisabeth zum Andenken ihres Sieges schlagen ließ. Es wird auf derselben eine Flotte vorgestellt, welche im Sturm untergeht, mit der bescheidenen Inschrift: Afflavit Deus, et dissipati sunt.

Der Kampf.

Nein, länger werd' ich diesen Kampf nicht kämpfen,
Den Riesenkampf der Pflicht.
Kannst du des Herzens Flammentrieb nicht dämpfen,
So fordre, Tugend, dieses Opfer nicht.

Geschworen hab' ich's, ja, ich hab's geschworen,
Mich selbst zu bändigen.
Hier ist dein Kranz, er sei auf ewig mir verloren!
Nimm ihn zurück und laß mich sündigen.

Zerrissen sei, was wir bedungen haben!
Sie liebt mich — deine Krone sei verscherzt!
Glückselig, wer, in Wonnetrunkenheit begraben,
So leicht, wie ich, den tiefen Fall verschmerzt!

Sie sieht den Wurm an meiner Jugend Blume nagen,
Und meinen Lenz entflohn,
Bewundert still mein heldenmüthiges Entsagen,
Und großmuthsvoll beschließt sie meinen Lohn.

Mißtraue, schöne Seele, dieser Engelgüte!
Dein Mitleid waffnet zum Verbrechen mich.
Gibt's in des Lebens unermeßlichem Gebiete,
Gibt's einen andern, schönern Lohn, als dich?

Als das Verbrechen, das ich ewig fliehen wollte?
Tyrannisches Geschick!
Der einz'ge Lohn, der meine Tugend krönen sollte,
Ist meiner Tugend letzter Augenblick!

Resignation.

Auch ich war in Arkadien geboren,
Auch mir hat die Natur
An meiner Wiege Freude zugeschworen;
Auch ich war in Arkadien geboren,
Doch Thränen gab der kurze Lenz mir nur.

Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder;
Mir hat er abgeblüht.
Der stille Gott — o weinet, meine Brüder —
Der stille Gott taucht meine Fackel nieder,
Und die Erscheinung flieht.

Da steh' ich schon auf deiner finstern Brücke,
Furchtbare Ewigkeit!
Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke!
Ich bring' ihn unerbrochen dir zurücke,
Ich weiß nichts von Glückseligkeit.

Vor deinem Thron erheb' ich meine Klage,
Verhüllte Richterin.
Auf jenem Stern ging eine frohe Sage,
Du thronest hier mit des Gerichtes Wage
Und nennest dich Vergelterin.

Hier, spricht man, warten Schrecken auf den Bösen,
Und Freuden auf den Redlichen.
Des Herzens Krümmen werdest du entblößen,
Der Vorsicht Räthsel werdest du mir lösen,
Und Rechnung halten mit dem Leidenden.

Hier öffne sich die Heimath dem Verbannten,
Hier endige des Dulders Dornenbahn.
Ein Götterkind, das sie mir Wahrheit nannten,
Die Meisten flohen, Wenige nur kannten,
Hielt meines Lebens raschen Zügel an.

„Ich zahle dir in einem andern Leben,
Gib deine Jugend mir!
Nichts kann ich dir als diese Weisung geben."
Ich nahm die Weisung auf das andre Leben,
Und meiner Jugend Freuden gab ich ihr.

„Gib mir das Weib, so theuer deinem Herzen,
Gib deine Laura mir!
Jenseits der Gräber wuchern deine Schmerzen." —
Ich riß sie blutend aus dem wunden Herzen,
Und weinte laut, und gab sie ihr.

„Die Schuldverschreibung lautet an die Todten,"
Hohnlächelte die Welt;
„Die Lügnerin, gedungen von Despoten,
Hat für die Wahrheit Schatten dir geboten,
Du bist nicht mehr, wenn dieser Schein verfällt."

Frech witzelte das Schlangenheer der Spötter:
„Vor einem Wahn, den nur Verjährung weiht,
Erzitterst du? Was sollen deine Götter,
Des kranken Weltplans schlau erdachte Retter,
Die Menschenwitz des Menschen Nothdurft leiht?"

„Was heißt die Zukunft, die uns Gräber decken?
Die Ewigkeit, mit der du eitel prangst?
Ehrwürdig nur, weil Hüllen sie verstecken,
Der Riesenschatten unsrer eignen Schrecken
Im hohlen Spiegel der Gewissensangst."

„Ein Lügenbild lebendiger Gestalten,
Die Mumie der Zeit,
Vom Balsamgeist der Hoffnung in den kalten
Behausungen des Grabes hingehalten,
Das nennt dein Fieberwahn Unsterblichkeit?"

„Für Hoffnungen — Verwesung straft sie Lügen —
Gabst du gewisse Güter hin?
Sechstausend Jahre hat der Tod geschwiegen,
Kam je ein Leichnam aus der Gruft gestiegen,
Der Meldung that von der Vergelterin?" —

Ich sah die Zeit nach deinen Ufern fliegen,
Die blühende Natur
Blieb hinter ihr, ein welker Leichnam, liegen,
Kein Todter kam aus seiner Gruft gestiegen,
Und fest vertraut' ich auf den Götterschwur.

All meine Freuden hab' ich dir geschlachtet,
Jetzt werf' ich mich vor deinen Richterthron.
Der Menge Spott hab' ich beherzt verachtet,
Nur deine Güter hab' ich groß geachtet,
Vergelterin, ich fordre meinen Lohn.

„Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder!"
Rief unsichtbar ein Genius.
„Zwei Blumen, rief er, hört es, Menschenkinder,
Zwei Blumen blühen für den weisen Finder,
Sie heißen Hoffnung und Genuß."

„Wer dieser Blumen eine brach, begehre
Die andre Schwester nicht.
Genieße, wer nicht glauben kann. Die Lehre
Ist ewig, wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre!
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht."

„Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen,
Dein Glaube war dein zugewognes Glück.
Du konntest deine Weisen fragen,
Was man von der Minute ausgeschlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück."

Die Götter Griechenlands.

Da ihr noch die schöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geschlechter noch geführet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach! da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!

Da der Dichtung zauberische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand, —
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur,
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen goldnen Wagen
Helios in stiller Majestät.
Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt in jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

Jener Lorbeer wand sich einst um Hilfe,
Tantals Tochter schweigt in diesem Stein,
Syrinx' Klage tönt' aus jenem Schilfe,
Philomelas Schmerz aus diesem Hain.
Jener Bach empfing Demeters Zähre,
Die sie um Persephonen geweint,
Und von diesem Hügel rief Cythere
Ach, umsonst! dem schönen Freund.

Zu Deukalions Geschlechte stiegen
Damals noch die Himmlischen herab;
Pyrrhas schöne Töchter zu besiegen,
Nahm der Leto Sohn den Hirtenstab.
Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor ein schönen Bund,
Sterbliche mit Göttern und Heroen
Huldigten in Amathunt.

Finstrer Ernst und trauriges Entsagen
War aus eurem heitern Dienst verbannt;
Glücklich sollten alle Herzen schlagen,
Denn euch war der Glückliche verwandt.
Damals war nichts heilig, als das Schöne,
Keiner Freude schämte sich der Gott,
Wo die keusch erröthende Camöne,
Wo die Grazie gebot.

Eure Tempel lachten gleich Palästen,
Euch verherrlichte das Heldenspiel
An des Isthmus kronenreichen Festen,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geschlungne, seelenvolle Tänze
Kreisten um den prangenden Altar,
Eure Schläfe schmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

Das Evoe muntrer Thyrsusschwinger
Und der Panther prächtiges Gespann
Meldeten den großen Freudebringer,
Faun und Satyr taumeln ihm voran;
Um ihn springen rasende Mänaden,
Ihre Tänze loben seinen Wein,
Und des Wirthes braune Wangen laden
Lustig zu dem Becher ein.

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß

Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Fackel senkt' ein Genius.
Selbst des Orkus strenge Richterwage
Hielt der Enkel einer Sterblichen,
Und des Thrakers seelenvolle Klage
Rührte die Erinyen.

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elysiens Hainen wieder an,
Treue Liebe fand den treuen Gatten,
Und der Wagenlenker seine Bahn;
Linus' Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Alcestens Arme sinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Orestes wieder,
Seine Pfeile Philoktet.

Höhre Preise stärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn;
Großer Thaten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan.
Vor dem Wiederforderer der Todten
Neigte sich der Götter stille Schaar;
Durch die Fluten leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar.

Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick,
Ach! von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

Alle jene Blüthen sind gefallen
Von des Nordes schauerlichem Wehn;
Einen zu bereichern unter allen,
Mußte diese Götterwelt vergehn.

Traurig such' ich an dem Sternenbogen,
Dich, Selene, find' ich dort nicht mehr;
Durch die Wälder ruf' ich, durch die Wogen,
Ach! sie wiederhallen leer.

Unbewußt der Freuden, die sie schenket,
Nie entzückt von ihrer Herrlichkeit,
Nie gewahr des Geistes, der sie lenket,
Sel'ger nie durch meine Seligkeit,
Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere,
Die entgötterte Natur.

Morgen wieder neu sich zu entbinden,
Wühlt sie heute sich ihr eignes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von selbst die Monde auf und ab.
Müßig kehrten zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die, entwachsen ihrem Gängelbande,
Sich durch eignes Schweben hält.

Ja, sie kehrten heim, und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen sie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entseelte Wort.
Aus der Zeitfluth weggerissen, schweben
Sie gerettet auf des Pindus Höhn;
Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn.

Die Götter Griechenlands.

Für die Freunde der ersten Ausgabe abgedruckt.

Da ihr noch die schöne Welt regiertet,
An der Freude leichtem Gängelband
Glücklichere Menschenalter führtet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach! da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!

Da der Dichtkunst malerische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand,
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur,
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen goldnen Wagen
Helios in stiller Majestät.
Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas starb mit jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

Jener Lorbeer wand sich einst um Hilfe,
Tantals Tochter schweigt in diesem Stein,
Syrinx' Klage tönt aus jenem Schilfe,
Philomelens Schmerz in diesem Hain.
Jener Bach enthielt Demeters Zähre,
Die sie um Persephonen geweint,

Und von diesem Hügel rief Cythere
Ach vergebens! ihrem schönen Freund.

Zu Deukalions Geschlechte stiegen
Damals noch die Himmlischen herab;
Pyrrhas schöne Tochter zu besiegen,
Nahm Hyperion den Hirtenstab.
Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen schönen Bund,
Sterbliche mit Göttern und Heroen
Huldigten in Amathunt.

Betend an der Grazien Altären
Kniete da die holde Priesterin,
Sandte stille Wünsche an Cytheren
Und Gelübde an die Charitin.
Hoher Stolz, auch droben zu gebieten,
Lehrte sie den göttergleichen Rang,
Und des Reizes heil'gen Gürtel hüten,
Der den Donnrer selbst bezwang.

Himmlisch und unsterblich war das Feuer,
Das in Pindars stolzen Hymnen floß,
Niederströmte in Arions Leier,
In den Stein des Phidias sich goß.
Bessre Wesen, edlere Gestalten
Kündigten die hohe Abkunft an,
Götter, die vom Himmel niederwallten,
Sahen hier ihn wieder aufgethan.

Werther war von eines Gottes Güte,
Theurer jede Gabe der Natur.
Unter Iris' schönem Bogen blühte
Reizender die perlenvolle Flur.
Prangender erschien die Morgenröthe
In Himerens rosigtem Gewand,
Schmelzender erklang die Flöte
In des Hirtengottes Hand.

Liebenswerther malte sich die Jugend,
Blühender in Ganymedas Bild,
Heldenkühner, göttlicher die Tugend
Mit Tritoniens Meduſenſchild.
Sanfter war, da Hymen es noch knüpfte,
Heiliger der Herzen ew'ges Band,
Selbſt des Lebens zarter Faden ſchlüpfte
Weicher durch der Parzen Hand.

Das Evoe muntrer Thyrſusſchwinger
Und der Panther prächtiges Geſpann
Meldeten den großen Freudebringer,
Faun und Satyr taumeln ihm voran;
Um ihn ſpringen raſende Mänaden,
Ihre Tänze loben ſeinen Wein,
Und die Wangen des Bewirthers laden
Luſtig zu dem Becher ein.

Höher war der Gabe Werth geſtiegen,
Die der Geber freundlich mitgenoß,
Näher war der Schöpfer dem Vergnügen,
Das im Buſen des Geſchöpfes floß.
Nennt der meinige ſich dem Verſtande?
Birgt ihn etwa der Gewölke Zelt?
Mühſam ſpäh' ich im Ideenlande,
Fruchtlos in der Sinnenwelt.

Eure Tempel lachten gleich Paläſten,
Euch verherrlichte das Heldenſpiel
An des Iſthmus kronenreichen Feſten,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geſchlungne, ſeelenvolle Tänze
Kreisten um den prangenden Altar,
Eure Schläfe ſchmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

Seiner Güter ſchenkte man das beſte,
Seiner Lämmer liebſtes gab der Hirt,

Und der Freudetaumel seiner Gäste
Lohnte dem erhabnen Wirth.
Wohin tret' ich? Diese traur'ge Stille,
Kündigt sie mir meinen Schöpfer an?
Finster, wie er selbst, ist seine Hülle,
Mein Entsagen — was ihn feiern kann.

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Still und traurig senkt' ein Genius
Seine Fackel. Schöne, lichte Bilder
Scherzten auch um die Nothwendigkeit,
Und das ernste Schicksal blickte milder
Durch den Schleier sanfter Menschlichkeit.

Nach der Geister schrecklichen Gesetzen
Richtete kein heiliger Barbar,
Dessen Augen Thränen nie benetzen,
Zarte Wesen, die ein Weib gebar.
Selbst des Orkus strenge Richterwage
Hielt der Enkel einer Sterblichen,
Und des Thrakers seelenvolle Klage
Rührte die Erinyen.

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elysiens Hainen wieder an,
Treue Liebe fand den treuen Gatten,
Und der Wagenlenker seine Bahn;
Orpheus' Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Alcestens Arme singt Admet,
Seinen Freund erkennt Orestes wieder,
Seine Waffen Philoktet.

Aber ohne Wiederkehr verloren
Bleibt, was ich auf dieser Welt verließ,
Jede Wonne hab' ich abgeschworen,
Alle Bande, die ich selig pries.

Fremde, nie verstandene Entzücken
Schaudern mich aus jenen Welten an,
Und für Freuden, die mich jetzt beglücken,
Tausch' ich neue, die ich missen kann.

Höhre Preise stärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn;
Großer Thaten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan.
Vor dem Wiederforderer der Todten
Neigte sich der Götter stille Schaar;
Durch die Fluthen leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar.

Schöne Welt, wo bist du? — Kehre wieder,
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine goldne Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick,
Ach! von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb nur das Gerippe mir zurück.

Alle jene Blüthen sind gefallen
Von des Nordes winterlichem Wehn,
Einen zu bereichern, unter allen,
Mußte diese Götterwelt vergehn.
Traurig such' ich an dem Sternenbogen,
Dich, Selene, find' ich dort nicht mehr;
Durch die Wälder ruf' ich, durch die Wogen,
Ach! sie wiederhallen leer!

Unbewußt der Freuden, die sie schenket,
Nie entzückt von ihrer Trefflichkeit,
Nie gewahr des Armes, der sie lenket,
Reicher nie durch meine Dankbarkeit,
Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,

Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere,
Die entgötterte Natur.

Morgen wieder neu sich zu entbinden,
Wühlt sie heute sich ihr eignes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von selbst die Monde auf und ab.
Müßig kehrten zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die, entwachsen ihrem Gängelbande,
Sich durch eignes Schweben hält.

Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keiner Ird'schen Sohn,
Herrscht ein Andrer in des Aethers Reichen,
Auf Saturnus' umgestürztem Thron.
Selig, eh sich Wesen um ihn freuten,
Selig im entvölkerten Gefild,
Sieht er in dem langen Strom der Zeiten
Ewig nur — sein eignes Bild.

Bürger des Olymps konnt' ich erreichen,
Jenem Gotte, den sein Marmor preist,
Konnte einst der hohe Bildner gleichen;
Was ist neben dir der höchste Geist
Derer, welche Sterbliche gebaren?
Nur der Würmer erster, edelster.
Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher.

Dessen Strahlen mich darnieder schlagen,
Werk und Schöpfer des Verstandes, dir
Nachzuringen gib mir Flügel, Wagen,
Dich zu wägen — oder nimm von mir,
Nimm die ernste strenge Göttin wieder,
Die den Spiegel blendend vor mir hält,
Ihre sanftre Schwester sende nieder,
Spare jene für die andre Welt.

Die berühmte Frau.

Epistel eines Ehemanns an einen andern.

Beklagen soll ich dich? Mit Thränen bittrer Reue
Wird Hymens Band von dir verflucht?
Warum? Weil deine Ungetreue
In eines Andern Armen sucht,
Was ihr die deinigen versagen?
Freund, höre fremde Leiden an,
Und lerne deine leichter tragen.

Dich schmerzt, daß sich in deine Rechte
Ein Zweiter theilt? — Beneidenswerther Mann!
Mein Weib gehört dem ganzen menschlichen Geschlechte.
Vom Belt bis an der Mosel Strand,
Bis an die Apenninenwand,
Bis in die Vaterstadt der Moden,
Wird sie in allen Buden feil geboten,
Muß sie auf Diligencen, Paketbooten
Von jedem Schulfuchs, jedem Hasen
Kunstrichterlich sich mustern lassen,
Muß sie der Brille des Philisters stehn,
Und wie's ein schmutz'ger Aristarch befohlen,
Auf Blumen oder heißen Kohlen
Zum Ehrentempel oder Pranger gehn.
Ein Leipziger — daß Gott ihn strafen wollte! —
Nimmt topographisch sie wie eine Festung auf,
Und bietet Gegenden dem Publikum zu Kauf,
Wovon ich billig doch allein nur sprechen sollte.

Dein Weib — Dank den kanonischen Gesetzen! —
Weiß deiner Gattin Titel doch zu schätzen.
Sie weiß warum? und thut sehr wohl daran.
Mich kennt man nur als Ninons Mann.
Du klagst, daß im Parterr' und an den Pharotischen,
Erscheinst du, alle Zungen zischen?

O Mann des Glücks! Wer einmal das von sich
Zu rühmen hätte! — Mich, Herr Bruder, mich,
Beschert mir endlich eine Molkenkur
Das rare Glück — den Platz an ihrer Linken,
Mich merkt kein Aug', und alle Blicke winken
Auf meine stolze Hälfte nur.

Kaum ist der Morgen grau,
So kracht die Treppe schon von blau und gelben Röcken,
Mit Briefen, Ballen, unfrankirten Päcken,
Signirt: An die berühmte Frau.
Sie schläft so süß! — Doch darf ich sie nicht schonen.
„Die Zeitungen, Madam, aus Jena und Berlin!"
Rasch öffnet sich das Aug' der holden Schläferin,
Ihr erster Blick fällt auf Recensionen.
Das schöne blaue Auge — mir
Nicht einen Blick! — durchirrt ein elendes Papier,
(Laut hört man in der Kinderstube weinen)
Sie legt es endlich weg, und fragt nach ihren Kleinen.

Die Toilette wartet schon,
Doch halbe Blicke nur beglücken ihren Spiegel.
Ein mürrisch ungeduldig Drohn
Gibt der erschrocknen Zofe Flügel.
Von ihrem Putztisch sind die Grazien entflohn,
Und an der Stelle holder Amorinen
Sieht man Erinyen den Lockenbau bedienen.

Carrossen rasseln jetzt heran,
Und Miethlakaien springen von den Tritten,
Dem düftenden Abbé, dem Reichsbaron, dem Britten,
Der — nur nichts Deutsches lesen kann,
Großing und Compagnie, dem Z** Wundermann
Gehör bei der Berühmten zu erbitten.
Ein Ding, das demuthsvoll sich in die Ecke drückt
Und Ehmann heißt, wird vornehm angeblickt.
Hier darf ihr — wird dein Hausfreund so viel wagen? —
Der dümmste Fat, der ärmste Wicht,

Wie sehr er sie bewundre, sagen;
Und darf's vor meinem Angesicht!
Ich steh dabei, und will ich artig heißen,
Muß ich ihn bitten, mitzuspeisen.

Bei Tafel, Freund, beginnt erst meine Noth,
Da geht es über meine Flaschen!
Mit Weinen von Burgund, die mir der Arzt verbot,
Muß ich die Kehlen ihrer Lober waschen.
Mein schwer verdienter Bissen Brod
Wird hungriger Schmarotzer Beute;
O diese leidige, vermaledeite
Unsterblichkeit ist meines Nierensteiners Tod!
Den Wurm an alle Finger, welche drucken!
Was, meinst du, sei mein Dank? Ein Achselzucken,
Ein Mienenspiel, ein ungeschliffenes Beklagen —
Erräthst du's nicht? O ich versteh's genau!
Daß diesen Brillant von einer Frau
Ein solcher Pavian davongetragen.

Der Frühling kommt. Auf Wiesen und auf Feldern
Streut die Natur den bunten Teppich hin,
Die Blumen kleiden sich in angenehmes Grün,
Die Lerche singt, es lebt in allen Wäldern.
— Ihr ist der Frühling wonneleer.
Die Sängerin der süßesten Gefühle,
Der schöne Hain, der Zeuge unsrer Spiele,
Sagt ihrem Herzen jetzt nichts mehr.
Die Nachtigallen haben nicht gelesen,
Die Lilien bewundern nicht.
Der allgemeine Jubelruf der Wesen
Begeistert sie — zu einem Sinngedicht.
Doch nein! Die Jahrszeit ist so schön — zum Reisen.
Wie drängend voll mag's jetzt im Pyrmont sein!
Auch hört man überall das Karlsbad preisen.
Husch ist sie dort — in jenem bunten Reihn,
Wo Ordensbänder und Doktorenkragen,

Celebritäten aller Art,
Vertraulich, wie in Charons Kahn, gepaart,
Zur Schau sich geben und zu Markte tragen,
Wo, eingeschickt von fernen Meilen,
Zerrissne Tugenden von ihren Wunden heilen,
Dort, Freund — o lerne dein Verhängniß preisen! —
Dort wandelt meine Frau und läßt mir sieben Waisen.

O meiner Liebe erstes Flitterjahr!
Wie schnell — ach, wie so schnell bist du entflogen!
Ein Weib, wie keines ist und keines war,
Mir von des Reizes Göttinnen erzogen,
Mit hellem Geist, mit aufgethanem Sinn
Und weichen, leicht beweglichen Gefühlen —
So sah ich sie, die Herzenfeßlerin,
Gleich einem Maitag mir zu Seite spielen;
Das süße Wort: Ich liebe dich!
Sprach aus dem holden Augenpaare —
So führt' ich sie zum Traualtare,
O wer war glücklicher, als ich!
Ein Blüthenfeld beneidenswerther Jahre
Sah lachend mich aus diesem Spiegel an;
Mein Himmel war mir aufgethan.
Schon sah ich schöne Kinder um mich scherzen,
In ihrem Kreis die Schönste sie,
Die Glücklichste von allen sie,
Und mein durch Seelenharmonie,
Durch ewig festen Bund der Herzen.
Und nun erscheint — o mög' ihn Gott verdammen! —
Ein großer Mann — ein schöner Geist.
Der große Mann thut eine That! — und reißt
Mein Kartenhaus von Himmelreich zusammen.

Wen hab' ich nun? — Beweinenswerther Tausch!
Erwacht aus diesem Wonnerausch,
Was ist von diesem Engel mir geblieben?
Ein starker Geist in einem zarten Leib,

Ein Zwitter zwischen Mann und Weib,
Gleich ungeschickt zum Herrschen und zum Lieben;
Ein Kind mit eines Riesen Waffen,
Ein Mittelding von Weisen und von Affen!
Um kümmerlich dem stärkern nachzukriechen,
Dem schöneren Geschlecht entflohn,
Herabgestürzt von einem Thron,
Des Reizes heiligen Mysterien entwichen,
Aus Cythereas goldnem Buch[1] gestrichen
Für — einer Zeitung Gnadenlohn.

Einer jungen Freundin ins Stammbuch.

Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen
Umhüpft, so, Freundin, spielt um dich die Welt;
Doch so, wie sie sich malt in deinem Herzen,
In deiner Seele schönen Spiegel fällt,
So ist sie nicht. Die stillen Huldigungen,
Die deines Herzens Adel dir errungen,
Die Wunder, die du selbst gethan,
Die Reize, die dein Dasein ihm gegeben,
Die rechnest du für Reize diesem Leben,
Für schöne Menschlichkeit uns an.
Dem holden Zauber nie entweihter Jugend,
Dem Talisman der Unschuld und der Tugend,
Den will ich sehn, der diesem trotzen kann.

Froh taumelst du im süßen Ueberzählen
Der Blumen, die um deine Pfade blühn,
Der Glücklichen, die du gemacht, der Seelen,
Die du gewonnen hast, dahin.
Sei glücklich in dem lieblichen Betruge,
Nie stürze von des Traumes stolzem Fluge
Ein trauriges Erwachen dich herab.

[1] Goldues Buch; so wird in einigen italienischen Republiken das Verzeichniß genannt, in welchem die adeligen Familien eingeschrieben stehen.

Den Blumen gleich, die deine Beete schmücken,
So pflanze sie — nur den entfernten Blicken!
Betrachte sie, doch pflücke sie nicht ab.
Geschaffen, nur die Augen zu vergnügen,
Welk werden sie zu deinen Füßen liegen.
Je näher dir, je näher ihrem Grab!

Im Oktober 1788.

Daß du mein Auge weckteſt zu dieſem goldenen Lichte,
Daß mich dein Aether umfließt;
Daß ich zu deinem Aether hinauf einen Menſchenblick richte,
Der ihn edler genießt;
Daß du einen unſterblichen Geiſt, der dich, Göttliche, denket,
Und in die ſchlagende Bruſt,
Gütige, mir des Schmerzens wohlthätige Warnung geſchenket
Und die belohnende Luſt;
Daß du des Geiſtes Gedanken, des Herzens Gefühle zu tönen
Mir ein Saitenſpiel gabſt,
Kränze des Ruhms und das buhlende Glück deinen ſtolzeren Söhnen,
Mir ein Saitenſpiel gabſt;
Daß dem trunkenen Sinn, von hoher Begeiſtrung beflügelt,
Schöner das Leben ſich malt,
Schöner in der Dichtung Kryſtall die Wahrheit ſich ſpiegelt,
Heller die dämmernde ſtrahlt:
Große Göttin, dafür ſoll, bis die Parzen mich fodern,
Dieſes Herzens Gefühl,
Zarter Kindlichkeit voll, in dankbarem Strahle dir lodern,
Soll aus dem goldenen Spiel
Unerſchöpflich dein Preis, erhabne Bildnerin, fließen,
Soll dieſer denkende Geiſt
An dein mütterlich Herz mit reiner Umarmung ſich ſchließen,
Bis der Tod ſie zerreißt.

Die Künstler.

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige
In edler stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschlossnem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernsts, in thatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit,
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmuth groß und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg,
Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet
Und prangend unter dir aus der Verwildrung stieg!

Berauscht von dem errungnen Sieg,
Verlerne nicht, die Hand zu preisen,
Die an des Lebens ödem Strand
Den weinenden verlassnen Waisen,
Des wilden Zufalls Beute, fand,
Die frühe schon der künft'gen Geisterwürde
Dein junges Herz im Stillen zugekehrt
Und die befleckende Begierde
Von deinem zarten Busen abgewehrt,
Die Gütige, die deine Jugend
In hohen Pflichten spielend unterwies
Und das Geheimniß der erhabnen Tugend
In leichten Räthseln dich errathen ließ,
Die, reifer nur ihn wieder zu empfangen,
In fremde Arme ihren Liebling gab;
O falle nicht mit ausgeartetem Verlangen
Zu ihren niedern Dienerinnen ab!
Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen theilest du mit vorgezognen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst du in der Erkenntniß Land.
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Uebt sich am Reize der Verstand.
Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.

Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen,
Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand.
Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben,
Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
Eh noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
Das matte Blüthen langsam treibt.
Eh vor des Denkers Geist der kühne
Begriff des ew'gen Raumes stand,
Wer sah hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahnend schon empfand?

Die, eine Glorie von Orionen
Ums Angesicht, in hehrer Majestät,
Nur angeschaut von reineren Dämonen,
Verzehrend über Sternen geht,
Geflohn auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania,
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht sie — als Schönheit vor uns da.
Der Anmuth Gürtel umgewunden,
Wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehn.
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegen gehn.

Als der Erschaffende von seinem Angesichte
Den Menschen in die Sterblichkeit verwies,

Und eine späte Wiederkehr zum Lichte
Auf schwerem Sinnenpfad ihn finden hieß,
Als alle Himmlischen ihr Antlitz von ihm wandten,
Schloß sie, die Menschliche, allein
Mit dem verlassenen Verbannten
Großmüthig in die Sterblichkeit sich ein.
Hier schwebt sie, mit gesenktem Fluge,
Um ihren Liebling, nah am Sinnenland,
Und malt mit lieblichem Betruge
Elysium auf seine Kerkerwand.

Als in den weichen Armen dieser Amme
Die zarte Menschheit noch geruht,
Da schürte heil'ge Mordsucht keine Flamme,
Da rauchte kein unschuldig Blut.
Das Herz, das sie an sanften Banden lenket,
Verschmäht der Pflichten knechtisches Geleit;
Ihr Lichtpfad, schöner nur geschlungen, senket
Sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit.
Die ihrem keuschen Dienste leben,
Versucht kein niedrer Trieb, bleicht kein Geschick;
Wie unter heilige Gewalt gegeben,
Empfangen sie das reine Geisterleben,
Der Freiheit süßes Recht, zurück.

Glückselige, die sie — aus Millionen
Die reinsten — ihrem Dienst geweiht,
In deren Brust sie würdigte zu thronen,
Durch deren Mund die Mächtige gebeut,
Die sie auf ewig flammenden Altären
Erkor, das heil'ge Feuer ihr zu nähren,
Vor deren Aug' allein sie hüllenlos erscheint,
Die sie in sanftem Bund um sich vereint!
Freut euch der ehrenvollen Stufe,
Worauf die hohe Ordnung euch gestellt!
In die erhabne Geisterwelt
Wart ihr der Menschheit erste Stufe!

Eh ihr das Gleichmaß in die Welt gebracht,
Dem alle Wesen freudig dienen —
Ein unermessner Bau im schwarzen Flor der Nacht,
Nächst um ihn her, mit mattem Strahl beschienen,
Ein streitendes Gestaltenheer,
Die seinen Sinn in Sklavenbanden hielten
Und ungesellig, rauh wie er,
Mit tausend Kräften auf ihn zielten,
— So stand die Schöpfung vor dem Wilden.
Durch der Begierde blinde Fessel nur
An die Erscheinungen gebunden,
Entfloh ihm, ungenossen, unempfunden,
Die schöne Seele der Natur.

Und wie sie fliehend jetzt vorüber fuhr,
Ergriffet ihr die nachbarlichen Schatten
Mit zartem Sinn, mit stiller Hand,
Und lerntet in harmon'schem Band
Gesellig sie zusammen gatten.
Leichtschwebend fühlte sich der Blick
Vom schlanken Wuchs der Ceder aufgezogen,
Gefällig strahlte der Krystall der Wogen
Die hüpfende Gestalt zurück.
Wie konntet ihr des schönen Winks verfehlen,
Womit euch die Natur hilfreich entgegen kam?
Die Kunst, den Schatten ihr nachahmend abzustehlen,
Wies euch das Bild, das auf der Woge schwamm,
Von ihrem Wesen abgeschieden,
Ihr eignes liebliches Phantom,
Warf sie sich in den Silberstrom,
Sich ihrem Räuber anzubieten.
Die schöne Bildkraft ward in eurem Busen wach.
Zu edel schon, nicht müßig zu empfangen,
Schuft ihr im Sand — im Thon den holden Schatten nach,
Im Umriß ward sein Dasein aufgefangen.
Lebendig regte sich des Wirkens süße Lust,
Die erste Schöpfung trat aus eurer Brust.

Von der Betrachtung angehalten,
Von eurem Späheraug' umstrickt,
Verriethen die vertraulichen Gestalten
Den Talisman, wodurch sie euch entzückt.
Die wunderwirkenden Gesetze,
Des Reizes ausgeforschte Schätze,
Verknüpfte der erfindende Verstand
In leichtem Bund in Werken eurer Hand.
Der Obeliske stieg, die Pyramide,
Die Herme stand, die Säule sprang empor,
Des Waldes Melodie floß aus dem Haberrohr,
Und Siegesthaten lebten in dem Liede.

Die Auswahl einer Blumenflur
Mit weiser Wahl in einen Strauß gebunden —
So trat die erste Kunst aus der Natur;
Jetzt wurden Sträuße schon in einen Kranz gewunden,
Und eine zweite, höhre Kunst erstand
Aus Schöpfungen der Menschenhand.
Das Kind der Schönheit, sich allein genug,
Vollendet schon aus eurer Hand gegangen,
Verliert die Krone, die es trug,
Sobald es Wirklichkeit empfangen.
Die Säule muß, dem Gleichmaß unterthan,
An ihre Schwestern nachbarlich sich schließen,
Der Held im Heldenheer zerfließen.
Des Mäoniden Harfe stimmt voran.

Bald drängten sich die staunenden Barbaren
Zu diesen neuen Schöpfungen heran.
Seht, riefen die erfreuten Schaaren,
Seht an, das hat der Mensch gethan!
In lustigen, geselligeren Paaren
Riß sie des Sängers Leier nach,
Der von Titanen sang und Riesenschlachten
Und Löwentödtern, die, so lang der Sänger sprach,
Aus seinen Hörern Helden machten.

Zum erstenmal genießt der Geist,
Erquickt von ruhigeren Freuden,
Die aus der Ferne nur ihn weiden,
Die seine Gier nicht in sein Wesen reißt,
Die im Genusse nicht verscheiden.

Jetzt wand sich von dem Sinnenschlafe
Die freie schöne Seele los;
Durch euch entfesselt, sprang der Sklave
Der Sorge in der Freude Schooß.
Jetzt fiel der Thierheit dumpfe Schranke,
Und Menschheit trat auf die entwölkte Stirn,
Und der erhabne Fremdling, der Gedanke,
Sprang aus dem staunenden Gehirn.
Jetzt stand der Mensch und wies den Sternen
Das königliche Angesicht;
Schon dankte nach erhabnen Fernen
Sein sprechend Aug' dem Sonnenlicht.
Das Lächeln blühte auf der Wange;
Der Stimme seelenvolles Spiel
Entfaltete sich zum Gesange;
Im feuchten Auge schwamm Gefühl,
Und Scherz mit Huld in anmuthsvollem Bunde
Entquollen dem beseelten Munde.

Begraben in des Wurmes Triebe,
Umschlungen von des Sinnes Lust,
Erkanntet ihr in seiner Brust
Den edeln Keim der Geisterliebe.
Daß von des Sinnes niederm Triebe
Der Liebe bessrer Keim sich schied,
Dankt er dem ersten Hirtenlied.
Geadelt zur Gedankenwürde,
Floß die verschämtere Begierde
Melodisch aus des Sängers Mund.
Sanft glühten die bethauten Wangen;
Das überlebende Verlangen
Verkündigte der Seelen Bund.

Der Weisen Weisestes, der Milden Milde,
Der Starken Kraft, der Edeln Grazie,
Vermähltet ihr in einem Bilde
Und stelltet es in eine Glorie.
Der Mensch erbebte vor dem Unbekannten,
Er liebte seinen Wiederschein;
Und herrliche Heroen brannten,
Dem großen Wesen gleich zu sein.
Den ersten Klang vom Urbild alles Schönen —
Ihr ließet ihn in der Natur ertönen.

Der Leidenschaften wilden Drang,
Des Glückes regellose Spiele,
Der Pflichten und Instinkte Zwang
Stellt ihr mit prüfendem Gefühle,
Mit strengem Richtscheit nach dem Ziele.
Was die Natur auf ihrem großen Gange
In weiten Fernen auseinander zieht,
Wird auf dem Schauplatz, im Gesange,
Der Ordnung leicht gefaßtes Glied.
Vom Eumenidenchor geschrecket,
Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
Das Loos des Todes aus dem Lied.
Lang, eh die Weisen ihren Ausspruch wagen,
Löst eine Ilias des Schicksals Räthselfragen
Der jugendlichen Vorwelt auf;
Still wandelte von Thespis' Wagen
Die Vorsicht in den Weltenlauf.

Doch in den großen Weltenlauf
Ward euer Ebenmaß zu früh getragen.
Als des Geschickes dunkle Hand,
Was sie vor eurem Auge schnürte,
Vor eurem Aug' nicht auseinander band,
Das Leben in die Tiefe schwand,
Eh es den schönen Kreis vollführte —
Da führtet ihr aus kühner Eigenmacht
Den Bogen weiter durch der Zukunft Nacht;

Da stürztet ihr euch ohne Beben
In des Avernus schwarzen Ocean,
Und trafet das entflohne Leben
Jenseits der Urne wieder an;
Da zeigte sich mit umgestürztem Lichte,
An Kastor angelehnt, ein blühend Polluxbild;
Der Schatten in des Mondes Angesichte,
Eh sich der schöne Silberkreis erfüllt.

Doch höher stets, zu immer höhern Höhen
Schwang sich der schaffende Genie.
Schon sieht man Schöpfungen aus Schöpfungen erstehen,
Aus Harmonieen Harmonie.
Was hier allein das trunkne Aug' entzückt,
Dient unterwürfig dort der höhern Schöne;
Der Reiz, der diese Nymphe schmückt,
Schmilzt sanft in eine göttliche Athene;
Die Kraft, die in des Ringers Muskel schwillt,
Muß in des Gottes Schönheit lieblich schweigen;
Das Staunen seiner Zeit, das stolze Jovisbild,
Im Tempel zu Olympia sich neigen.

Die Welt, verwandelt durch den Fleiß,
Das Menschenherz, bewegt von neuen Trieben,
Die sich in heißen Kämpfen üben,
Erweitern euren Schöpfungskreis.
Der fortgeschrittne Mensch trägt auf erhobnen Schwingen
Dankbar die Kunst mit sich empor,
Und neue Schönheitswelten springen
Aus der bereicherten Natur hervor.
Des Wissens Schranken gehen auf,
Der Geist, in euren leichten Siegen
Geübt, mit schnell gezeitigtem Vergnügen
Ein künstlich All von Reizen zu durcheilen,
Stellt der Natur entlegenere Säulen,
Ereilet sie auf ihrem dunkeln Lauf.
Jetzt wägt er sie mit menschlichen Gewichten,
Mißt sie mit Maßen, die sie ihm geliehn;

Verständlicher in seiner Schönheit Pflichten
Muß sie an seinem Aug' vorüber ziehn.
In selbstgefäll'ger jugendlicher Freude
Leiht er den Sphären seine Harmonie,
Und preiset er das Weltgebäude,
So prangt es durch die Symmetrie.

In Allem, was ihn jetzt umlebet,
Spricht ihn das holde Gleichmaß an.
Der Schönheit goldner Gürtel webet
Sich mild in seine Lebensbahn;
Die selige Vollendung schwebet
In euren Werken siegend ihm voran.
Wohin die laute Freude eilet,
Wohin der stille Kummer flieht,
Wo die Betrachtung denkend weilet,
Wo er des Elends Thränen sieht,
Wo tausend Schrecken auf ihn zielen,
Folgt ihm ein Harmonieenbach,
Sieht er die Huldgöttinnen spielen,
Und ringt in still verfeinerten Gefühlen
Der lieblichen Begleitung nach.
Sanft, wie des Reizes Linien sich winden,
Wie die Erscheinungen um ihn
In weichem Umriß in einander schwinden,
Flieht seines Leben leichter Hauch dahin.
Sein Geist zerrinnt im Harmonieenmeere,
Das seine Sinne wollustreich umfließt,
Und der hinschmelzende Gedanke schließt
Sich still an die allgegenwärtige Cythere.
Mit dem Geschick in hoher Einigkeit,
Gelassen hingestützt auf Grazien und Musen,
Empfängt er das Geschoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebotnem Busen
Vom sanften Bogen der Nothwendigkeit.

Vertraute Lieblinge der sel'gen Harmonie,
Erfreuende Begleiter durch das Leben,

Das Edelste, das Theuerste, was sie,
Die Leben gab, zum Leben uns gegeben!
Daß der entjochte Mensch jetzt seine Pflichten denkt,
Die Fessel liebet, die ihn lenkt,
Kein Zufall mehr mit ehrnem Scepter ihm gebeut,
Dies dankt euch — eure Ewigkeit,
Und ein erhabner Lohn in eurem Herzen.
Daß um den Kelch, worin uns Freiheit rinnt,
Der Freude Götter lustig scherzen,
Der holde Traum sich lieblich spinnt,
Dafür seid liebevoll umfangen!

Dem prangenden, dem heitern Geist,
Der die Nothwendigkeit mit Grazie umzogen,
Der seinen Aether, seinen Sternenbogen
Mit Anmuth uns bedienen heißt,
Der, wo er schreckt, noch durch Erhabenheit entzücket
Und zum Verheeren selbst sich schmücket,
Dem großen Künstler ahmt ihr nach.
Wie auf dem spiegelhellen Bach
Die bunten Ufer tanzend schweben,
Das Abendroth, das Blüthenfeld,
So schimmert auf dem dürft'gen Leben
Der Dichtung muntre Schattenwelt.
Ihr führet uns im Brautgewande
Die fürchterliche Unbekannte,
Die unerweichte Parze vor.
Wie eure Urnen die Gebeine,
Deckt ihr mit holdem Zauberscheine
Der Sorgen schauervollen Chor.
Jahrtausende hab' ich durcheilet,
Der Vorwelt unabsehlich Reich:
Wie lacht die Menschheit, wo ihr weilet!
Wie traurig liegt sie hinter euch!

Die einst mit flüchtigem Gefieder
Voll Kraft aus euren Schöpferhänden stieg,

In eurem Arm fand sie sich wieder,
Als durch der Zeiten stillen Sieg
Des Lebens Blüthe von der Wange,
Die Stärke von den Gliedern wich,
Und traurig, mit entnervtem Gange,
Der Greis an seinem Stabe schlich.
Da reichtet ihr aus frischer Quelle
Dem Lechzenden die Lebenswelle;
Zweimal verjüngte sich die Zeit,
Zweimal von Samen, die ihr ausgestreut.

Vertrieben von Barbarenheeren,
Entrisset ihr den letzten Opferbrand
Des Orients entheiligten Altären
Und brachtet ihn dem Abendland.
Da stieg der schöne Flüchtling aus dem Osten,
Der junge Tag, im Westen neu empor,
Und auf Hesperiens Gefilden sproßten
Verjüngte Blüthen Joniens hervor.
Die schönere Natur warf in die Seelen
Sanft spiegelnd einen schönen Wiederschein,
Und prangend zog in die geschmückten Seelen
Des Lichtes große Göttin ein.
Da sah man Millionen Ketten fallen,
Und über Sklaven sprach jetzt Menschenrecht;
Wie Brüder friedlich mit einander wallen,
So mild erwuchs das jüngere Geschlecht.
Mit innrer hoher Freudenfülle
Genießt ihr das gegebne Glück,
Und tretet in der Demuth Hülle
Mit schweigendem Verdienst zurück.

Wenn auf des Denkens freigegebnen Bahnen
Der Forscher jetzt mit kühnem Glücke schweift
Und, trunken von siegrufenden Päanen,
Mit rascher Hand schon nach der Krone greift;
Wenn er mit niederm Söldnerslohne
Den edeln Führer zu entlassen glaubt,

Und neben dem geträumten Throne
Der Kunst den ersten Sklavenplatz erlaubt: —
Verzeiht ihm — der Vollendung Krone
Schwebt glänzend über eurem Haupt.
Mit euch, des Frühlings erster Pflanze,
Begann die seelenbildende Natur;
Mit euch, dem freud'gen Erntekranze,
Schließt die vollendende Natur.

Die von dem Thon, dem Stein bescheiden aufgestiegen,
Die schöpferische Kunst, umschließt mit stillen Siegen
Des Geistes unermessnes Reich.
Was in des Wissens Land Entdecker nur ersiegen,
Entdecken sie, ersiegen sie für euch.
Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
Wird er in euren Armen erst sich freun,
Wenn seine Wissenschaft, der Schönheit zugereifet,
Zum Kunstwerk wird geadelt sein —
Wenn er auf einen Hügel mit euch steiget,
Und seinem Auge sich, in mildem Abendschein,
Das malerische Thal — auf einmal zeiget.
Je reicher ihr den schnellen Blick vergnüget,
Je höhre, schönre Ordnungen der Geist
In einem Zauberbund durchflieget,
In einem schwelgenden Genuß umkreist;
Je weiter sich Gedanken und Gefühle
Dem üppigeren Harmonieenspiele,
Dem reichern Strom der Schönheit aufgethan —
Je schönre Glieder aus dem Weltenplan,
Die jetzt verstümmelt seine Schöpfung schänden,
Sieht er die hohen Formen dann vollenden,
Je schönre Räthsel treten aus der Nacht,
Je reicher wird die Welt, die er umschließet,
Je breiter strömt das Meer, mit dem er fließet,
Je schwächer wird des Schicksals blinde Macht,
Je höher streben seine Triebe,
Je kleiner wird er selbst, je größer seine Liebe.

So führt ihn, in verborgnem Lauf,
Durch immer reinre Formen, reinre Töne,
Durch immer höhre Höhn und immer schönre Schöne
Der Dichtung Blumenleiter still hinauf —
Zuletzt, am reifen Ziel der Zeiten,
Noch eine glückliche Begeisterung,
Des jüngsten Menschenalters Dichterschwung,
Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten.

Sie selbst, die sanfte Cypria,
Umleuchtet von der Feuerkrone,
Steht dann vor ihrem münd'gen Sohne
Entschleiert — als Urania,
So schneller nur von ihm erhaschet,
Je schöner er von ihr geflohn!
So süß, so selig überraschet
Stand einst Ulyssens edler Sohn,
Da seiner Jugend himmlischer Gefährte
Zu Jovis Tochter sich verklärte.

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane,
Still lenke sie zum Oceane
Der großen Harmonie!

Von ihrer Zeit verstoßen, flüchte
Die ernste Wahrheit zum Gedichte
Und finde Schutz in der Camönen Chor.
In ihres Glanzes höchster Fülle,
Furchtbarer in des Reizes Hülle,
Erstehe sie in dem Gesange
Und räche sich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr.

Der freisten Mutter freie Söhne,
Schwingt euch mit festem Angesicht
Zum Strahlensitz der höchsten Schöne!
Um andre Kronen buhlet nicht!
Die Schwester, die euch hier verschwunden,
Holt ihr im Schooß der Mutter ein;
Was schöne Seelen schön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen sein.
Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf!
Fern dämmre schon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf.
Auf tausendfach verschlungnen Wegen
Der reichen Mannigfaltigkeit
Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit!
Wie sich in sieben milden Strahlen
Der weiße Schimmer lieblich bricht,
Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht,
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunknen Blick,
So fließt in einen Bund der Wahrheit,
In einen Strom des Lichts zurück!

Die Zerstörung von Troja.

Freie Uebersetzung des zweiten Buchs der Aeneide.

1.

Still war's und jedes Ohr hing an Aeneens Munde,
Der also anhub vom erhabnen Pfühl:
O Königin, du weckst der alten Wunde
Unnennbar schmerzliches Gefühl!
Von Trojas kläglichem Geschick verlangst du Kunde,
Wie durch der Griechen Hand die thränenwerthe fiel,
Die Drangsal' alle soll ich offenbaren,
Die ich gesehn und meistens selbst erfahren.

2.

Wer, selbst ein Myrmidon und Kampfgenoß
Des grausamen Ulyß, erzählte thränenlos!
Und schon entflieht die feuchte Nacht, es laden
Zum Schlaf die niedergehenden Pleiaden.
Doch treibt dich so gewaltige Begier,
Der Teukrer letzten Kampf und mein Geschick zu hören,
Sei's denn! wie sehr auch die Erinnrung mir
Die Seele schaudernd mag empören.

3.

Der Griechen Fürsten, aufgerieben
Vom langen Krieg, vom Glück zurückgetrieben,
Erbauen endlich durch Minervens Kunst
Ein Roß aus Fichtenholz, zum Berge aufgerichtet,
Beglückte Wiederkehr, wie ihre List erdichtet,
Dadurch zu flehen von der Götter Gunst.
Der Kern der Tapfersten birgt sich in dem Gebäude,
Und Waffen sind sein Eingeweide.

4.

Die Insel Tenedos ist aller Welt bekannt,
Von Priams Stadt getrennt durch wen'ge Meilen,
An Gütern reich, so lange Troja stand,
Jetzt ein verrätherischer Strand,
Wo im Vorüberzug die Kaufmannsschiffe weilen.
Dort birgt der Griechen Heer sich auf verlassnem Sand.
Wir wähnen es auf ewig abgezogen
Und mit des Windes Hauch Mycenen zugeflogen.

5.

Alsbald spannt von dem langen Harme
Die ganze Stadt der Teukrier sich los;
Heraus stürzt alles Volk in frohem Jubelschwarme,
Das Lager zu besehn, aus dem sein Leiden floß.
Dort, heißt es, wütheten der Myrmidonen Arme,
Hier schwang Achill das schreckliche Geschoß,
Dort lag der Schiffe zahlenlos Gedränge,
Hier tobete das Handgemenge.

6.

Mit Staunen weilt der überraschte Blick
Beim Wunderbau des ungeheuren Rosses,
Thymöt, sei's böser Wille, sei's Geschick,
Wünscht es im innern Raum des Schlosses.
Doch bang vor dem versteckten Feind
Räth Kapys an, und wer es redlich meint,
Den schlimmen Fund dem Meer, dem Feuer zu vertrauen,
Wo nicht, doch erst sein Innres zu beschauen.

7.

Die Stimmen schwankten noch im ungewissen Streite,
Als ihn der Priester des Neptun vernahm,
Laokoon, mit mächtigem Geleite
Von Pergams Thurm erhitzt herunter kam.
Rasʼt ihr, Dardanier? ruft er voll banger Sorgen,
Unglückliche, ihr glaubt, die Feinde sei'n geflohn?
Ein griechisches Geschenk, und kein Betrug verborgen?
So schlecht kennt ihr Laertens Sohn?

8.

Wenn in dem Rosse nicht versteckte Feinde lauern,
So droht es sonst Verderben unsern Mauern,
So ist es aufgethürmt, die Stadt zu überblicken,
So sollen sich die Mauern bücken
Vor seinem stürzenden Gewicht,
So ist's ein anderer von ihren tausend Ränken,
Der hier sich birgt. Trojaner, trauet nicht!
Die Griechen fürchte ich, und doppelt, wenn sie schenken.

9.

Dies sagend, treibt er den gewalt'gen Speer
Mit starken Kräften in des Rosses Lende,
Es schüttert durch und durch, und weit umher
Antworten dumpf die vollgestopften Wände;
Und hätte nicht das Schicksal ihm gewehrt,
Nicht eines Gottes Macht umnebelt seine Sinne,
Jetzt hätte den Betrug sein Eisen aufgestört,
Noch stünde Ilium und Pergams feste Zinne.

10.

Indessen wird durch eine Schaar von Hirten,
Die Hände auf dem Rücken zugeschnürt,
Mit lärmendem Geschrei ein Jüngling hergeführt.
Der Jüngling spielte den Verirrten
Und bot freiwillig sich den Banden dar,
Durch falsche Botschaft Troja zu verderben,
Mit dreister Stirn, gefaßt auf jegliche Gefahr,
Und gleich bereit zum Lügen oder Sterben.

11.

Ihn zu betrachten sammelt um und um
Die wilde Jugend sich aus Ilium;
Wetteifernd höhnt mit herbem Spotte
Den eingebrachten Fang die rachbegier'ge Rotte,
Und wehrlos bloßgestellt so vieler Feinde Grimm,
Fliegt er mit ängstlich scheuem Blicke
Die Reihen durch. Jetzt, Königin, vernimm
Aus einer Frevelthat der Griechen ganze Tücke!

12.

Weh! ruft er aus, wo öffnet sich ein Port,
Wo thut ein Meer sich auf, mich zu empfangen?
Wo bleibt mir Elenden ein Zufluchtsort?
Dem Schwert der Griechen kaum entgangen,
Seh' ich der Trojer Haß nach meinem Blut verlangen!
Schnell umgestimmt von diesem Wort,
Legt sich der wilde Sturm der Schaaren,
Und man ermahnt ihn, fortzufahren.

13.

Weß Stamms er sei, was ihn hieher gebracht,
Ihm Lebenshoffnung ließ, selbst in des Feindes Macht?
Soll er bekennen. Furcht und Angst verschwanden.
Was es auch sei, ruft er, dir, König, sei's gestanden!
Empfange den Beweis von Sinons Redlichkeit.
Ich läugne nicht, zum Volk der Griechen zu gehören.
Hat mein Verhängniß gleich dem Elend mich geweiht,
Zum Lügner soll es nimmer mich entehren.

14.

Trug das Gerücht vielleicht den Namen und die Thaten
Des großen Palamed zu deinem Ohr,
Der, boshaft angeklagt, weil er den Krieg mißrathen,
Sein Leben durch der Griechen Spruch verlor,
Den sie im Grabe schmerzlich jetzt beklagen?
Mit diesem hat, er ist mir anverwandt,
Seit dieses Krieges ersten Tagen
Der dürft'ge Vater mich nach Asien gesandt.

15.

So lange Palamed der Herrschaft sich erfreute,
Und in dem Rath der Könige mit saß,
Stand ich geehrt und glücklich ihm zur Seite.
Doch das verging, als ihn Ulyssens Haß,
Wer kennt den Schwätzer nicht? dem Orkus übergeben.
Da floß in Trauer hin mein unbemerktes Leben,
Und der verhaltnen Rache Schmerz
Zernagte still mein wundes Herz.

16.

Weh mir, daß ich sie nicht verschwieg,
Zu laut zu seinem Rächer mich erklärte,
Wenn einst ein Gott aus diesem Krieg
Siegreiche Heimkehr mir gewährte!
Mit eitler Rede weckt' ich schweren Groll.
Seitdem ermüdete, mir Feinde zu erwecken,
Ulysses nicht und wußte rachevoll
Mit immer neuen Ränken mich zu schrecken.

17.

Auch ruht er nimmermehr, bis Kalchas — doch warum
Mit widrigem Bericht fruchtlos die Zeit verlieren?
Verurtheilt alle, die ihn führen,
Der Name Grieche schon in Ilium,
Wohlan, so würgt mich ohne Schonen!
Das wird dem Ithaker willkommne Botschaft sein,
Das wird die Söhne Atreus' hoch erfreun,
Und herrlich werden sie's euch lohnen.

18.

Ohn' Ahnung des Betrugs, der aus dem Griechen spricht,
Steigt unsre Neugier, ihm den Aufschluß abzufragen,
Und er, mit schlau verstelltem Zagen,
Vollendet so den täuschenden Bericht:
Oft, spricht er, war der Wunsch lebendig bei dem Heere,
Der langen Kriegesnoth sich endlich zu entziehn,
Von Troja heimlich zu entfliehn.
O daß es doch geschehen wäre!

19.

Stets hinderten die frohe Wiederkehr
Der rauhe Süd und das empörte Meer.
Dies Roß von Fichtenholz stand längst schon aufgethürmet,
Als, vom Orkan gepeitscht, die finstre Luft gestürmet.
Verlegen sendet man zuletzt Eurypylus,
Zu fragen an des Schicksals Throne,
Nach Delphi zu Latonens Sohne;
Der kommt zurück mit diesem traur'gen Schluß:

20.

Mit Blut erkauftet ihr die Herfahrt von den Winden,
Und eine Jungfrau fiel an Deliens Altar;
Mit Blut allein könnt ihr den Rückweg finden,
Ein Grieche bringe sich zum Todesopfer dar.
Eiskalte Angst durchlief die zitternden Gebeine,
Als in dem Lager diese Post erklang,
Und jedes Auge fragte bang,
Wen wohl der Zorn der Gottheit meine?

21.

Jetzt riß Ulyß mit lärmendem Geschrei
Den Seher Kalchas in des Heeres Mitte
Und dringt in ihn mit ungestümer Bitte,
Zu sagen, wessen Haupt zum Tod bezeichnet sei?
Schon ließen Viele mich, mit ahnungsvollem Grauen,
Des Schalks verruchten Plan und mein Verderben schauen.
Zehn Tage schließt der Priester schlau sich ein,
Um keinen aus dem Volk dem Untergang zu weihn.

22.

Zuletzt, als könnt' er dem beredten Flehn
Ulyssens nicht mehr widerstehn,
Läßt er geschickt den Namen sich entreißen
Und zeichnet mich dem Mördereisen.
Man stimmt ihm bei, und froh sieht jeder die Gefahr,
Die alle gleich bedroht, auf einen abgeleitet.
Der Unglückstag ist da, die Binde schmückt mein Haar,
Man streut das Mehl, das Opfer ist bereitet.

23.

Ja, da entriß ich mich dem Tod, zerbrach die Bande
Und harrete des Nachts in eines Sumpfes Rohr,
Bis die Armee, wenn sie zum Vaterlande
Vielleicht sich eingeschifft, vom Ufer sich verlor.
Nie werd' ich, ach! die Heimath mehr begrüßen,
Nie Vater, Kinder mehr in diese Arme schließen,
Und mein Entrinnen rächt die Wuth
Der Danaer an diesem theuren Blut.

24.

Und nun, bei allen himmlischen Dämonen,
Die in des Herzens tiefste Falten sehn,
Wenn Treu' und Glaube noch auf Erden irgend wohnen,
Laß so viel Leiden dir zu Herzen gehn!
Hab' du Erbarmen mit dem Unglücksvollen,
Der, was er nicht verschuldete, erfuhr! —
Wir sehen jammernd seine Thränen rollen,
Es siegt in uns die Stimme der Natur.

25.

Sogleich läßt Priamus der Hände Band ihm lösen
Und spricht ihm Trost mit milden Worten ein.
Du bist, spricht er, ein Danaer gewesen;
Wer du auch sei'st, hinfort wirst du der Unsre sein.
Und jetzt laß Wahrheit mich auf meine Fragen hören:
Warum, wozu das ungeheure Roß?
Wer gab es an? Warum so riesengroß?
Zu welchem Brauch? Sprich! Welchem Gott zu Ehren?

26.

Er sprach's, und jener Bösewicht, gewandt
In jeder List, Pelasger im Betrügen,
Hebt himmelan die losgebundne Hand.
Dich, ruft er, ew'ges Licht, dich, Rächer aller Lügen,
Dich, Opferherd, dem ich durch Flucht entrann,
Dich, frevelhafter Stahl, den Mordgier auf mich zückte,
Dich, priesterliches Band, das meine Schläfe schmückte,
Euch ruf' ich jetzt zu Zeugen an!

27.

Von jeder Pflicht, die mich an Griechen band,
Erklär' ich mich auf ewig losgezählet.
Für Sinon gibt's hinfort kein Vaterland,
Ich mache laut, was ihre List verhehlet.
Gedenke du nur deines Wortes, Fürst,
Und schone, Troja, den, der Rettung dir geschenket,
Ist's anders wahr, was du jetzt hören wirst,
Und werth, daß man es überdenket.

28.

Von jeher barg im Krieg mit Ilium
Minervens Schutz der Myrmidonen Schwäche;
Doch seit Ulyß, der Schalk, und Diomed, der Freche,
Der Göttin Bild aus ihrem Heiligthum
Zu reißen sich erkühnt, die Hüter zu durchbohren,
Der Jungfrau Stirne selbst mit mordbefleckter Hand
Verwegen zu berühren, schwand
Der Griechen Glück dahin, ging ihre Kraft verloren.

29.

Auf immer war Athenens Gunst entwichen,
Bald zeigte sich in fürchterlichen
Erscheinungen der Göttin Strafgericht.
Kaum steht das Bild im Lager still, so blitzen
Die offnen Augen, und die Glieder schwitzen,
Und dreimal scheint (entsetzliches Gesicht!)
Die Göttin sich vom Boden zu erheben,
Und Schild und Lanze schütternd zu erbeben.

30.

Ein Gott gebeut jetzt durch des Sehers Mund,
Auf schneller Flucht die Heimath zu gewinnen,
Denn nimmer fallen durch der Griechen Bund,
So spricht das Schicksal, Pergams feste Zinnen,
Sie hätten denn aufs neu der Heimath Strand berührt,
In wiederholter Fei'r die Götter zu befragen,
Zum alten Heiligthum das Bild zurückgetragen,
Das sie auf krummen Schiffen weggeführt.

31.

Jetzt zwar sind sie nach Argos heimgefahren,
Doch führt sie Kalchas bald mit neuen Kriegerschaaren
Und Göttern furchtbarer zurück. Dies Roß
Ward aufgethürmt, den Zorn der Pallas zu versöhnen,
Und nicht umsonst seht ihr's so riesengroß.
Es sollte der Koloß das enge Thor verhöhnen,
Nie sollt' euch der Besitz des Wunderbilds erfreun,
Nie sollt' es eurer Stadt den alten Schutz erneun.

32.

Denn wagtet ihr's, Minervens Heiligthum
Mit Frevlerhänden zu versehren,
So traf der Göttin Fluch ganz Ilium.
(Möcht' ihn ein Gott auf ihre Häupter kehren!)
Doch hättet ihr mit eigner Hand
Dies Roß in eure Stadt gezogen,
So wälzte Asien zu uns des Krieges Wogen,
Und weh dann über Griechenland!

33.

Von dieser Lügen schlau gewebten Banden
Ward unser redlich Herz umstrickt,
Der Zweifel wird in jeder Brust erstickt;
Die dem Tydiden männlich widerstanden,
Die der thessalische Achill nicht zwang,
Nicht zehenjähr'ge Kriegeslasten,
Nicht das Gewühl von tausend Masten,
Weint ein Betrüger in den Untergang.

34.

Jetzt aber stellt sich den entsetzten Blicken
Ein unerwartet schrecklich Schauspiel dar.
Es stand, den Opferfarren zu zerstücken,
Laokoon am festlichen Altar.
Da kam (mir bebt die Zung', es auszudrücken)
Von Tenedos ein gräßlich Schlangenpaar,
Den Schweif gerollt in fürchterlichem Bogen,
Dahergeschwommen auf den stillen Wogen.

35.

Die Brüste steigen aus dem Wellenbade,
Hoch aus den Wassern steigt der Kämme blut'ge Gluth
Und nachgeschleift in ungeheurem Rade
Netzt sich der lange Rücken in der Fluth,
Laut rauschend schäumt es unter ihrem Pfade,
Im blut'gen Auge flammt des Hungers Wuth,
Am Rachen wetzen zischend sich die Zungen,
So kommen sie ans Land gesprungen.

36.

Der bloße Anblick bleicht schon alle Wangen,
Und auseinander flieht die furchtentseelte Schaar;
Der pfeilgerade Schuß der Schlangen
Erwählt sich nur den Priester am Altar.
Der Knaben zitternd Paar sieht man sie schnell umwinden,
Den ersten Hunger stillt der Söhne Blut;
Der Unglückseligen Gebeine schwinden
Dahin von ihres Bisses Wuth.

37.

Zum Beistand schwingt der Vater sein Geschoß;
Doch in dem Augenblick ergreifen
Die Ungeheu'r ihn selbst, er steht bewegungslos,
Geklemmt von ihres Leibes Reifen;
Zwei Ringe sieht man sie um seinen Hals und noch
Zwei andre schnell um Brust und Hüfte stricken,
Und furchtbar überragen sie ihn doch
Mit ihren hohen Hälsen und Genicken.

38.

Der Knoten furchtbares Gewinde
Gewaltsam zu zerreißen, strengt
Der Arme Kraft sich an; des Geifers Schaum besprengt
Und schwarzes Gift die priesterliche Binde.
Des Schmerzens Höllenqual durchdringt
Der Wolken Schooß mit berstendem Geheule,
So brüllt der Stier, wenn er, gefehlt vom Beile
Und blutend, dem Altar entspringt.

39.

Die Drachen bringt ein blitzgeschwinder Schuß
Zum Heiligthum der furchtbarn Tritonide;
Dort legen sie sich zu der Göttin Fuß,
Beschirmt vom weiten Umkreis der Aegide.
Entsetzen bleibt in jeder Brust zurück,
Gerechte Büßung heißt Laokoons Geschick,
Der frech und kühn das Heilige und Hehre
Verletzt mit frevelhaftem Speere.

40.

Zum Tempel, ruft das Volk, mit dem geweihten Bilde!
Und flehet an der Göttin Milde!
Sogleich strengt jeder Arm sich an,
Die Mauer wird getheilt, die Stadt ist aufgethan,
Und auf der Walze künstlichen Wogen
Rollt es dahin von Strängen fortgezogen,
Verderbenträchtig, schwanger mit dem Blitz
Der Waffen, rollt's in Priams Königssitz.

41.

Und hoch beglückt den Strang berührt zu haben,
Der es bewegt, begleiten Jungfrauen und Knaben
Mit heil'gen Liedern die verehrte Last.
O meine Vaterstadt, so reich an Siegeskronen!
O heil'ges Land, wo so viel Götter thronen!
In deiner Mitte steht der fürchterliche Gast.
Viermal hat es am Eingang still gehalten,
Und viermal klang das Erz in seines Bauches Falten.

42.

Uns warnt es nicht! Von wüthender Begierde
Verblendet, setzen wir die unglückschwangre Bürde
Beim Tempel ab. Apolls Orakel spricht
Weissagend aus Kassandrens Munde,
Es spricht von Trojas letzter Stunde;
Wir glauben selbst der Gottheit nicht.
Von festlich grünem Laub muß jeder Tempel wehen,
Und — morgen ist's um uns geschehen!

43.

Indessen wandelt sich des Himmels Bogen,
Und Nacht stürzt auf des Meeres Wogen,
Mit breitem Schatten hüllt sie Land und Hain
Und den Betrug der Myrmidonen ein.
An Trojas Mauern fängt es an zu schweigen,
Der Schlummer spannt die müden Glieder los;
Da naht, den Mond allein zum stillen Zeugen,
Der Griechen Flotte sich von Tenedos.

44.

Geleitet von dem Feuerbrande,
Der aus dem königlichen Schiffe blitzt,
Dringt sie hinan zum wohlbekannten Strande,
Und, von der Götter Grimm beschützt,
Eröffnet Sinon still den Bauch der Fichte;
Gehorsam gibt das aufgethane Roß
Die Krieger von sich, die sein Leib verschloß,
Und hocherfreut entspringen sie zum Lichte.

45.

Herab am Seile gleiten schnell die Fürsten
Thessandrus, Sthenelus, Machaon, Akamas;
Ihm folgt mit Blicken, die nach Blute dürsten,
Ulyß, Neoptolem, drauf Thoas, Menelas,
Zuletzt Epeus, der das Roß gefügt;
Sie stürzen in die Stadt, die Wein und Schlaf besiegt;
Die Wachen würgt ihr Stahl, indeß schon die Genossen,
Durchs Thor eindringend, zu den Fürsten stoßen.

46.

Schon neigte aus der Götter Hand
Des ersten Schlummers Wohlthat sich hernieder,
Und schloß mit süßem Zauberband
Die kummerschweren Augenlider.
Da sah ich Hektors Schattenbild
Im Traumgesichte mir erscheinen,
In tiefe Trauer eingehüllt,
Ergossen in ein lautes Weinen.

47.

So wie ihn einst durch des Skamanders Feld
Des rauhen Siegers Zweigespann gerissen,
Vom blut'gen Staub geschwärzt und mit durchbohrten Füßen,
Ihr Götter, wie von Schmach entstellt!
Der Hektor nicht mehr, der, gleich einem Gotte
In des Peliden Rüstung heimgekehrt,
Den Feuerbrand von der Trojaner Herd
Geschleudert hatte in der Griechen Flotte.

48.

Den Bart befleckt, der Locken schönes Wallen
Gehemmt von blut'gem Leime, stand er da,
Den Leib besät mit jenen Wunden allen,
Die Trojas Mauer ihn empfangen sah.
Den hohen Schatten zu besprechen,
Gebietet mir des Herzens feur'ger Drang;
Die Wange brennt von heißen Thränenbächen,
Und von den Lippen flieht der Trauerklang:

49.

O Trojas Hoffnung, die uns nie betrogen,
O du, nach dem das Herz geschmachtet hat!
O sei willkommen, Licht der Vaterstadt!
Warum und wo hast du so lang verzogen?
So viele Kämpfe mußten wir bestehn,
Von so viel Noth und Herzensangst ermatten.
So viel geliebte Leichname bestatten,
Eh dich die Freunde wieder sehn!

50.

O sprich, und welcher Frevel durft' es wagen,
Der Augen sonnenheitern Schein
Mit Blut und Staub unwürdig zu entweihn?
Was sollen diese Wundenmäler sagen?
Doch keinen Laut verlor der Geist,
Des Fragers eitle Neugier zu vergnügen,
Bis unter tief geholten Odemzügen
Ein schweres Ach der Zunge Band durchreißt.

51.

Fort, Göttinsohn! Fort, fort aus diesem Brand!
Die Mauern sind in Feindes Hand,
Die stolze Troja stürzt von ihren Höhen,
Genug, genug ist für das Vaterland,
Genug für Priams Thron geschehen!
Wär's eines Mannes tapfre Hand,
Die Trojas letztes Schicksal wendet,
So hätt' es dieser Arm vollendet.

52.

Die Heiligthümer sind dir übergeben,
Nimm zu Gefährten sie auf deiner flücht'gen Bahn!
Für sie wirst du ein neues Ilium erheben
Nach langer Irrfahrt auf dem Ocean.
Er spricht's und holt in schneller Eile
Mir vom Altar mit eigner Hand
Der mächt'gen Vesta heil'ge Säule,
Den Priesterschmuck, den heil'gen Feuerbrand.

53.

Und draußen hört man schon ein tausendstimmig Heulen
Mit wachsendem Getön die bangen Lüfte theilen,
Es dringt der Waffen eisernes Gebrause
Bis zu Anchisens, meines Vaters, Hause,
Das hinter Bäumen einsam sich verlor;
Es donnert aus dem Schlummer mich empor,
Den höchsten Standort wähl' ich mir im Hause
Und stehe da mit offnem Ohr.

54.

So fallen Feuerflammen ins Getreide,
Gejagt vom Wind, so stürzt der Wetterbach
Sich rauschend nieder von des Berges Heide;
Zertreten liegt, soweit er Bahn sich brach,
Der Schweiß der Rinder und des Schnitters Freude,
Und umgerissne Wälder stürzen nach,
Es horcht der Hirt, unwissend, wo es dröhne,
Vom fernen Fels verwundert dem Getöne.

55.

Jetzt lag es kund und aufgethan,
Wie Danaer auf Treu' und Glauben halten!
Das Truggeweb' sieht man jetzt schrecklich sich entfalten;
Schon liegt, besiegt vom prasselnden Vulcan,
Deiphobus' erhabne Burg im Staube,
Schon wird Ukalegons, ihr Nachbar, ihm zum Raube,
Und des sigäischen Sundes Fluth
Scheint wieder von des Feuers Gluth.

56.

Von lautem Kriegsgeschrei erzittern jetzt die Zinnen,
Und schrecklich schmettert des Achaiers Horn.
Sinnlos bewaffn' ich mich. Bewaffnet, was beginnen?
Ein Heer zu sammeln schnell, treibt mich der edle Zorn,
Um mit der Freunde Schaar die Feste zu gewinnen.
Verzweiflung selbst ist des Entschlusses Sporn.
Will, ruf' ich aus, das Schicksal mit uns enden,
So stirbt sich's schön, die Waffen in den Händen.

57.

Indem seh' ich, entflohn der Feinde Pfeilen,
Den Priester des Apoll an mir vorüber eilen;
Die überwundnen Götter in der Hand,
Am Arm den kleinen Sohn, flieht er betäubt zum Strand.
Halt, rief ich, o halt an, mich zu belehren,
Mein Panthus, was beschließt das zürnende Geschick?
Welch festes Schloß wird uns noch Schutz gewähren?
Da gibt er seufzend mir zurück:

58.

Der Tage letzter ist vorhanden,
Gekommen ist die unabwendbar böse Zeit;
Einst gab es Teukrer, Troja hat gestanden,
Und seines Ruhmes Schimmer strahlte weit.
Der grimme Zeus gab alles dem Argeier,
Der waltet jetzt in der entflammten Stadt;
Bewaffnete ergießt das Ungeheuer,
Und Sinon schürt die Gluth, frohlockend seiner That.

59.

Und durch die zweifach offnen Thore wogen
Schon Tausende und Tausende einher,
Als aus dem räumigen Mycene nie gezogen;
Es stehen andre mit gestrecktem Speer,
Mordlustig hingepflanzt auf engen Wegen,
Des Eisens Blitz starrt jeder Brust entgegen.
Kaum thun die ersten Wachen Widerstand,
Und wagen das Gefecht mit ungewisser Hand.

60.

Von diesen Reden feurig aufgefodert,
Und fortgezogen von der Götter Macht,
Flieg' ich dahin, wo's höher, heller lodert,
Der Donner stürzender Paläste kracht,
Wo vom Geschrei und vom Geklirr der Eisen
Die Luft erbebt, worin die Furien mich reißen;
Der günst'ge Mond gibt mir den trefflichen Epyt
Und Ripheus' Stärke zu Begleitern mit.

61.

Dymas und Hypanis beseelen gleiche Triebe,
Auch Mygdons Sohn, Choröbus, folgt dem Zug,
Den für Kassandra die unsel'ge Liebe
Verhängnißvoll zu Trojas Ende trug.
Dem Vater seiner Braut bracht' er hilfreiche Schaaren
Und glaubte nicht dem warnungsvollen Laut,
Nicht den verkündigten Gefahren
Im Mund der gottbeseelten Braut.

62.

Wohlan, beginn ich zu der kampfbegier'gen Jugend,
Ihr Herzen, jetzt umsonst voll Heldentugend!
Gewichen sind, ihr seht's, aus allen ihren Sitzen
Die Götter, welche Troja schützen.
Treibt euch der Muth, dem kühnen Führer nachzugehn,
Kommt, der entflammten Troja beizustehn,
Kommt mit mir, kommt, und fechtend endigt euer Leben!
Besiegte rettet nichts, als Rettung aufzugeben.

63.

Entflammet durch dies Wort ist ihres Eifers Gluth,
Und Wölfen gleich, die durch den Nebel spürend schleichen,
Herausgestachelt von des Hungers Wuth,
Mit trocknem Gaum erwartet von der Brut,
Geht's zum gewissen Tod durch Schwerter und durch Leichen.
Der hohlen Nacht furchtbare Schatten streichen
Rings durch die Straßen; unser kühner Muth
Verschmäht, aus Trojas Mitte zu entweichen.

64.

O Nacht des Grauens, welcher Mund
Spricht deine Schrecken aus, die Todesnoth der Meinen!
Wer macht die Opfer, die du würgtest, kund!
Wo nehm' ich Thränen her, sie zu beweinen!
Sie fällt, die hohe Stadt, seit grauem Alterthum
Gewohnt, zu herrschen und zu siegen.
Auf Straßen, Schwellen, selbst im Heiligthum
Der Götter sieht man Todtenkörper liegen.

65.

Doch glaube nicht, daß nur trojanisch Blut
Der Nächte schrecklichste getrunken.
Auch meines Volks erstorbner Muth
Glimmt auf in manchem Heldenfunken,
Und dann fließt auch des Siegers Blut.
Der Angst, der Qual, des Jammers Stimmen spalten
Des Hörers Ohr, wo nur das Auge ruht,
Des Todes schrecklich wechselnde Gestalten!

66.

Von Feinden warf zuerst mit einer großen Schaar
Androgeos sich uns entgegen.
Sein Irrthum stellt in uns der Freunde Heer ihm dar.
Auf, Brüder, eilt! ruft er. Woher so spät, ihr Trägen?
Die andern tragen schon das ganze Pergam fort;
Ihr habt erst jetzt den Schiffen euch entrissen?
Kaum endigt er, so sagt ihm ein verdächtig Wort,
Daß Feindeshaufen ihn umschließen.

67.

Sein Fuß erstarrt, und auf den Lippen stirbt die Stimme.
So zittert, wer, in Dornen tief versteckt,
Die Natter unverhofft mit rauhem Fußtritt weckt;
Ihr blauer Hals schwillt an, mit gift'gem Grimme
Knirscht sie empor, und bleich flieht er zurück.
So wendet bei geschärftem Blick
Androgeos erschrocken um. Wir dringen
In seine dichte Schaar, es mischen sich die Klingen.

68.

In Troja fremd und halb von Furcht entseelt, erliegen
Sie unserm Arm. Den Anfang krönt das Glück.
Auf, Freunde, ruft, erhitzt von diesen ersten Siegen,
Choröbus, voll von Muth. Es zeigt uns das Geschick
In diesem Zufall selbst den Weg zum Leben.
Vertauscht den Schild! Den griech'schen Helm aufs Haupt!
List oder Kraft — was wäre Feinden nicht erlaubt?
Die Todten werden Waffen geben.

69.

Er spricht's, und schleunig weht auf seinem Haupt
Des fremden Helmes Busch, Androgeos geraubt.
Er eilt, des Schildes Zierde zu vertauschen,
Und läßt ein griechisch Schwert von seinen Hüften rauschen.
Ihm folgt die ganze Jugend, und umhängt
Sich schnell die frisch gemachte Beute.
So stürzen wir mit Danaern vermengt,
Doch ohne unsern Gott, zum Streite.

70.

Begünstigt von der blinden Nacht,
Gelingt uns manche heiße Schlacht,
Und mancher Grieche fällt von unsern Streichen.
Schon fliehn sie schaarenweis, dem drohenden Geschick
Am sichern Bord der Schiffe zu entweichen;
Bis in des Rosses Bauch scheucht sie die Furcht zurück.
Ach, niemand schmeichle sich, im Dünkel großer Thaten,
Der Götter Gnade zu entrathen!

71.

Was zeigt sich uns! Selbst an Tritoniens Altar
Erkühnt man sich, Kassandra zu ergreifen.
Wir sehn mit aufgelöstem Haar
Die Tochter Priams aus dem Tempel schleifen;
Zum tauben Himmel fleht ihr glühend Angesicht,
Denn ach! die Fessel klemmt der Jungfrau zarte Hände.
Choröbus' Wahnsinn trägt es nicht,
Er sucht im Schlachtgewühl ein Heldenende.

72.

Ihm stürzt in dichtgeschlossnen Gliedern
Die ganze Schaar der Freunde nach;
Doch ach! von unsern eignen Brüdern
Kommt hier vom höchsten Tempeldach
Ein nördrisch Pfeilgewölk auf uns herabgeflogen,
Des Federbusches fremde Zier,
Der Schilde Zeichen, welche wir
Verwechselt, hatte sie betrogen.

73.

Die Priesterin uns abzuringen,
(Verrathen hat uns längst der Sterbenden Geschrei)
Umstürmt uns der Dolopen Schaar. Es dringen
Mit Ajax die Atriden selbst herbei.
So, wenn im Sturme sich die Winde heulend schlagen,
Der wilde Süd, des Nordens rauhe Macht,
Der muth'ge Ost auf Titans raschem Wagen,
Es rauscht des Meeres Grund, des Waldes Eiche kracht.

74.

Jetzt sehn wir noch zu ganzen Heeren,
Die unsrer Waffen glücklicher Betrug
Vor kurzem noch im finstern Dunkel schlug,
Von ihrer Flucht zurückekehren.
Ihr schneller Blick erkennt in dunkler Schlacht
Des Helmes List, der Schilde falsches Zeichen.
Jetzt muß der Augen Wahn dem Klang der Stimmen weichen,
Jetzt siegt des Feindes Uebermacht.

75.

Es fällt zuerst, von Peneleus durchstochen,
Choröbus an Tritoniens Altar.
Es fällt, der das Gesetz der Tugend nie gebrochen,
Ripheus, der Redlichste, den Ilium gebar.
Die Götter richteten nicht so! Von Freundesstreichen
Liegt Hypanis, liegt Dymas hingestreckt;
Und kann der Priesterschmuck, der dich, o Panthus, deckt,
Kann selbst dein schuldlos Herz die Himmlischen erweichen?

76.

Bezeugt mir's Trojas heil'ge Trümmer,
Du Flammengrab, das meine Stadt verschlang,
Daß ich an jenem Schreckenstage nimmer
Mich feig entzogen des Gefechtes Drang,
Und, war's mein Loos, an jenem Tag zu enden,
Daß ich's verdient mit meinen Würgerhänden!
Jetzt wich ich der Gewalt, mir folgt, vor Alter laß,
Iphyt und, schwer von Wunden, Pelias.

77.

Zu Priams Burg ruft uns der Stimmen lautster Hall.
Als ras'te nirgends sonst der Streitenden Gedränge,
Nicht durch ganz Ilium der Waffen wilder Schall,
Erblick' ich hier ein fürchterlich Gemenge,
Des Andrangs Ungestüm, ergrimmten Widerstand.
Den Feind seh' ich die hohen Dächer stürmen
Und mit der Schilde dichtgeschlossnem Band
Sich furchtbar vor den Eingang thürmen.

78.

Ich sehe Leitern an die Mauern legen,
Entschlossen klimmt der trotz'ge Sieger nach,
Die Linke hält den Schild der Pfeile Sturm entgegen,
Fest klammert sich die Rechte an das Dach.
Beschäftigt ist mein Volk, die Thürme abzutragen,
Und mit den Trümmern wird der Stürmende bedroht,
Die letzte Zuflucht ihrer Noth,
Wenn alles, alles fehlgeschlagen!

79.

Herabgestürzt seh' ich die übergold'ten Zinnen,
Denkmäler alter, königlicher Pracht.
Mit bloßem Schwert wird jeder Weg nach innen
Von einer dichten Schaar Dardanier bewacht.
Ein frischer Muth lebt auf in unsern Seelen,
Der schwerbedrängten Burg des Königs beizustehn,
Mit Stärke Stärke zu vermählen
Und der Besiegten Muth mitstreitend zu erhöhn.

80.

Noch führten zum Palast, der Menge unbekannt,
Geheime, abgelegne Thüren,
Durch deren nie entdecktes Band
Die Zimmer in einander sich verlieren.
Oft hatte, frei von des Gefolges Zwang,
Andromacha in Trojas schönen Tagen
Auf diesem unbemerkten Gang
Zum frohen Ahn den Enkel hingetragen.

81.

Mich bringt er jetzt zum höchsten Dach hinauf,
Von wo die Teukrier mit segenleeren Händen
Verlorne Pfeile niedersenden.
Zum jähen Thurm verfolg' ich meinen Lauf,
Der übers Dach empor zum Sternenhimmel schreitet;
Ganz Ilium liegt vor mir ausgebreitet,
Der feindlichen Gezelte ganzes Heer,
Das ganze schiffbedeckte Meer.

82.

Von Tod umringt, zereißen wir voll Muth
Der Decke schon gewichne Fugen,
Und schleudern sie auf der Achiver Fluth
Mit sammt den Pfeilern, die sie trugen.
Herunter stürzen sie mit donnerndem Gekrach,
Und weh den Stürmenden, die sich darunter stellten!
Doch frische Krieger dringen nach,
Der Streit brennt fort, und alle Waffen gelten.

83.

Als wollt' er jeden Feind zermalmen,
Pflanzt Pyrrhus sich im Glanz der Rüstung vor das Thor,
Der Schlange gleich, genährt von bösen Halmen,
Die giftgeschwollen schlief im eisbedeckten Moor,
Und neu verjüngt jetzt von sich streift die Schale,
Den glatten Leib im Reif zusammenringt,
Sich mit erhabner Brust aufbäumt zum Sonnenstrahle,
Und dreier Zungen Blitz im Munde schwingt.

84.

Dicht an ihm steht der hohe Periphas,
Nächst dem Automedon, Achillens Wagenwender,
Es drängt sich Skyros' Jugend an den Paß,
Und nach dem Giebel fliegen Feuerbränder.
Vom Angel haut er selbst das erzbeschlagne Thor,
Und alle Bänder stürzt des Beiles Schwung zu Grunde,
Leicht wird das Holz durchbohrt, das seinen Schirm verlor,
Und weit geöffnet klafft des Thores Wunde.

85.

Des innern Hauses weiter Hof, die Schaar
Der Trojer, die den Eingang hüten,
Der alten Könige geheimste Säle bieten
Dem überraschten Blick sich dar,
Und aus den innersten Gemächern dringet
Der Männer Schrei'n, der Weiber jammernd Ach;
Die ganze Wölbung hallt das Klaggeheule nach,
Das in den Wolken wiederklinget.

86.

Man sieht der Mütter Heer die weite Burg durchschweifen,
Zum letzten Lebewohl die Säulen noch umgreifen
Und küssen den empfindungslosen Stein.
Ganz mit des Vaters Trotz bricht Pyrrhus schon herein.
Ihn hält kein Schloß, die Thüre liegt in Trümmern,
Vom Widder eingerannt, Gewalt macht Bahn,
Tod ist der erste Gruß; so fluthen sie heran,
Von Waffen rauscht's in allen Zimmern.

87.

So wüthet nicht der hochgeschwollne Bach,
Der schäumend seinen Damm durchbrach,
Der Felsen Kerkerwand mit wildem Grimm durchhauen.
Er stürzt ins Feld mit trüber Wogen Kraft,
Der Heerden Schaar auf den ertränkten Auen
Wird mit den Hürden fortgerafft.
Ich selbst sah, Mord im Blick, den Achilliden
Am Eingang stehn und bei ihm die Atriden.

88.

Ich sah auch Hekuba, sah ihre hundert Töchter,
Sah Priam selbst an den Altar gestreckt,
Den Vater blühender Geschlechter,
Noch mit dem Blut der Opfer frisch befleckt.
Es trit der Feind die Saat von fünfzig Ehen,
Der Enkel schöne Hoffnung in den Staub,
Die goldne Säule stürzt, behangen mit Trophäen,
Und was dem Brand entging, das wird des Würgers Raub.

89.

Mitleidig, Fürstin, wirst du fragen,
Wie König Priam seine Tage schloß?
So wisse denn. Kaum hört' er Trojens Stunde schlagen
Und sah den Feind, der durch die Pforten sich ergoß,
So eilt' er, sich den Panzer anzuschnallen,
Der die entwöhnten Glieder niederzog,
Umhängt das Schwert, das längst der Scheide nicht entflog,
Und stürzt zur Schlacht, als Fürst zu fallen.

90.

Es stieg in des Palastes mittlerm Raume
Ein hoher Altar in des Aethers Plan,
Ihn fächelte von einem alten Lorbeerbaume
Die nachbarliche Kühlung an.
Gleich scheuen Tauben, die das donnerschwüle Wetter
Zusammentrieb, lag dorten Hekuba
Mit allen Töchtern knieend da,
Und schloß in ihren Arm die unerweichten Götter.

91.

Jetzt sah sie den Gemahl, bereit zur Gegenwehr,
Im jugendlichen Schmuck der Waffen sich bewegen.
Unglücklicher, wohin? ruft sie ihm bang entgegen,
Was für ein Wahnsinn reichte dir den Speer?
Und wäre selbst mein Hektor noch zugegen,
Jetzt helfen Schwert und Lanzen uns nicht mehr.
Hieher tritt! Dieses Heiligthum schützt alle,
Wo nicht, vermählt uns doch im Falle!

92.

Sie sprach's und zog ihn zu sich hin und ließ
Im Priesterstuhl den Greis sich niedersetzen;
Da kam, von Pyrrhus' mörderischem Spieß
Durchbohrt, sein Sohn Polit, bluttriefend, voll Entsetzen,
Der Feinde Haufen durch, den Bogengang
Dahergerannt. Sein Blick sucht in der öden Leere
Der weiten Zimmer Schutz; den schon gewissen Fang
Verfolgt Neoptolem mit mordbegier'gem Speere.

93.

Schon hascht ihn sein furchtbarer Arm,
Und über ihm sieht schon den Stahl der Vater schweben;
Noch flieht er bis zu Priams Fuß, und warm
Entquillt in Strömen Bluts das junge Leben.
Nicht länger schweigt das Vaterherz;
Obgleich verurtheilt von des Mörders Grimme,
Erhebt er fürchterlich des Zornes Donnerstimme
Und heult in diese Worte seinen Schmerz:

94.

Für diese Frevelthat, für diesen bittern Hohn,
Für dies verfluchenswürdige Erkühnen,
Wenn noch Gerechtigkeit wohnt auf der Götter Thron,
Erwarte dich, wie solche Thaten ihn verdienen,
Dich, Ungeheu'r, ein grausenvoller Lohn!
Dich, dich, der mit verruchtem Bubenstücke,
Mit dem erwürgten lieben Sohn
Gefoltert hat die väterlichen Blicke!

95.

So, wahrlich, hielt's mit seinem Feinde nicht
Achill, den du zum Vater dir gelogen;
Es ehrte mit erröthendem Gesicht
Der Held mein Alter und der Liebe Pflicht,
Als ich zu ihm, ein Flehender, gezogen.
Er weigerte mir Hektors Leichnam nicht,
Des Todten Feier würdig zu begehen,
Und ließ mich Troja wiedersehen.

96.

Mit diesen Worten schleudert er den Schaft,
Der ohne Klang der schwachen Hand enteilet,
Und, aufgefangen von des Gegners Kraft,
Des Schildes Spitze kaum zertheilet.
Geh denn, erwiedert Pyrrhus ihm voll Hohn,
Sag dem Achill, wie sehr ihn meine Thaten schänden!
Verklage dort den tiefgesunknen Sohn!
Jetzt aber stirb von meinen Händen!

97.

Er reißt den Zitternden, dies sagend, zum Altare,
Der noch vom Blut des Kindes raucht,
Faßt mit der linken Hand die silbergrauen Haare,
Indeß die Rechte tief sich in den Busen taucht.
So endigt' Priamus. Sein Aug' sah Troja brennen,
Die über Asien den Scepter ausgestreckt,
Jetzt ein gigant'scher Rumpf, am Meeresstrand entdeckt,
Es fehlt das Haupt, und niemand kann ihn nennen.

98.

Jetzt wird zum erstenmal von Furcht mein Herz erfüllt.
Des alten Königs letztes Blassen
Weckt mir des eignen theuren Vaters Bild,
Zeigt mir mein Haus im Schutt, Gemahlin, Kind verlassen;
Ich spähe ringsum, wer mir folgen kann.
Ach, matt vom Streit sind alle längst verschwunden,
Hier hatten sie vom Thurm den kühnen Sprung gethan,
Dort in den Flammen ihren Tod gefunden.

99.

So war ich denn der einzig Uebrige von allen,
Als meinem Blick, der durch die Gegend fleugt,
Des Brandes heller Schein in Vestas Tempelhallen
Die Tochter Tyndars sprachlos sitzend zeigt.
Der Griechen Furie, der Phrygier Verderben,
Bang, durch des Gatten strenges Strafgericht,
Bang, durch der Teukrier gerechte Wuth zu sterben,
Barg sie im Heiligthum ihr bleiches Angesicht.

100.

Mein Zorn entbrennt. Es reißt mich hin, sie zu durchbohren,
Zu rächen mein zerstörtes Vaterland.
Was? Troja setzte sie in Brand
Und zöge prangend ein in Lacedämons Thoren,
Die Teukrer hinter sich in sklavischem Gewand?
Sie sähe Gatten, Kinder, Eltern, Vaterland?
Sie dürfte mit das Siegesfest begehen?
Nein! Das wird nimmermehr geschehen!

101.

Mag's sein, daß des gestraften Weibes Blut
Des Mannes Schwert entehrt, den leichten Sieger schändet,
Genug, ich sättige der Rache heiße Gluth,
Der Frevel wird gestraft, gerächt der Freunde Blut
Und eine Schuldige dem Orkus zugesendet.
So sprach aus mir des eiteln Grimmes Wuth,
Als plötzlich, schön, wie sie sich nimmer mir gezeiget,
Der Mutter Glanzgestalt sich zu mir neiget.

102.

Ganz Göttin, ganz umflossen von dem Lichte,
Worin sie steht vor Jovis Angesichte,
Durchschimmerte ihr Glanz die Dunkelheit.
Von welcher Wuth, mein Sohn, von welcher Wunde
Entbrennt dein Herz? ertönt's von ihrem Rosenmunde,
Indem ihr Arm zu stehen mir gebeut.
Wohin mit diesen wüthenden Geberden?
Was soll aus deiner Mutter werden?

103.

Du willst nicht lieber sehn, ob dein Askan noch lebt,
Wo du des Vaters graues Haupt verlassen,
In welchen Nöthen jetzt dein Weib Kreusa schwebt,
Die der Achaier Schwärme rings umfassen,
Längst, ohne mich, ein Raub des Feuers oder Schwerts?
Nicht die spartan'sche Helena laß büßen,
Nicht Paris klage an. Da! Zürne himmelwärts!
Die Götter sind's, die Trojas Fall beschließen!

104.

Blick auf! Der Nebel sei zerstreut,
Der noch mit Finsterniß dein sterblich Aug' umhüllet:
Doch werde streng von dir erfüllet,
Was deine Mutter dir gebeut.
Du siehst, wie Qualm und Rauch in schwarzen Fluthen steiget,
Siehst Schutt auf Schutt und Stein auf Stein gehäuft;
Das ist Neptun, der Trojas Feste schleift
Und mit dem Dreizack ihre Mauern beuget.

105.

Am Skäerthor siehst du Saturnia,
Die Unbarmherzige, in rauhem Eisen blinken,
Siehst von den Schiffen sie stets neue Feinde winken;
Auf Pergams Thurm siehst du Tritonia,
In ihrer Hand der Gorgo Schreckniß, blitzen;
Du siehst — o fliehe, fliehe, theurer Sohn! —
Des Himmels König selbst auf Idas düsterm Thron
Den Feinden Kräfte leihn, die Himmlischen erhitzen.

106.

Gib auf die eitle Gegenwehr!
O säume nicht, noch zeitig zu entrinnen,
Noch unverletzt wirst du dein Haus gewinnen;
Ich bin mit dir. — Sie sprach's, und Nacht war um mich her,
Und mir erschienen, mit des Grimmes Falten,
Der hohen Götter feindliche Gestalten;
Verwüstung, Einsturz, Grausen um und um,
In Asche sank vor mir ganz Ilium.

107.

So, wenn der Pflüger Schaar, auf hoher Bergesheide,
Der Aexte mörderische Schneide
Auf den bejahrten Stamm der wilden Esche zückt,
Sie murrt erzürnt herab, die schwanke Krone nickt,
Erschüttert rauscht der dichtbelaubte Wipfel,
Bis, von der Wunden Macht besiegt,
Sie ächzend sich herunter wiegt
Und sich zermalmend wälzt von des Gebirges Gipfel.

108.

Jetzt eil' ich fort. Durch Flammen, Schwert und Leichen
Führt unbeschädigt mich ein Gott, es weichen
Die Lanzen vor mir aus, das Feuer macht mir Bahn.
Schon hab' ich mich zur Wohnung durchgeschlagen;
Mit dem verehrten Vater fang' ich an,
Ihn will ich rettend erst auf das Gebirge tragen;
Umsonst bestürmt ihn seines Sohnes Flehn,
Mit Troja will er untergehn.

109.

Ihr andern, ruft er aus, in deren festen Brüsten
Der Jugend üppige Gesundheit glüht,
Spart euch für bessre Tage — flieht!
War's mir von Zeus bestimmt, des Lebens Rest zu fristen,
So war er Gott genug, den Flammen selbst zum Hohn,
Ein Haus mir zu verleihn. Genug, daß einmal schon
Dies graue Haupt den Fall Dardaniens betrauert,
Genug, daß es ihn einmal überdauert!

110.

So will ich es. Jetzt, Kinder, nehmt
Den letzten Abschied von Anchisen!
Den Weg zum Tode find' ich selbst, es schämt
Der Feind sich nicht, mein Blut mitleidig zu vergießen.
Er zieht mich aus, gleichviel, begraben oder nicht!
Die Götter hassen mich. Wozu noch länger tragen
Des siechen Lebens lastendes Gewicht,
An Thaten leer, seitdem mich Jovis Blitz geschlagen!

111.

Er sprach's, und unbeweglich blieb er stehn,
Ihn beugt nicht unser heißes Dringen,
Nicht seines Enkels, nicht Kreusens Händeringen,
Nicht unsrer Thränen Macht, die strömend zu ihm flehn,
Durch solchen Trotz doch nicht den Tod herbeizurufen,
Nicht uns, uns alle mit in seinen Fall zu ziehn;
Er bleibt auf seinem Nein, und weicht nicht von den Stufen,
Aufs neu muß ich dem Tod entgegen fliehn.

112.

Denn, Götter, welche Wahl ward mir gegeben!
Dich, Vater, ließ ich fliehend hinter mir?
Solch grausames Begehren kam von dir?
Ist's Jovis Schluß, soll nichts die Heimath überleben?
Beharrest du darauf, daß uns derselbe Tod
Vereinige, wohlan, der Wunsch ist zu erhören.
Schon naht, von Priams Blut und seines Sohnes roth,
Neoptolem, bereit, der Opfer Zahl zu mehren.

113.

Und darum führtest du durch Schwert und Feuer,
Erhabne Mutter, deinen Sohn? Ich soll den Feind
Auch hier noch wüthen sehn, soll alles, was mir theuer
Und heilig ist, in einem Fall vereint,
An seinem Speere sich verbluten sehen?
O Waffen, Waffen her! Der letzte Tag bricht an;
Laßt uns aufs neu dem Feinde stehen!
Nicht ungerochen stirbt, wer männlich fechten kann!

114.

Sogleich gürt' ich das Schwert mir um den Leib,
Und in des Schildes Griff muß sich die Linke fügen.
So geht's zum Thor. Ach, hier seh' ich mein theures Weib,
Den Kleinen zu mir neigend, vor mir liegen.
Zum Tod gehst du, ruft sie, so nimm auch uns mit fort!
Doch hoffst du Rettung noch von deinen Heldenarmen,
So bleib' und schütze diesen Ort!
Was wird aus uns? Wer wird der Deinen sich erbarmen?

115.

So ruft sie heulend und erfüllt
Das ganze Haus mit ihren Schmerzen,
Als unverhofft, da wir den kleinen Julus herzen,
Dem überraschten Blick ein Wunder sich enthüllt.
Sieh! Von des Knaben Scheitel quillt
Hellleuchtend eine Feuerflocke;
Sie wächst, indem sie niederfällt, und mild
Durchkräuselt sie die unversehrte Locke.

116.

Schnell schütteln wir sie weg und eilen, für Askan
Besorgt, die heil'ge Gluth mit Wasser zu ersticken;
Anchises aber streckt die Hände himmelan
Und dankt hinauf mit freudehellen Blicken:
Jetzt endlich, großer Zeus, sind wir erhört!
O blick, wenn anders Bitten dich bewegen,
Mit Huld auf uns herab, und, sind wir's werth,
Verleih' uns Schutz, bekräft'ge diesen Segen!

117.

Er spricht es, und zur Linken kracht
Ein lauter Donnerschlag. In schönem Strahlenbogen
Kommt durch die weit erhellte Nacht
Ein funkelndes Gestirn geflogen;
In unserm Zenith stieg es auf und zog
Die Silberfurche hin nach Idas Triften,
Den Weg uns zeigend, den es flog;
Die ganze Gegend raucht von Schwefeldüften.

118.

Von dieser Zeichen Macht besiegt,
Rafft sich Anchises auf und betet zu dem Sterne.
Fort, ruft er, fort, die Zeit ist kostbar, fliegt!
Führt mich von dannen, sei's auch noch so ferne!
Euch, Götter, die dies Zeichen uns gesandt,
Vertrau' ich dieses Kind, vertrau' ich diese beiden,
In eurer Obhut steht das Vaterland.
Jetzt komm, mein Sohn! ich folge dir mit Freuden.

119.

Und lauter, immer lauter hört man schon
Des Brandes nahe Feuerflammen krachen.
Auf, Vater, ruf ich, auf! Ich trage dich, den Schwachen,
Leicht drückt des Vaters theure Last den Sohn.
Was nun auch kommen mag, wir theilen Tod und Leben,
Die Hand will ich dem Kleinen geben,
In ein'ger Ferne folgt Kreusa still.
Ihr Knechte merkt, was ich verkünden will.

120.

Gleich vor der Stadt steht ihr an einem Felsenhange,
Den ein verlassner Cerestempel schmückt,
Daneben ein Cypressenbaum, seit lange
Mit Andacht von den Vätern angeblickt.
Dort treffen wir uns in verschiednen Schaaren!
Du, Vater, wirst die Heiligthümer wahren!
Wie dürfte sie, noch nicht genetzt von frischer Fluth,
Berühren diese Hand voll Blut!

121.

Sogleich wird ein Gewand den Schultern umgehangen,
Vom Rücken wallt noch eine Löwenhaut;
Ich neige mich, die Last des Vaters zu empfangen,
Der Rechten wird mein Julus anvertraut,
Der neben mir mit kürzern Schritten eilet,
Und hinter unserm Rücken weilet,
Zu hintergehn den lauernden Verdacht,
Kreusens Schritt — so fliehn wir durch die Nacht.

122.

Wie oft auch sonst im wildesten Gemenge
Der Schlacht mein Busen unerschüttert blieb,
Wie wenig mir der Feinde furchtbarstes Gedränge
Die Röthe von den Wangen trieb,
Jetzt machte jeder Laut mich beben,
Mir schauerte vor jedes Lüftchens Zug,
Besorgt für des Begleiters Leben,
Bang für die Bürde, die ich trug.

123.

Schon sehn wir uns mit raschen Schritten
Unfern dem Thore, frei von Feinds Gewalt,
Als ein Geräusch von Menschentritten
In die erschrocknen Ohren schallt,
Und nahe hinter uns im Dunkeln
Sah meines Vaters Schrecken Schilde funkeln
Und blank geschliffne Helme glühn.
Sie sind's, ruft er, o laß uns eilends fliehn!

124.

Noch heute weiß ich nicht, welch feindliches Geschick
Den Muth mir nahm, die Sinne mir verwirrte
In diesem unglücksvollen Augenblick.
In unwegsamen Gegenden verirrte
Mein Fuß. Ach, hielt ein Gott Kreusen mir zurück?
Verlor sie sich auf unbekannten Pfaden?
Blieb sie ermattet stehn? Ich hab' es nie errathen;
Verschwunden war sie ewig meinem Blick!

125.

Und erst, als am bezeichneten Altar
Versammelt waren alle Seelen,
Ward ich den schrecklichen Verlust gewahr,
Sah ich von allen sie allein uns fehlen.
Wen im Olymp schalt nicht mein blutend Herz,
Wen klagt' mein Grimm nicht an auf Tellus' weitem Runde!
Was war mir gegen diesen Schmerz
Des Reiches Fall und Trojas letzte Stunde!

126.

In der Gefährten treuer Hand
Verlass' ich Julus und Anchisen
Und unsrer Götter heil'ges Pfand;
Im Thal wird ihnen Zuflucht angewiesen.
Ich selber wende mit dem blanken Stahl
Zur Stadt zurück. Gält's auch, ganz Troja zu durchspähen,
Mein Schluß steht fest, der Schrecken ganze Zahl
Und jegliche Gefahr von neuem zu bestehen.

127.

Erst eil' ich nach dem Thor, das Rettung uns gewährt,
Und meiner Tritte Spur muß mir den Rückweg zeigen,
Mir graut bei jedem Schritt, es schreckt mich selbst das Schweigen.
Vielleicht, daß sie zur Wohnung umgekehrt;
Drum eil' ich hin, was dort mich auch bedrohe.
Hier herrscht bereits der Feind, vom Wind gegeißelt wehn
Die Flammen schon bis an des Giebels Höhn,
Zum Himmel schlägt die fürchterliche Lohe.

128.

Des Königs Burg wird jetzt aufs neu von mir besucht.
Hier hüten Phönix und Ulyß, von allen
Achaiern auserwählt, in den geräum'gen Hallen,
Wo Junos Freiheit ist, des blut'gen Raubes Frucht.
Hier seh' ich unter Trojas reichen Schätzen,
Dem Feuer abgejagt, der Tempel goldne Zier.
In langen Reihn gelagert seh' ich hier
Der Mütter bleiches Heer, die Kinder voll Entsetzen.

129.

Kühn ließ ich durch die todtenstille Nacht,
Verlorne Müh! der Stimme Klang erschallen,
Ließ durch ganz Ilium den theuren Namen hallen;
In eitlem Suchen hab' ich Stunden hingebracht,
Als ein Gesicht, der ähnlich, die ich misse,
Nur größer von Gestalt, als sie im Leben war,
Dahertritt durch die Finsternisse.
Mir graust, der Athem stockt, zu Berge steigt mein Haar.

130.

Warum, ruft es mich an, mit Suchen dich ermüden?
Wozu, geliebtester Gemahl,
Des langen Forschens undankbare Qual?
Kreusens Schicksal hat ein Gott entschieden.
Nie, nie wirst du auf deinem irren Pfad
Von deiner Gattin dich begleitet sehen;
Dagegen setzt sich Jovis Rath,
Der droben herrscht in des Olympus Höhen.

131.

Ein Flüchtling wirst du lang den Wogen dich vertrauen,
Bis dein geduld'ger Muth Hesperien erringt,
Durch dessen segenvolle Auen
Der lyd'sche Tiberstrom die stillen Fluthen schlingt.
Dir winkt an seinen lachenden Gestaden
Ein Thron und einer Königstochter Hand;
Drum höre auf, in Thränen dich zu baden
Um das zerrissne Liebesband.

132.

Ich werde nicht der Griechen Städte steigen,
Nicht jubeln sehn der Stolzen Vaterland,
Nicht vor den Griechinnen die Sklavenkniee beugen,
Ich, Dardans Enkelin, der Venus anverwandt!
Es hält bei Priams umgestürztem Throne
Der Götter hohe Mutter mich zurück.
Leb wohl! Dich grüßt mein letzter Blick!
Leb wohl und liebe mich in unserm theuren Sohne! —

133.

Auf meiner Zunge schwebt noch manches Wort,
Noch manchen Laut will ich von ihren Lippen saugen,
In dünne Lüfte war sie fort,
Ihr folgen weinend meine Augen;
Dreimal will ich in ihre Arme fliehn,
Dreimal entschlüpft das Bild dem feurigen Berühren
Gleich leichten Nebeln, die am Hügel ziehn,
Ein Traum, den Titans Pferde rasch entführen.

134.

Schnell wend' ich jetzt (der Tag fing an zu grauen)
Zu den Gefährten um. Verwundert fand ich hier
Ein neues großes Heer von Jünglingen und Frauen,
Des Elends Kinder, gleichgesinnt mit mir,
Auf fremdem Strand sich anzubauen.
Entschlossen strömten sie mit Hab und Gut herbei,
Bereit, durch welche Fluthen es auch sei,
Sich meiner Führung zu vertrauen.

135.

Der Stern des Morgens stieg empor
Auf Idas hoher Wolkenspitze,
Und leuchtete der Sonne Wagen vor.
Gesperrt hielt der Achaier jedes Thor,
Und nirgends Hoffnung mehr, die väterlichen Sitze
Zu retten von der Feinde Fluth.
Ich weiche dem Geschick. Die Schultern beugen
Sich unter meines Vaters Last; mit Muth
Raff' ich mich auf, den Ida zu besteigen.

Dido.

Freie Ueberſetzung des vierten Buchs der Aeneide.

1.

Doch lange ſchon im ſtillen Buſen nährt
Die Königin die ſchwere Liebeswunde;
Ergriffen tief hat ſie des Mannes Werth,
Des Volkes Glanz und ſeines Ruhmes Kunde;
An ſeinen Blicken hängt ſie, ſeinem Munde,
Und, leiſe ſchleichend, an dem Herzen zehrt
Ein ſtilles Feuer; es entfloh der Friede,
Der goldne Schlaf von ihrem Augenlide.

2.

Kaum zog Aurorens Hand die feuchte Schattenhülle
Vom Horizont hinweg, als ihres Buſens Fülle
Ins gleichgeſtimmte Herz der Schweſter überwallt.
Ach, welche Zweifel ſind's, die ſchlaflos mich durchbohren!
Geliebte, welcher Gaſt zog ein zu unſern Thoren!
Wie edel! Welche männliche Geſtalt!
Wie groß ſein Muth! Sein Arm, wie tapfer im Gefechte!
Gewiß, er ſtammt von göttlichem Geſchlechte.

3.

Durch welche Prüfung ließ das Schickſal ihn nicht gehn!
Gemeine Seelen wird das feige Herz verklagen,
Du hörteſt, welche Schlachten er geſchlagen!
Ja, könnte Liebe je in dieſer Bruſt erſtehn,
Seit mein Sichäus in das Grab geſtiegen,
Und wäre mein Entſchluß, mein Abſcheu zu beſiegen
An Hymens Banden — ſoll ich ich dir's geſtehn?
Der Einz'ge könnte ſchwach mich ſehn.

4.

Ja, Anna, ohne Rückhalt soll vor dir
Das Herz der Schwester sich erschließen!
Seitdem ein Brudermord Sichäus mir,
Der meine erste Liebe war, entrissen,
Seit meiner Flucht war dies der erste Mann,
Der meinem Herzen Neigung abgewann,
Der erste, sag' ich dir, der mich zum Wanken brachte;
Neu ist die Gluth erwacht, die einst mich selig machte.

5.

Doch eher schlinge Tellus mich hinab,
Mich schleudre Jovis Blitz hinunter zu den Schatten,
Zu des Avernus bleichen Schatten,
Hinunter in das ewig finstre Grab,
Eh daß ich deine heiligen Gesetze,
Schamhaftigkeit, und meinen Eid verletze!
Er nahm mein Herz dahin, ihm war's zuerst geweiht,
Sein bleibt's in alle Ewigkeit.

6.

Sie spricht's, und ihren Schooß bethauen milde Zähren.
O über alles mir Geliebte! gibt
Die Schwester ihr zurück. Allein und ungeliebt
Willst du verblühn, den Kummer ewig nähren?
Die Wonne, die aus holden Kindern lacht,
Der Venus süße Freuden dir versagen?
Nach solchen Opfern, meinst du, fragen
Die Todten in des Abgrunds Nacht?

7.

Und sei's! Hat denn der vielen Freier einer
Dein kummerkrankes Herz zur Liebe je geneigt!
Von allen kriegerischen Fürsten keiner,
Die Afrika in seinem Schooß gezeugt.
Selbst der, vor dem die Libyer erbeben,
Den Tyrus längst gehaßt, selbst Jarbas konnt' es nicht;
Und einer Neigung willst du widerstreben,
Für die dein Herz so mächtig spricht?

8.

Vergaßest du, wo du dich eingewohnet,
Daß ohne Zaum hier der Numider jagt,
Der unbezwungne Gätuler hier thronet,
Die Syrte dort die Landung dir versagt,
Hier unwirthbare Wüsten dich umgrausen,
Dort der Barcäer wilde Völker hausen,
Der Bruder selbst, deß Habsucht du entflohn,
Und Tyrus' Waffen dich von Osten her bedrohn?

9.

Glaub' mir, die Götter, die dich lieben,
Lucina selber war's, die an Karthagos Strand
Die Schiffe dieser Fremdlinge getrieben.
Welch eine Stadt seh' ich durch dieses Eheband,
Welch einen Thron, o Schwester, sich erheben!
Zu welchen strahlenvollen Höhn
Wird der Karthager Name schweben,
Wenn soche Helden uns zur Seite stehn!

10.

Versöhne du nur erst der Götter Zorngericht
Durch frischer Opfer Blut. Die Fremdlinge zu halten,
Laß königlich des Gastrechts Fülle walten;
An Gründen, sie zu fesseln, fehlt es nicht.
Seht die zerbrochnen Schiff'! Seht, wie die Nebel rauchen,
Die See noch stürmt, Orion Regen zieht!
So wußte die zur Gluth den Funken aufzuhauchen,
Die Hoffnung naht, und das Erröthen flieht.

11.

Jetzt fragt sie das Geschick an blutigen Altären.
Dir Phöbus, der das Künftige enthüllt,
Dir, städtegründende Demeter, quillt
Zweijähr'ger Rinder Blut, dir, Bromius, zu Ehren,
Vor allen, Juno, dir, der Ehen Schützerin.
Vor dem Altar sieht man die schönste aller Frauen,
Den Becher in der Hand, Karthagos Königin,
Des weißen Rindes Haupt mit heil'ger Fluth bethauen.

12.

Bald geht sie vor der Götter Angesicht
An den noch dampfenden Altären auf und nieder,
Beschenkt die schon Beschenkten wieder
Und forscht, was rauchend noch das Eingeweide spricht.
Bethörtes Sehervolk! Befreien
Gebet und Opfer wohl das schwerbefangne Herz?
Am innern Mark zehrt der verhehlte Schmerz
Und spottet eurer Träumereien.

13.

Der Flammen unheilbare Pein
Treibt sie, die Tyrerstadt im Wahnsinn zu durcheilen.
So flieht die Hindin, die in Kretas Hain
Mit zwecklos abgeschossnen Pfeilen
Der ferne Jäger traf. In ihrem Fleisch das Rohr
Des Todes, das der Feind verlor,
Bethaut sie die durcheilten Felder
Mit ihrem Blut und Diktes finstre Wälder.

14.

Jetzt führt sie durch Karthago ihren Gast,
Zeigt prahlend ihm der Mauern stolze Last,
Und läßt vor seinem Blick die Größe Sidons prangen.
Ein flüchtiges Gespräch wird schüchtern angefangen,
Schnell reißt die Furcht es wieder ab. Kaum bricht
Der Abend ein, so winkt das Mahl; sie fodert
Von Trojens Fall aufs neu von ihm Bericht
Und nährt die Gluth, die in dem Herzen lodert.

15.

Trennt endlich sie der strenge Ruf der Nacht,
Und winkt der Sterne sinkend Licht zum Schlummer,
So nährt sie einsam ihren Kummer,
Und sein verlassnes Polster wird bewacht.
Abwesend hört sie ihn, verschlingt sie seine Züge,
Herzt in Askan des theuren Vaters Bild,
Ob sie vielleicht die Leidenschaft betrüge,
Die glühend ihren Busen füllt.

16.

Der Thürme hochgeführte Lasten
Erlahmen bald in ihrem muntern Lauf;
Kein Wall, kein Giebel steigt mehr auf,
Und tausend fleiß'ge Hände rasten.
Der Jugend müß'ger Arm entwöhnt sich von dem Speer,
Im Hafen tönt kein Hammer mehr,
Und unvollendet trauert das Gerüste,
Das prahlend schon die Wolken küßte.

17.

Als Zeus' Gemahlin sie von Liebesflammen brennen
Und selbst des Rufes Stimme trotzen sah,
Begann sie so zur schönen Cypria:
Glorwürdiges — man muß bekennen!
Habt ihr vollbracht, du und dein wackrer Sohn!
Mit reichem Raub zieht ihr davon!
Ein wahres Heldenwerk, ein Weib zu überlisten!
Werth, daß zwei Götter sich mit ihrer Allmacht rüsten!

18.

So scheint es doch, man habe meinen Sitzen
Und meiner Puner Treu' nicht sonderlich getraut?
Doch wo das Ziel? Wozu in Kämpfen uns erhitzen?
Laß Friede sein, und Dido werde Braut!
Du hast's erreicht, sie liebt, sie ras't von Liebesflammen.
Sei's denn! Sie werde dieses Phrygers Magd,
Dir sei der Tyrer Volk zur Mitgift zugesagt,
Wir beide schützen es zusammen.

19.

Idalia durchdrang der Rede list'gen Sinn,
Das Reich Hesperiens, den Teukriern entrissen,
In Libyens Grenzen einzuschließen,
Und schlau erwiedert ihr der Schönheit Königin:
Wer wäre Thor genug, mit deiner Macht zu streiten
Und dein Erbieten feindlich zu verschmähn?
Nur müßte, was durch uns geschehn,
Das Glück zum guten Ende leiten.

20.

Zu wenig bin ich selbst mit dem Geschick vertraut,
Doch wird es Jupiter gestatten,
Daß der Trojaner an den Tyrer baut,
Daß beide Stämme sich in Eins zusammen gatten,
Zu einem Volk vereint durch ew'gen Bund?
Du, seine Gattin, magst dich bittend an ihn wenden,
Neig' ihn durch deinen hochberedten Mund,
Ich will das Uebrige vollenden.

21.

Darüber laß Saturnien gewähren,
Gibt ihr des Himmels Königin zurück.
Doch, wie dies dringende Geschäft mit Glück
Zu enden sei, laß mich vor allem dich belehren.
Sobald der erste Morgen tagt,
Und Titans Strahlen kaum die junge Welt bescheinen,
Führt in den nächstgelegnen Hainen
Die Liebestrunkene den Teukrer auf die Jagd.

22.

Wenn das Geschwader nun auf flügelschnellen Rossen
Dahinschwebt, mit dem Garn das Wildgeheg' umzäunt,
Send' ich von oben her, vermengt mit schwarzen Schlossen,
Ein Ungewitter ab; der ganze Himmel scheint
Im Wolkenbruch herabgeflossen,
Durch die zerrissnen Lüfte kracht
Mein Donner, und Gewitternacht
Trennt von dem Fürstenpaar die fliehenden Genossen.

23.

In einer Grotte wird alsdann die Königin
Mit dem Trojaner sich zusammen finden;
Dort werd' ich gegenwärtig sein und, bin
Ich deiner nur gewiß, auf ewig sie verbinden.
Dort kröne Hymen ihrer Herzen Bund! —
Ihr winkt die andre zu mit hochzufriednen Blicken,
Ein Lächeln schimmert um der Göttin Mund,
Daß ihr's geglückt, die Feindin zu berücken.

24.

Indeß war Eos' leuchtendes Gespann
Aus blauer Wogen Schooß gestiegen.
Beim ersten Gruß der Göttin fliegen
Karthagos Pforten auf, es fluthen Roß und Mann
In munterm Schwarm laut lärmend durch die Felder,
Das weite Garn, den Jagdspieß in der Hand,
Kommt der Massylier im Flug daher gerannt,
Es schnaubt der Doggen Spürkraft durch die Wälder.

25.

Am Eingang des Palastes harrt
Der Königin, die noch am Putztisch säumet,
Der Puner Fürstenschaar, und an den Stufen scharrt,
In Gold und Purpur prächtig aufgezäumet,
Das stolze Roß der edlen Jägerin,
Und knirscht voll Ungeduld in die beschäumten Zügel.
Auf thun sich endlich des Palastes Flügel,
Umringt von Volk erscheint Karthagos Königin.

26.

Ein tyrisch Oberkleid, geschmückt
Mit buntem Saum, umfließt die schönen Glieder;
Durch ihre Locken ist ein goldnes Netz gestrickt,
Vom Rücken schwankt der volle Köcher nieder,
Von goldnem Haken wird der Purpur aufgeknüpft.
Ihr folgt der Phryger Schaar; mit kind'schem Jubel hüpft
Askan voraus, und, alle zu verdunkeln,
Sieht man Aeneen selbst im mittlern Reihen funkeln.

27.

So, wenn Apoll zu Delos' heim'schem Herd
Von seinem Wintersitz am Xanthus wiederkehrt —
Da lebt Gesang und Tanz! Die festlichen Altäre
Umjauchzt der Agathyrsen bunte Schaar,
Der Kreter, der Dryopen Heere.
Er selbst, den zarten Zweig des Lorbeers in dem Haar,
Durch dessen Wellen sich ein goldnes Band gezogen,
Steigt von des Cynthus Höhn, und ihn umrauscht der Bogen.

28.

So majestätisch zog Aeneas jetzt heran.
Kaum hatte man der Berge Höhn erstiegen,
Kaum aufgescheucht das Wild auf unwegsamer Bahn,
So werfen Gemsen sich und wilde Ziegen
Im Sprung vom steilen Fels, und vom Gebirge fliegen
Durch der Gefilde weiten Plan
Der Hirsche scheue Heerden, von den Wogen
Des aufgerührten Staubs den Blicken bald entzogen.

29.

Den raschen Renner tummelt ab und auf
Askan im tiefen Thal mit kindischem Vergnügen,
Bemüht, in vogelschnellem Lauf
Jetzt diesen, jenen dann wetteifernd zu besiegen.
Wie feurig lechzt sein junger Muth,
Zu treffen auf des Ebers Wuth,
Und einmal doch in diesem scheuen Haufen
Auf einen Löwen anzulaufen!

30.

Indessen kracht des Himmels ganzer Plan
Von fürchterlichen Donnerschlägen,
Auf schwarzen Flügeln bringt ein heulender Orkan
Geborstner Wolken Fluth, des Hagels finstern Regen.
Erschrocken fliehen auf zerstreuten Wegen
Die Punier, die Teukrer mit Askan,
In Klüften sich, in Höhlen einzuschließen,
Indem von Bergen schon sich Wetterbäche gießen.

31.

In einer Felsenkluft, Elisa, findest du
Mit dem Trojanerfürsten dich zusammen,
Dem Bräutigam führt Juno selbst dich zu,
Und Mutter Tellus winkt. Der Horizont in Flammen
Bezeugt den unglückselgen Liebesbund.
Statt Hochzeitfackeln leuchten dir die Blitze,
Und heulend stimmmt der Oreaden Mund
Dein Brautlied an auf hoher Felsenspitze.

32.

Der Fürstin Glück entfloh mit diesem Tag.
Nichts kann aus ihrem Taumel sie erwecken,
Nicht das verklagende Gerücht vermag
Aus ihrer Trunkenheit die Rasende zu schrecken.
Jetzt kein Gedanke mehr, in scheuer Heimlichkeit
Des Herzens Gluth der Neugier zu entrücken —
Der Ehe heil'ger Name wird entweiht,
Die Schuld der Leidenschaft zu schmücken.

33.

Alsbald macht das Gerücht sich auf,
Die große Post durch Libyen zu tragen.
Wer kennt sie nicht, die Kräfte schöpft im Lauf,
Der Wesen flüchtigstes, die schnellste aller Plagen?
Klein zwar vor Furcht kriecht sie aus des Erfinders Schooß,
Ein Wink — und sie ist riesengroß,
Berührt den Staub mit ihrer Sohle,
Mit ihrem Haupt des Himmels Pole.

34.

Das ungeheure Kind gebar einst Tellus' Wuth,
Zu rächen am Olymp den Untergang der Brüder,
Die jüngste Schwester der Gigantenbrut,
Behend im Lauf, mit flüchtigem Gefieder.
Groß, scheußlich, fürchterlich! So viel es Federn trägt,
Mit so viel Ohren kann es um sich lauschen,
Durch so viel Augen sieht's, so viele Rachen reckt
Es auf, mit so viel Zungen kann es rauschen.

35.

Winkt Hekate die laute Welt zur Ruh,
So fliegt es brausend zwischen Erd' und Himmel,
Kein Schlummer schließt sein Auge zu.
Am Tage sucht's der Städte rauschendes Getümmel,
Da pflanzt es horchend sich auf hoher Thürme Thron
Und schreckt die Welt mit seinem Donnerton,
So eifrig, Lästerung und Lügen fest zu halten,
Als fertig, Wahrheit zu entfalten.

36.

Jetzt brannt' es schadenfroh, die mannigfachsten Sagen,
Wahr oder falsch, gleichviel! durch Libyen zu streun.
Ein trojischer Aeneas soll gekommen sein,
Der schönen Dido Hand im Raub davon zu tragen;
Zerfließen soll in üppigen Gelagen
Die lange Winterzeit dem schwelgerischen Paar,
Vergessen sie, ihr Reich zu schirmen vor Gefahr,
Er, neue Kronen zu erjagen.

37.

Zu Jarbas nimmt das Unthier seinen Lauf,
Weckt in des Königs Brust die alten Liebesflammen,
Und thürmt des Zornes Donnerwolken auf.
Es rühmt sich dieser Fürst, von Ammon abzustammen,
Dem die entführte Garamantis ihn gebar.
Des Stifters hohe Abkunft zu bezeugen,
Sieht man in seinem Reich unzähl'ge Tempel steigen,
Und hundertfach erhebt sich Zeus' Altar.

38.

Des Vaters hoher Gottheit leuchtet
Ein ewig waches Feu'r, von Priestern angefacht;
Stets ist des Gottes Herd von Opferblut befeuchtet,
Indem das Heiligthum von bunten Kränzen lacht.
Hier war's, wo jetzt, durchdonnert vom Gerüchte
Und überwältigt von des Zornes Last,
Der Fürst sich niederwarf vor Ammons Angesichte
Und flehend so zum Himmel ras't:

39.

Das duldest du, ruft er, mit allen deinen Blitzen,
Allmächt'ger Zeus, den Libyen verehrt?
Dem wir auf prächt'gen Polstersitzen
Beim frohen Mahl der Traube Blut verspritzen?
So ist's ein Irrlicht nur, was durch die Wolken fährt?
So zittern wir umsonst vor deinem Donnerkeile?
So ist's ein leerer Schall, ein nichtiges Geheule,
Was unser bebend Ohr dort oben rauschen hört!

40.

Ein flüchtig Weib, bedrängt, ein Obdach nur zu finden,
Erscheint in meinem Reich. Auf halb geschenktem Strand
Gelingt's ihr endlich, eine Stadt zu gründen;
Die Ufer geb' ich ihr zum Ackerland,
Schenk' ihr großmüthig alle Fürstenrechte,
Erröthe nicht, um ihre Hand zu frein —
Umsonst, ein Flüchtling kommt aus trojischem Geschlechte,
Den nimmt sie auf, deß Sklavin will sie sein.

41.

Und dieser Weiberheld mit seiner Knabenschaar,
Herausgeschmückt mit seiner lyd'schen Mütze,
Unwiderstehlich durch sein salbentriefend Haar,
Genießt nun seines Raubs in ihrem Fürstensitze.
Und wir, die mit verschwenderischer Hand
Das Fleisch der Rinder dir geschlachtet,
Gefürchtet über Meer und Land,
Wir werden ungestraft verachtet!

42.

Erhörung findet er vor Ammons Angesicht.
Der blickt nach Tyrus' Stadt, wo, reich durch ihre Herzen,
Der Schmähsucht Pfeil die Liebenden verschmerzen,
Winkt dann vor seinen Thron Cyllenius und spricht:
Wohlan, mein Sohn! Laß dich die Winde niederschwingen
Zu dem Dardanier, der in Karthago säumt,
Und den verheißnen Thron im Arm der Lust verträumt,
Und eile, mein Gebot zu seinem Ohr zu bringen!

43.

Nicht, wie man jetzt ihn überrascht, verhieß
Ihn seine Mutter mir, die Göttin von Cythere;
Nicht, daß er schwelgen sollt' in Tyrus' Stadt, entriß
Sie zweimal ihn der Myrmidonen Speere.
Das kriegerische Land, der Reiche künft'ges Grab,
Italien sollt' er regieren,
Verherrlichen den Stamm, der ihm den Ursprung gab,
Und die bezwungne Welt in Sklavenketten führen.

44.

Kann solcher Größe Glanz sein Herz nicht mehr beleben,
Will er für eignen Ruhm den Arm nicht mehr erheben,
Warum mißgönnt er seinem Sohn
Unväterlich der Römer Thron?
Was ist sein Zweck? Was hält in Tyrus ihn vergraben,
Wo ein verjährter Haß den Untergang ihm droht?
Er segle fort. Er segle, will ich haben,
Das ist mein ernstliches Gebot.

45.

Er spricht's und was der große Vater ihm befohlen,
Läßt jener schleunig in Erfüllung gehn.
Erst knüpft er an den Fuß die goldnen Flügelsohlen,
Die reißend mit des Sturmes Wehn
Ihn hoch wegführen über Meer und Land,
Faßt dann den Stab, der einwiegt und erwecket,
Der die Verstorbnen führt zu Lethes stillem Strand,
Zurückbringt und das Aug mit Todesnacht bedecket.

46.

Mit diesem Stab gebeut er dem Orkan,
Durchschwimmt der Wolken Meer und lenkt der Stürme Wagen.
Jetzt langt er bei der Stirn des rauhen Atlas an
Und sieht im Fluge schon die schweren Schultern ragen,
Die hoch und steil den Himmel tragen.
In der Gewölke schwarzem Kissen ruht
Sein fichtenstarres Haupt, jetzt von des Hagels Wuth
Gepeitscht, jetzt von der Winde Grimm geschlagen.

47.

Die Achseln deckt ein ew'ger Schnee. Es starrt,
Von tausendjähr'gem Eis umfangen,
Des Greisen schauervoller Bart,
Und Wetterbäche waschen seine Wangen.
Hier hält Mercur zuerst die raschen Flügel an,
Und ruht in sanftem Fall auf dem beeisten Zacken,
Wirft dann von des Gebirges Nacken
Mit ganzem Leib sich in den Ocean.

48.

So schwebt in tiefgesenktem Bogen
Und fischbewohnter Klippen Rand
Die Möve längs dem Meeresstrand
Und netzt den niedern Fittig in den Wogen.
So kam jetzt zwischen Meer und Land
Durch Libyens gethürmten Sand
Vom mütterlichen Ahn Mercurius geflogen
Und brach mit schnellem Flug der Winde Widerstand.

49.

Kaum weilt sein Flügelfuß in Tyrus' nächsten Gauen,
So stellt Aeneas sich ihm dar, bemüht,
Die Mauern zu erneun und Thürme zu erbauen.
Ein Schwert, mit Jaspis reich bezogen, glüht
An seinem Gurt, hell flammt um seine Lenden
Ein Oberkleid, mit Purpurblut getränkt,
Von der Geliebten ihm geschenkt,
Und reich mit Gold durchwirkt von ihren eignen Händen.

50.

Schnell tritt der Gott ihn an. So, ruft er, Weiberknecht!
So überrascht man dich! Du baust Karthagos Feste,
Du gründest zierliche Paläste,
Und dein Beruf, dein auf dich hoffendes Geschlecht,
Weg sind sie, weg aus deiner Seele?
Merk' auf! Ich bringe dir Befehle
Vom Herrscher des Olymps, von jener furchtbarn Macht,
Vor der der Himmel bebt, des Erdballs Achse kracht.

51.

Von welcher Hoffnung Zauberseilen
Läßt sich dein müß'ger Fuß in Libyen verweilen?
Reizt dich des Ruhmes lorbeervolle Bahn
Nicht mehr, willst du für eignen Glanz nichts wagen,
Warum soll dein aufblühender Askan
Der Größe, die ihm winkt, entsagen?
Warum das Scepter sich entrissen sehn,
Das ihm beschieden ist auf des Janiculs Höhn?

52.

Kaum schweigt der Gott, so ist er schon den Blicken
Der Sterblichen in dünne Luft entrückt.
Mit schweigendem Entsetzen blickt
Aeneas nach, ihm schauert's durch den Rücken,
Die Locken stehn bergan, im Munde stirbt der Laut.
Durchdonnert von dem göttlichen Befehle,
Beschließt er schnelle Flucht, und mit entschlossner Seele
Entsagt er seiner theuren Braut.

53.

Ach, aber wo der Muth, die Flucht ihr anzukünden?
Wo die Beredsamkeit, ein liebeflammend Herz
Zu heilen von der Trennung Schmerz?
Wo auch den Eingang nur zu dieser Botschaft finden?
Nach allen Mitteln wird gespäht,
Und von Entwurfe zu Entwurfe schwanken
Die stürmisch wogenden Gedanken,
Bis endlich der Entschluß bei diesem stille steht.

54.

Still soll Kloanth versammeln alle Schaaren,
Die Flotte ziehen in den Ocean,
Doch nicht den Zweck der Rüstung offenbaren.
Indessen sie in ihres Glückes Wahn
Nicht träumt, daß soche Bande können reißen,
Will er, die nahe Flucht ihr zu gestehn,
Der Augenblicke günstigsten erspähn. —
Mit Lust vollstrecken die, was sie der Fürst geheißen.

55.

Doch bald errieth — wer täuscht der Liebe Seherblick? —
Ihr ahnungsvoller Geist das drohende Geschick.
Den Schlag, der später erst sie treffen soll, beschleunigt
Ihr fürchtend Herz, im Schooß der Ruhe selbst gepeinigt.
Derselbe Mund, der so geschäftig war,
Das Glück der Liebenden den Völkern zu berichten,
Entdeckt ihr, daß der Trojer Schaar
Sich fertig macht, die Anker schnell zu lichten.

56.

So fähret, wenn der Orgien Ruf erschallt,
Die Mänas auf, wenn durch ihr glühendes Gehirne
Die nahe Gottheit braust, und von Cithärons Stirne
Das nächtliche Geheul der Schwestern wiederhallt.
So schweifte Dido nun durch Tyrus' ganze Weite
Im Wahnsinn ihrer Qual, bis sie, erschöpft im Streite
Des Stolzes und der Leidenschaft,
Mit diesen Worten den Trojaner straft:

57.

Verräther! ruft sie aus, du hofftst noch zu verhehlen,
Was deine Brust doch zu beschließen fähig war?
Du willst dich heimlich aus Karthago stehlen?
Dich hält die Liebe nicht, Barbar,
Die Treue nicht, die du mir einst geschworen?
Die Unschuld nicht, die ich durch dich verloren?
Dich hält mein Tod — dich hält der Sterbeblick
Des Opfers, das du würgtest, nicht zurück?

58.

Im Winter selbst willst du die Segel spannen,
Willst dem Orkan zum Trotz von dannen?
Und ach! wohin? nach einem fremden Strand!
Zu Völkern, dir noch unbekannt!
Ja! Wäre nun dein Troja nicht gefallen,
Wär's noch das Land der väterlichen Hallen,
Dem du durchs wilde Meer entgegen ziehst!
Unmensch! Und ich bin's, die du fliehst!

59.

Bei dieser Thränenfluth! Bei deiner Manneshand!
Weil ich an dich doch alles schon verloren,
Bei unsrer Liebe frisch geflochtnem Band,
Bei Hymens jungen Freuden sei beschworen!
Empfingst du Gutes je aus meiner Hand,
Hat jemals Wonne dir geblüht in meinen Armen —
Laß dich erbitten, bleib! O hab' Erbarmen
Mit meinem Volk, mit dem verlornen Land!

60.

Um deinetwillen haßt mich der Numide,
Um deinetwillen sind die Tyrier mir gram,
Um deinetwillen floh der Unschuld stolzer Friede
Auf ewig mich mit der entweihten Scham.
Mein Ruf ist mir geraubt, die schönste meiner Kronen,
Der meinen Namen schon an die Gestirne schrieb.
Mein Gast reist ab — mit Tod mich abzulohnen!
Gast! Das ist's alles, was mir von dem Gatten blieb.

61.

Wozu das traur'ge Leben mir noch fristen,
Bis Jarbas mich an seine Ketten zwingt?
Bis sich der Bruder zeigt, mein Tyrus zu verwüsten?
Ja! Läge nur, wenn dich die Flucht von dannen bringt,
Ein Sohn von dir an meinen Mutterbrüsten!
Säh' ich dein Bild, in einem Sohn verjüngt,
In einem theuren Julus mich umspielen,
Getröstet würd' ich sein, nicht ganz getäuscht mich fühlen!

62.

Sie schweigt, und Zeus' Gebot getreu bezwingt
Mit weggekehrtem Blick der Teukrier die Qualen,
Mit denen still die Heldenseele ringt.
Nie, rief er jetzt, werd' ich mit Undank dir bezahlen,
Was dein beredter Mund mir in Erinnrung bringt!
Nie wird Elisens Bild aus meiner Seele schwinden,
So lange Lebensgluth durch meine Adern dringt,
Der Geist noch nicht verlernt hat, zu empfinden!

63.

Jetzt wen'ge Worte nur. Nicht heimlich, wie ein Dieb,
O, glaub das nicht, wollt' ich aus deinem Reich mich stehlen.
Wann maßt' ich je mir an, mit dir mich zu vermählen?
War's Hymen, der an deinen Strand mich trieb?
Wär' mir's vergönnt, mein Schicksal mir zu wählen,
Was von der Heimath mir nur irgend übrig blieb,
Mein Troja sucht' ich auf, die Reste meiner Theuern,
Mit frischer Hand den Thron der Väter zu erneuern.

64.

Jetzt heißt Apolls Orakel nach dem Strand
Des herrlichen Italiens mich eilen,
Dort ist mein Hymen, dort mein Vaterland!
Kann dich, die Tyrerin, Karthagos Strand verweilen,
Den du erst kurz zum Eigenthum gemacht —
Warum in aller Welt wird's Teukriern verdacht,
Sich in Ausonien nach Hütten umzuschauen?
Auch uns steht's frei, uns auswärts anzubauen.

65.

Nie breitet um die stille Welt
Die Nacht ihr thauiges Gewand, nie sticken
Die goldnen Sterne des Olympus Zelt,
Daß nicht Anchisens Geist, Entrüstung in den Blicken,
Im Traumgesicht sich mahnend vor mich stellt.
Mich straft ein jeder Blick, der auf den Knaben fällt,
Daß ich durch Zögern ihn von einem Thron entferne,
Der sein ist durch die Gunst der Sterne.

66.

Und jetzt gebeut der Götterbote mir
Das Nämliche, vom Herrn des Himmels selbst gesendet.
Bei meinem Leben, Fürstin, schwör' ich's dir,
Bei meines Sohnes Haupt! Kein Wahn hat mich geblendet.
Ich selbst sah ihn — bei hellem Sonnenlicht —
In diese Mauern ziehn. Ich hörte seine Stimme.
Drum quäl' uns beide nicht mit undankbarem Grimme;
Nicht freie Wahl entfernt mich, sondern Pflicht.

67.

Längst hatte sie, indem er sprach, den Rücken
Ihm zugekehrt, und schaute wild um sich;
Dann mißt sie schweigend ihn mit großen Blicken,
Jetzt reißt der Zorn sie fort. Verräther! ruft sie, dich,
Dich hätte Cypria, die Göttin sanfter Lüfte,
Dich Dardanus gezeugt? — In grausenvoller Wüste
Schuf Kaukasus aus rauhen Felsen dich,
Und Tigermütter reichten dir die Brüste.

68.

Denn was verberg' ich mir's? Braucht's mehr Beweis?
Hat einen Seufzer nur mein Jammer ihm entrissen?
Mein Schmerz nur einmal aufgethaut das Eis
In seinem Blick? Erschüttert sein Gewissen?
Floß eine Thräne nur, sein Leid mir zu gestehn?
O was empört mich mehr? Sein Undank? Diese Kälte?
Gerechte Götter! Nein, von eurem hohen Zelte
Könnt ihr dies nicht gelassen sehn!

69.

Trau' Einer Menschen! Nackt an meinem Strande
Fand ich den Flüchtling, da er scheiterte;
Zu wohnen gönnt' ich ihm in meinem Lande,
Erhielt ihm die Gefährten, rettete
Der Flotte Trümmer — O mich bringt's von Sinnen!
Nun kommt ein Götterspruch! Nun spricht Apoll!
Nun schickt Kronion selbst von des Olympus Zinnen
Befehle nieder, gräßlich, schauervoll!

70.

O freilich! Das bekümmert die dort oben!
Das stört sie auf in ihrer goldnen Ruh!
Doch sei's, wie's sei! Ich schenke dir die Proben,
Geh immer, steure frisch dem Tiberstrome zu!
Noch leben Götter, die den Meineid rächen.
Auf sie vertraut mein Herz. Geh', überlasse dich
Den Wellen nur. Ich weiß, du denkst an mich,
Wenn zwischen Klippen deine Schiffe brechen.

71.

Abwesend eil' ich dir in schwarzen Flammen nach,
Und schrecklich soll, wenn dieses Leibes Bande
Des Todes kalte Hand zerbrach,
Mein Geist dich jagen über Meer und Lande.
Bezahlen sollst du mir, entsetzlich, fürchterlich!
Ich hör' es noch, wenn man mich längst begraben;
Im Reich der Schatten will ich mich
An dieser Freudenbotschaft laben.

72.

Hier bricht sie ab, entreißt in schneller Flucht
Sich zürnend des Trojaners Blicken,
Der noch verlegen säumt und fruchtlos Worte sucht,
Des Kummers Größe auszudrücken.
Besiegt von ihrem schweren Harm,
Sinkt sie in ihrer Dienerinnen Arm,
Die auf ein Marmorbett sie niederlegen
Und den erschöpften Leib auf weichen Kissen pflegen.

73.

Wie feurig auch der Menschliche sich sehnt,
Durch sanfter Worte Kraft die Leidende zu heilen,
Wie mancher Seufzer auch den Heldenbusen dehnt,
Der Wink des Himmels heißt ihn eilen,
Und Amors Stimme weicht dem göttlichen Geheiß.
Er fliegt zum Strand, wo der geschäft'ge Fleiß
Der Seinen brennt, die Schiffe flott zu machen;
Schon tanzen auf der Fluth die wohlverpichten Nachen.

74.

Noch ungezimmert bringen sie den Baum,
(So ernstlich gilt's) noch grün die Ruder hergetragen;
Es lebt von Menschen, die zum Ufer jagen,
Vom Hafen bis zur Stadt der ganze Zwischenraum.
So, wenn geschäftiger Ameisen Schaaren,
Dem kargen Winter Nahrung aufzusparen,
Den Weizenberg zu plündern glühn,
Und mit dem Raube dann in ihre Löcher fliehn.

75.

Der schwarze Trupp durchzieht die Schollen,
Bemüht, die Beute fortzurollen,
Auf schmalem Weg, durch Gras und Kraut,
Stemmt dort, die schweren Körner zu bewegen,
Sich mit den Schultern kräftiglich entgegen;
Dem dritten ist die Aufsicht anvertraut,
Der spornt das Heer und straft die Trägen,
Lebendig ist's auf allen Wegen.

76.

Wie war bei diesem Anblick dir zu Muth,
Elisa? Welche Seufzer schicktest
Du zum Olymp, als du des Eifers Gluth
Von deiner hohen Burg am Meeresstrand erblicktest?
Vor deinem Angesicht die ganze Wasserwelt
Erzittern sahst von rauhen Schifferkehlen?
Grausame Leidenschaft! Auf welche Proben stellt
Dein Eigensinn der Menschen Seelen!

77.

Aufs neue wird der Thränen Macht
Erprobt, aufs neu das stolze Herz den Siegen
Der Leidenschaft zum Opfer dargebracht.
Wie sollte sie, eh' alle Mittel trügen,
Hinunter eilen in des Grabes Nacht?
Sieh, Anna, ruft sie aus, wie sie zum Hafen fliegen!
Wie's wimmelt an dem Strand! Sieh! Sieh! Die Schiffe sind
Bekränzt, die Segel rufen schon dem Wind!

78.

Hätt' ich zu diesem Schlage mich versehen,
So hätte, ihn zu überstehen,
Mir auch gewiß die Fassung nicht gefehlt.
Drum noch dies Einzige. Dir schenkt er sein Vertrauen,
Dir noch allein, du darfst in seine Seele schauen,
Nie hat er eine Regung dir verhehlt.
Du weißt des Herzens Weichen auszuspähen,
Drum geh, den stolzen Feind noch einmal anzuflehen.

79.

Sag' ihm, nie hab' ich mich an Aulis' Strand
Verschworen mit dem Feind, sein Ilium zu schleifen,
Nie Schiffe mitgesandt, die Feste anzugreifen,
Des Vaters Asche nie aus ihrer Gruft entwandt.
Warum schließt er sein Ohr hartherzig meiner Bitte?
Er warte doch, bis ein geneigter Wind ihm weht.
Er wage doch die Fahrt nicht in des Winters Mitte,
Dies sei der letzte Dienst, um den ihn Dido fleht.

80.

Nicht jenes alte Band will ich erneuern,
Das er zerriß, nicht hinderlich ihm sein,
Nach seinem theuren Latium zu steuern;
Um Aufschub bitt' ich ihn allein,
Um etwas Frist, den Sturm des Busens zu bezähmen,
Gelassner zu verschmerzen diesen Schlag!
Noch diesen Dienst laß in das Grab mich nehmen,
Der deiner Liebe Maß an mir vollenden mag.

81.

So fleht die Elende. Der Schwester heiße Zähren
Bringt Anna vor sein Ohr. Umsonst, die Götter wehren,
Sein fühlend Herz verschließt des Schicksals Macht.
So, wenn, den hundertjähr'gen Eichstamm umzureißen,
Die Alpenstürme wüthend sich befleißen
Und brausend ihn umwehn — bis an den Wipfel kracht
Der Stamm, sie fassen heulend seine Glieder,
Und von den Zweigen rauscht ein grüner Regen nieder.

82.

Er selbst hängt zwischen Klippen fest; so weit
Sein Wipfel aufwärts in den Himmel dräut,
So tief dringt seine Wurzel in die Hölle.
So ward von fremdem Flehn, noch mehr von eignem Schmerz
Zerrissen jetzt des Helden Herz,
Doch der Entschluß behauptet seine Stelle.
Wie auch sein Herz in allen Tiefen leidet,
Geschehen muß, wie das Geschick entscheidet.

83.

Verhaßt ist ihr fortan des Himmels Bogen;
Von gräßlichen Erscheinungen bedroht,
Vom Schicksal selbst zum Abgrund hingezogen,
Beschließt die Unglückselige den Tod.
Einst, als sie den Altar beschenkt mit frommen Gaben,
Verwandelt jählings sich des heil'gen Weines Fluth,
Entsetzliches Gesicht! in Blut,
Und dies Geheimniß ward mit ihr begraben.

84.

Auch stand, den Manen des Gemahls geweiht,
Im Hause eine marmorne Kapelle,
Verehrt von ihr mit frommer Zärtlichkeit,
Geschmückt mit manchem Laub und glänzend weißem Felle.
Von hier aus hörte sie, wenn alles ringsum schlief,
Des Gatten Ton, der sie mit Namen rief,
Und einsam wimmerte auf hohem Dach die Eule
Ihr todweissagendes Geheule.

85.

Auch manch Orakel wird in ihrem Busen wach,
Aeneens Schatten selbst scheucht sie mit wildem Blicke,
Eilt der Geängstigten in Träumen drohend nach,
Und einsam stets bleibt sie zurücke.
Ihr däucht, sie wandle hin auf menschenleerer Flur,
Sie ganz allein auf einem langen Pfade,
Und suche ihrer Tyrer Spur
Längs dem verlassenen Gestade.

86.

So siehet Pentheus' Fieberwahn
Die Schaar der Furien ihm nahn,
Zwei Theben um sich her, zwei Sonnen aufgegangen.
So ruft der Bühnen Kunst Orestens Bild hervor,
Wenn mit der Fackel ihn und fürchterlichen Schlangen
Der Mutter Schatten jagt, der Racheschwestern Chor,
Gespieen aus dem Schlund der Hölle,
Ihn angraust an des Tempels Schwelle.

87.

Als jetzt, ein Raub der schwarzen Eumeniden,
Elisa sich dem Untergang geweiht,
Auch über Zeit und Weise sich entschieden,
Tritt sie die Schwester an mit falscher Heiterkeit,
Läßt im verstellten Aug' der Hoffnung Strahlen blitzen,
Tief scheint der lange Sturm des Busens jetzt zu ruhn:
Geliebte, freue dich, ein Mittel weiß ich nun,
Ihn zu vergessen oder zu besitzen.

88.

Am fernen Mohrenland, dort, wo des Tages Flamme
Sich in des Weltmeers letzte Fluthen neigt,
Wo unterm Himmel sich der Atlas beugt,
Wohnt eine Priesterin aus der Massyler Stamme.
Ihr ist der Hesperiden Haus vertraut,
Sie hütete die heil'gen Zweige,
Besänftigte mit süßem Honigteige
Des Drachen Wuth und mit dem Schlummerkraut.

89.

Die rühmt sich, jedes Herz, verletzt von Amors Pfeilen,
Durch ihres Zaubers Kraft zu heilen,
Auf andre drückt sie selbst den Pfeil des Kummers ab.
Sie zwingt in ihrem Lauf die Ströme still zu stehen,
Die Sterne kann sie rückwärts drehen,
Und Nachtgespenster ruft sie aus dem Grab,
Zerreißt der Erde brüllend Eingeweide
Und zieht den Eichbaum von des Berges Heide.

90.

Daß es bis dahin mit mir kommen muß!
Bei deinem theuren Haupt! Bei Zeus Olympius!
Es fällt mir schwer! Doch jetzt kann Zauber nur mich retten.
Drum, Liebe, richte still mir einen Holzstoß auf
Im innern Hof des Hauses! Lege drauf
Das Schwert, jedweden Rest des Schändlichen, die Betten,
Wo meine Unschuld starb. Die Priesterin gebeut,
Zu tilgen jede Spur, die mir sein Bild erneut.

91.

Sie spricht's, und Todesbläße deckt
Ihr Angesicht. Doch, daß in diesem Schleier
Der Schwester eigne Leichenfeier
Sich birgt, bleibt Annens blödem Sinn versteckt.
In der Verzweiflung Tiefen unerfahren,
Besorgt sie Schlimmres nichts, als was Elisens Gram
Beim Tod des ersten Gatten unternahm,
Drum säumt sie nicht, der Schwester zu willfahren.

92.

Bald steht durch ihrer Hände Fleiß
Ein großer Holzstoß aufgerichtet,
Aus Fackeln und aus dürrem Reis
Im innern Hofraum aufgeschichtet.
Ihn schmückt die Königin, wohl wissend, was sie thut,
Mit einem Kranz und der Cypresse traur'gen Aesten,
Und hoch auf ihrem Brautbett ruht
Des Trojers Bild und Schwert mit allen Ueberresten.

93.

Auf jeder Seite zeigt sich ein Altar,
Und in der Mitte steht mit aufgelöstem Haar
Die Priesterin, in heil'ge Wuth verloren.
Ihr fürchterlicher Ruf durchdonnert selbst die Nacht
Des Erebus. Des Chaos wilde Macht,
Ein ganzes Heer von Göttern wird beschworen,
Persephoneiens dreifache Gewalt,
Dianens dreimal wechselnde Gestalt.

94.

Die Fluthen des Avernus vorzustellen,
Besprengt sie den Altar mit heil'gen Wellen.
Nach jungen Kräutern wird gespäht,
Die von des Giftes schwarzen Tropfen schwellen,
Beim Mondlicht mit der Sichel abgemäht;
Auch forscht man nach dem Liebesbissen,
Der auf der Fohle jungem Haupt sich bläht,
Dem Zahn des Mutterpferds entrissen.

95.

Sie selbst, das Opferbrod in frommer Hand,
Mit bloßem Fuß, mit losgebundenem Gewand,
Zum Tod entschlossen, steht an den Altären,
Des Himmels Zorn, der Götter Strafgericht
Auf ihres Mörders Haupt herabzuschwören;
Und schützt ein Gott der Liebe fromme Pflicht,
Der Treue heiliges Versprechen,
Ihn ruft sie auf, zu strafen und zu rächen.

96.

Gekommen war die Nacht, und alle Wesen ruhten
Erschöpft im süßen Arm des Schlafs. Tief schweigt
Der Wald, gelegt hat sich der Zorn der Fluthen,
Zur Mitte ihrer Bahn die Sterne sich geneigt.
Der Vögel bunter Chor verstummt, die Flur, die Heerden,
Was sich in Sümpfen birgt und in der Wälder Nacht,
Vergißt der Arbeit und Beschwerden,
Gefesselt von des Schlummers Macht.

97.

Nur deines Busens immer wachen Kummer,
Unglückliche Elisa! schmelzt kein Schlummer,
Nie wird es Nacht auf deinem Augenlid.
Empfindlicher erwachen deine Schmerzen,
Aufs neu entbrennt in deinem Herzen
Der Kampf, den, ach! Verzweiflung nur entschied.
Jetzt Raub des Grimms, jetzt ihres Kummers Beute,
Beginnt sie so in diesem innern Streite.

98.

Unglückliche, ruft sie, was soll nunmehr geschehn?
Gehst du, von neuem dich den Freiern anzutragen,
Die du verächtlich ausgeschlagen,
Und der Nomaden Hand fußfällig zu erflehn?
Gehst du, den Teukriern als Magd dich anzubieten?
Du kennst ja ihre Dankbarkeit,
Du solltest wissen, wie bereit
Sie sind, empfangne Opfer zu vergüten.

99.

Und öffnen sie dir wohl der Schiffe stolzen Schooß,
Sei's auch, du könntest diese Schmach verschmerzen?
So wenig weißt du, wie gewissenlos
Laomedontier mit Treu' und Glauben scherzen!
Folgst du den stolzen Ruderern allein?
Holst du mit deinen Tyriern sie ein?
Und kaum aus Sidons Stadt gewaltsam fortgezogen,
Vertraust du sie aufs neu dem Spiel von Wind und Wogen?

100.

Nein, stirb, wie du verdient! Das Schwert befreie dich.
Dir dank' ich meinen Fall. Du, Schwester, gabest mich
Dem Feinde preis, von meinem Flehn bestochen!
Konnt' ich nicht schuldlos, von Begierden rein,
Nicht frei von Hymens Band mich meines Lebens freun?
Mein Wort hab' ich, Sichäus, dir gebrochen,
Geschworen deinem heiligen Gebein;
Erzürnter Geist, du wirst gerochen!

101.

So quälte jene sich, indeß auf hohem Schiff,
Entschlossen und bereit, Karthagos Strand zu räumen,
Aeneas schlief. Ihm zeigte sich in Träumen
Dasselbe Bild, das jüngst mit Schrecken ihn ergriff,
Und bringt denselben Auftrag wieder,
Dem Flügelboten gleich an Stimme, an Gestalt,
Dasselbe blonde Haar, das Majens Sohn umwallt,
Derselbe schlanke Bau der jugendlichen Glieder.

102.

Ist's möglich, ruft er, Göttinsohn!
An des Verderbens Rand kannst du des Schlummers pflegen?
Siehst die Gefahren nicht, die ringsum dich bedrohn,
Und hörst die Winde nicht, die deine Segel regen?
Von wilder Wuth empört, sinnt jene, dich mit List,
Mit unentrinnbarem Verderben zu umschlingen!
Du eilst nicht mit des Windes Schwingen
Davon, da dir noch Flucht verstattet ist?

103.

Grüßt dich Aurora noch in diesem Land,
So siehst du weit und breit die Wellen
Mit Schiffen überdeckt, den ganzen Meeresstrand
Von mordbegier'gen Fackeln sich erhellen.
Flieh ohne Aufschub! Flieh! Veränderlich
Ist Frauensinn, und nimmer gleicht er sich. —
Er spricht's und fließt in Nacht dahin. Voll Schrecken
Fährt jener aus dem Schlaf und eilt, sein Volk zu wecken.

104.

Wacht auf! Geschwind! Ergreift die Ruder! Spannt
Die Segel aus! Ein Gott, vom Himmel hergesandt,
Treibt mich aufs neu, nicht länger mehr zu weilen,
Die Stränge zu zerhaun, die Abfahrt zu beeilen.
Wer du auch seist, erhabne Gottheit! Ja,
Frohlockend folgen wir dem Wink, den du gegeben.
Verleih uns Schutz! O sei uns hold und nah!
Laß über unserm Haupt geneigte Sterne schweben!

105.

Er spricht's, und aus der Scheide blitzt
Sein flammend Schwert, und trennt des Ankers Seile;
Ihm folgt die ganze Schaar, von gleicher Gluth erhitzt,
Rafft alles fort und treibt und rennt in voller Eile.
Schnell ist die ganze Küste leer,
Verschwunden unter Schiffen das Meer,
Es keucht der Ruderknecht und quirlt zu Schaum die Wogen,
Zahllose Furchen sind durchs blaue Feld gezogen.

106.

Und jetzo windet sich aus Tithons goldnem Schooß
Des Morgens junge Göttin los —
Und überströmt die Welt mit neugebornen Strahlen.
Aus ihren Fenstern sieht mit silberfarbem Grau
Die Königin den Horizont sich malen,
Sieht durch der Wasser fernes Blau
Die Flotte schon mit gleichen Segeln fliegen,
Die Küste leer, den Hafen öde liegen.

107.

Da schlägt sie mit ergrimmter Hand
Die schöne Brust, zerrauft die gelben Locken.
Allmächt'ger Zeus! ruft sie erschrocken,
Er geht! Er flieht von meinem Strand!
Dem Fremdling ging es hin, mich straflos zu verspotten?
Bewaffnet nicht ganz Tyrus mein Geheiß?
Auf, auf! Reißt aus dem Werfte meine Flotten!
Bringt Fackeln! Rudert frisch! Gebt alle Segel preis!

108.

Wo bin ich? — Weh, was für ein Wahnsinn reißt mich fort?
Jetzt hat dein feindlich Schicksal dich ereilet,
Unglückliche! Da galt's, da war der rechte Ort,
Als du dein Reich mit ihm getheilet.
Das also ist der Held voll Treu', voll Edelmuth,
Der seines Vaters Last auf fromme Schultern lud,
Der mit sich führen soll auf allen seinen Bahnen
Die Heiligthümer seiner Ahnen!

109.

Konnt' ich in Stücken ihn nicht reißen, nicht zerstreun
Im Meer ihn und sein Volk? Nicht seinen Sohn erwürgen?
Auftischen ihm zu Mahl? — Wo aber meine Bürgen,
Daß er nicht siegte? Mocht' es immer sein!
Was fürchtet, wer entschlossen ist zu sterben?
Sein Lager steckt' ich an mit einer Löwin Wuth,
Vertilgte Vater, Sohn, die ganze Schlangenbrut,
Und theilte dann frohlockend ihr Verderben!

110.

O du, vor dessen Strahlenangesicht
Kein Menschenwerk sich birgt, erhabnes Licht!
Du, Gattin Zeus', die meine Leiden kennet,
Du, Hekate, die man durch Stadt und Land
Auf finstern Scheidewegen heulend nennet,
Ihr Furien, ihr Götter, deren Hand
Die Sterbende sich weiht! Vernehmt von euren Höhen
Der Rache Aufgebot! Neigt euch zu meinem Flehen!

111.

Muß der Verworfne doch zum Ufer sich noch ringen,
Ist dem Verhängniß nichts mehr abzudingen,
Ist's Jovis unabänderliches Wort,
O, so erduld' er alle Kriegesplagen!
Von einem tapfern Volk aus seinem Reich geschlagen,
Gerissen aus des Sohnes Armen,
Such' er bei Fremdlingen Erbarmen
Und sehe schaudernd der Gefährten Mord!

112.

Und fügt er sich entehrenden Verträgen,
So mög' er nimmer sich des Throns noch Lebens freun,
Er falle vor der Zeit! Dies sei mein letzter Segen,
Mit diesem Wunsch geh' ich dem Styx entgegen,
Im Sande liege grablos sein Gebein!
Dann Tyrier, verfolgt mit ew'gen Kriegeslasten
Den ganzen Samen des Verhaßten!
Dies soll mein Todesopfer sein!

113.

Kein Friede noch Vertrag soll jemals euch vereinen,
Ein Rächer wird aus meinem Staub erstehn,
In ihren Pflanzungen mit Feu'r und Schwert erscheinen,
Früh oder spät, wie sich die Kräfte tüchtig sehn.
Feindselig drohe Küste gegen Küste,
Rachgierig thürme Fluth sich gegen Fluth,
Schwert blitze gegen Schwert, der späten Enkel Brüste
Entflamme unversöhnte Wuth!

114.

Sie sprach's und sann voll Ungeduld, die Bande
Des traur'gens Lebens zu zerreißen, rief
Sichäus' Amme (ihre eigne schlief
Den langen Schlummer schon im mütterlichen Lande).
Laß, spricht sie, theure Barce, schnell
Die Schwester sich mit frischem Quell
Benetzen, sag' ihr an, daß sie die Thiere
Und die bewußten Opfer zu mir führe.

115.

Du selbst, Geliebte, säume nicht,
Mit frommer Binde dir die Schläfe zu verhüllen;
Ich will des angefangnen Opfers Pflicht
Dem unterird'schen Zeus erfüllen
Und meinen Gram auf ewig stillen.
Sogleich flammt mit dem Bösewicht
Der Holzstoß in die Luft! — Sie spricht's, und sonder Weile
Wankt jene fort mit ihres Alters Eile.

116.

Sie selbst, zur Furie entstellt
Vom gräßlichen Entschluß, der ihren Busen schwellt,
Mit bluterhitztem Aug', gestachelt von Verlangen,
Der Farben wechselnd Spiel auf krampfhaft zuckenden Wangen,
Jetzt flammroth, jetzt, vom nahenden Geschick
Durchschauert, bleich wie eine Büste,
Stürzt in den innern Hof, und, Wahnsinn in dem Blick,
Besteigt sie das entsetzliche Gerüste,

117.

Reißt aus der Scheide des Trojaners Schwert,
Ach, nicht zu diesem Endzweck ihr geschenket!
Doch, als ihr Blick sich auf Aeneens Kleider senket
Und auf das wohlbekannte Bette, kehrt
Sie schnell in sich, verweilt bei diesem theuren Orte,
Läßt noch einmal den Thränen freien Lauf,
Schwingt dann aufs Bette sich hinauf
Und scheidet von der Welt durch diese letzten Worte:

118.

Geliebte Reste! Zeugen meiner Freuden,
So lang's dem Glück, den Himmlischen gefiel!
Entbindet mich von meinen Leiden,
Empfangt mein fließend Blut! Auf euch will ich verscheiden,
Ich bin an meines Lebens Ziel.
Vollbracht hab' ich den Lauf, den mir das Loos beschieden,
Jetzt fliehet aus des Lebens wildem Spiel
Mein großer Schatten zu des Grabes Frieden.

119.

Gegründet hab' ich eine weitberühmte Stadt,
Und meine Mauern sah ich ragen;
Bestraft hab' ich des Bruders Frevelthat,
Der Rache Schuld dem Gatten abgetragen.
Ach! hätte nie ein Segel sich
Aus der Trojaner fernem Lande
Gezeigt an meines Tyrus Strande,
Wer war glückseliger, als ich!

120.

Sie spricht's und drückt ins Kissen ihr Gesicht.
Und ohne Rache, ruft sie, soll ich fallen?
Doch will ich fallen, doch! gerächet oder nicht!
So ziemt's, ins Schattenreich zu wallen!
Es sehe der Barbar vom hohen Ocean
Mit seinen Augen diese Flammen steigen
Und nehme meines Todes Zeugen
Zum Plagedämon mit auf seiner Wogenbahn.

121.

Eh diese Worte noch verhallen,
Sehn ihre Frauen sie, durchrannt
Vom spitz'gen Stahl, zusammenfallen,
Das Schwert mit Blut beschäumt, mit Blut die Hand.
Ihr Angstgeschrei schlägt an die hohen Säulen
Der Königsburg. Sogleich macht des Gerüchtes Mund
Die grauenvolle That mit tausendstimm'gem Heulen
Dem aufgedonnerten Karthago kund.

122.

Da hört man von Geschrei, von jammervollem Stöhnen,
Von weiblichem Geheul die hohlen Dächer dröhnen,
Des Aethers hohe Wölbung heult es nach.
Nicht fürchterlicher konnt' es tönen,
Wenn in Karthagos Thor die Fluth der Feinde brach,
Das alte Tyrus fiel, der Flammen wilde Blitze
Sich fressend wälzten durch der Menschen Sitze
Und durch der Götter heil'ges Dach.

123.

Geschreckt durch den Zusammenlauf der Menge,
Durchschauert von dem gräßlichen Gericht,
Stürzt Anna, halb entseelt, sich durchs Gedränge,
Zerfleischt mit grimm'gen Nägeln das Gesicht,
Die Brust mit mörderischen Schlägen.
Das also war's! ruft sie der Sterbenden entgegen.
Mit Arglist fingst du mich! Dazu der Opferherd,
Dazu das Holz und des Trojaners Schwert!

124.

Weh mir Verlaſſnen! Wen ſoll ich zuerſt beweinen?
Unzärtliche! Warum verſchmähteſt du im Tod
Die Schweſter zur Begleiterin? Vereinen
Sollt' uns derſelbe Stahl, von beider Blute roth!
Fleht' ich darum die Götter an, erbaute,
Daß ich allein dich deinem Schmerz vertraute,
Dies Holzgerüſte? Weh! Mich ziehſt du mit ins Grab,
Dein armes Volk, dein Reich, dein Tyrus mit hinab.

125.

Gebt Waſſer, gebt, daß ich die Wunden waſche,
Mit meinen Lippen ihn erhaſche,
Wenn noch ein Hauch des Lebens auf ihr ſchwebt!
Sie ruft's und ſteht ſchon oben auf den Stufen,
Stürzt weinend an der Schweſter Hals, beſtrebt,
An ihrer warmen Bruſt ins Leben ſie zu rufen,
Die ſchon der Froſt des Todes überflogen,
Zu trocknen mit dem Kleid des Blutes ſchwarze Wogen.

126.

Umſonſt verſucht, aus weitgeſpaltnem Munde
Pfeift unter ihrer Bruſt die Wunde,
Umſonſt die Sterbende, den ſchwerbeladnen Blick
Dem Strahl des Tages zu entfalten,
Rafft dreimal ſich empor, von ihrem Arm gehalten,
Und dreimal taumelt ſie zurück,
Durchirrt, das ſüße Licht der Sonne zu erſpähen,
Des Aethers weiten Plan und ſeufzt, da ſie's geſehen.

127.

Erweicht von ihrem langen Kampf, gebeut
Saturnia der Iris fortzueilen,
Der Glieder zähe Bande zu zertheilen,
Zu endigen der Seele ſchweren Streit.
Denn da kein Schickſal, kein Verbrechen,
Verzweiflung nur ſie abrief vor der Zeit,
So hatte Hekate den unterird'ſchen Bächen
Das abgeſchnittne Haar noch nicht geweiht.

128.

Jetzt also kam, in tausendfarbem Bogen,
Der Sonne gegenüber, feucht von Thau,
Die Goldbeschwingte durch der Lüfte Grau
Herab aufs Haupt der Sterbenden geflogen.
Dies weih' ich auf Befehl der Gottheit dem Cocyt,
Ruft sie, vom Leibe frei mag sich dein Geist erheben.
Sie sagt's und löst die Locke; schnell entflieht
Der Wärme Rest, und in die Lüfte rinnt das Leben.

Gedichte

der

dritten Periode.

Die Begegnung.

Noch seh' ich sie — umringt von ihren Frauen,
Die herrlichste von allen, stand sie da;
Wie eine Sonne war sie anzuschauen,
Ich stand von fern und wagte mich nicht nah.
Es faßte mich mit wolluſtvollem Grauen,
Als ich den Glanz vor mir verbreitet sah;
Doch schnell, als hätten Flügel mich getragen,
Ergriff es mich, die Saiten anzuschlagen.

Was ich in jenem Augenblick empfunden,
Und was ich sang, vergebens sinn' ich nach;
Ein neu Organ hatt' ich in mir gefunden,
Das meines Herzens heil'ge Regung sprach;
Die Seele war's, die, Jahre lang gebunden,
Durch alle Fesseln jetzt auf einmal brach
Und Töne fand in ihren tiefsten Tiefen,
Die ungeahnt und göttlich in ihr schliefen.

Und als die Saiten lange schon geschwiegen,
Die Seele endlich mir zurücke kam,
Da sah ich in den engelgleichen Zügen
Die Liebe ringen mit der holden Scham,
Und alle Himmel glaubt' ich zu erfliegen,
Als ich das leise, süße Wort vernahm —
O droben nur in sel'ger Geister Chören
Werd' ich des Tones Wohllaut wieder hören!

„Das treue Herz, das trostlos sich verzehrt
Und still bescheiden nie gewagt zu sprechen —
Ich kenne den ihm selbst verborgnen Werth;
Am rohen Glück will ich das Edle rächen.

Dem Armen sei das schönste Loos beschert,
Nur Liebe darf der Liebe Blume brechen.
Der schönste Schatz gehört dem Herzen an,
Das ihn erwiedern und empfinden kann."

An Emma.

Weit in nebelgrauer Ferne
Liegt mir das vergangne Glück,
Nur an einem schönen Sterne
Weilt mit Liebe noch der Blick;
Aber, wie des Sternes Pracht,
Ist es nur ein Schein der Nacht.

Deckte dir der lange Schlummer,
Dir der Tod die Augen zu,
Dich besäße doch mein Kummer,
Meinem Herzen lebtest du.
Aber ach! du lebst im Licht,
Meiner Liebe lebst du nicht.

Kann der Liebe süß Verlangen,
Emma, kann's vergänglich sein?
Was dahin ist und vergangen,
Emma, kann's die Liebe sein?
Ihrer Flamme Himmelsgluth —
Stirbt sie wie ein irdisch Gut?

Das Geheimniß.

Sie konnte mir kein Wörtchen sagen,
Zu viele Lauscher waren wach;
Den Blick nur durft' ich schüchtern fragen,
Und wohl verstand ich, was er sprach.

Leis komm' ich her in deine Stille,
Du schön belaubtes Buchenzelt,
Verbirg in deiner grünen Hülle
Die Liebenden dem Aug' der Welt!

Von ferne mit verworrnem Sausen
Arbeitet der geschäft'ge Tag,
Und durch der Stimmen hohles Brausen
Erkenn' ich schwerer Hämmer Schlag.
So sauer ringt die kargen Loose
Der Mensch dem harten Himmel ab;
Doch leicht erworben, aus dem Schooße
Der Götter fällt das Glück herab.

Daß ja die Menschen nie es hören,
Wie treue Lieb' uns still beglückt!
Sie können nur die Freude stören,
Weil Freude nie sie selbst entzückt.
Die Welt wird nie das Glück erlauben,
Als Beute wird es nur gehascht;
Entwenden mußt du's oder rauben,
Eh dich die Mißgunst überrascht.

Leis auf den Zehen kommt's geschlichen,
Die Stille liebt es und die Nacht;
Mit schnellen Füßen ist's entwichen,
Wo des Verräthers Auge wacht.
O schlinge dich, du sanfte Quelle,
Ein breiter Strom um uns herum,
Und drohend mit empörter Welle
Vertheidige dies Heiligthum!

Die Erwartung.

Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geklirrt?
Nein, es war des Windes Wehen,
Der durch diese Pappeln schwirrt.

O schmücke dich, du grünbelaubtes Dach,
Du sollst die Anmuthstrahlende empfangen!
Ihr Zweige, baut ein schattendes Gemach,
Mit holder Nacht sie heimlich zu umfangen!
Und all' ihr Schmeichellüfte, werdet wach
Und scherzt und spielt um ihre Rosenwangen,
Wenn seine schöne Bürde, leicht bewegt,
Der zarte Fuß zum Sitz der Liebe trägt.

Stille! Was schlüpft durch die Hecken
Raschelnd mit eilendem Lauf?
Nein, es scheuchte nur der Schrecken
Aus dem Busch den Vogel auf.

O lösche deine Fackel, Tag! Hervor
Du geist'ge Nacht, mit deinem holden Schweigen!
Breit' um uns her den purpurrothen Flor,
Umspinn' uns mit geheimnißvollen Zweigen!
Der Liebe Wonne flieht des Lauschers Ohr,
Sie flieht des Strahles unbescheidnen Zeugen;
Nur Hesper, der Verschwiegene, allein
Darf still herblickend ihr Vertrauter sein.

Rief es von ferne nicht leise,
Flüsternden Stimmen gleich?
Nein, der Schwan ist's, der die Kreise
Ziehet durch den Silberteich.

Mein Ohr umtönt ein Harmonieenfluß,
Der Springquell fällt mit angenehmem Rauschen,

Die Blume neigt sich bei des Westes Kuß,
Und alle Wesen seh' ich Wonne tauschen;
Die Traube winkt, die Pfirsche zum Genuß,
Die üppig schwellend hinter Blättern lauschen;
Die Luft, getaucht in der Gewürze Fluth,
Trinkt von der heißen Wange mir die Gluth.

Hör' ich nicht Tritte erschallen?
Rauscht's nicht den Laubgang daher?
Nein, die Frucht ist dort gefallen,
Von der eignen Fülle schwer.

Des Tages Flammenauge selber bricht
In süßem Tod, und seine Farben blassen;
Kühn öffnen sich im holden Dämmerlicht
Die Kelche schon, die seine Gluthen hassen.
Still hebt der Mond sein strahlend Angesicht,
Die Welt zerschmilzt in ruhig große Massen;
Der Gürtel ist von jedem Reiz gelöst,
Und alles Schöne zeigt sich mir entblößt.

Seh' ich nichts Weißes dort schimmern?
Glänzt's nicht wie seidnes Gewand?
Nein, es ist der Säule Flimmern
An der dunkeln Taxuswand.

O sehnend Herz, ergötze dich nicht mehr,
Mit süßen Bildern wesenlos zu spielen!
Der Arm, der sie umfassen will, ist leer,
Kein Schattenglück kann diesen Busen kühlen.
O führe mir die Lebende daher,
Laß ihre Hand, die zärtliche, mich fühlen!
Den Schatten nur von ihres Mantels Saum —
Und in das Leben tritt der hohle Traum.

Und leis, wie aus himmlischen Höhen
Die Stunde des Glückes erscheint,
So war sie genaht, ungesehen,
Und weckte mit Küssen den Freund.

Der Abend.

Nach einem Gemälde.

Senke, strahlender Gott — die Fluren dürsten
Nach erquickendem Thau, der Mensch verschmachtet,
Matter ziehen die Rosse —
Senke den Wagen hinab!

Siehe, wer aus des Meeres krystallner Woge
Lieblich lächelnd dir winkt! Erkennt dein Herz sie?
Rascher fliegen die Rosse,
Tethys, die göttliche, winkt.

Schnell vom Wagen herab in ihre Arme
Springt der Führer, den Zaum ergreift Cupido,
Still halten die Rosse,
Trinken die kühlende Fluth.

An dem Himmel herauf mit leisen Schritten
Kommt die duftende Nacht; ihr folgt die süße
Liebe. Ruhet und liebet!
Phöbus, der liebende, ruht.

Sehnsucht.

Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

Harmonieen hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh,
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu.
Goldne Früchte seh' ich glühen,
Winkend zwischen dunkelm Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach, wie schön muß sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein!
Und die Luft auf jenen Höhen —
O, wie labend muß sie sein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust;
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraust.

Einen Nachen seh' ich schwanken,
Aber, ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind beseelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

Der Pilgrim.

Noch in meines Lebens Lenze
War ich, und ich wandert' aus,
Und der Jugend frohe Tänze
Ließ ich in des Vaters Haus.

All mein Erbtheil, meine Habe
Warf ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerstabe
Zog ich fort mit Kindersinn.

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort,
Wandle, rief's, der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort.

Bis zu einer goldnen Pforten
Du gelangst, da gehst du ein,
Denn das Irdische wird dorten
Himmlisch, unvergänglich sein.

Abend ward's und wurde Morgen,
Nimmer, nimmer stand ich still;
Aber immer blieb's verborgen,
Was ich suche, was ich will.

Berge lagen mir im Wege,
Ströme hemmten meinen Fuß,
Ueber Schlünde baut' ich Stege,
Brücken durch den wilden Fluß.

Und zu eines Stroms Gestaden
Kam ich, der nach Morgen floß;
Froh vertrauend seinem Faden,
Werf' ich mich in seinen Schooß.

Hin zu einem großen Meere
Trieb mich seiner Wellen Spiel;
Vor mir liegt's in weiter Leere,
Näher bin ich nicht dem Ziel.

Ach, kein Steg will dahin führen,
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals hier!

Die Ideale.

So willst du treulos von mir scheiden
Mit deinen holden Phantasien,
Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich fliehn?
Kann nichts dich, Fliehende, verweilen,
O meines Lebens goldne Zeit?
Vergebens, deine Wellen eilen
Hinab ins Meer der Ewigkeit.

Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt;
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunkne Herz geschwellt;
Er ist dahin, der süße Glaube
An Wesen, die mein Traum gebar,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.

Wie einst mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß,
So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendlust,
Bis sie zu athmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbrust,

Und, theilend meine Flammentriebe,
Die Stumme eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe
Und meines Herzens Klang verstand;
Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Wiederhall.

Es dehnte mit allmächt'gem Streben
Die enge Bruſt ein kreißend All,
Herauszutreten in das Leben,
In That und Wort, in Bild und Schall.
Wie groß war dieſe Welt geſtaltet,
So lang die Knoſpe ſie noch barg;
Wie wenig, ach! hat ſich entfaltet,
Dies Wenige, wie klein und karg!

Wie ſprang, von kühnem Muth beflügelt,
Beglückt in ſeines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn.
Bis an des Aethers bleichſte Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war ſo hoch und nichts ſo ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Wie leicht ward er dahin getragen,
Was war dem Glücklichen zu ſchwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luftige Begleitung her!
Die Liebe mit dem ſüßen Lohne,
Das Glück mit ſeinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit ſeiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

Doch, ach! ſchon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter ſich,
Sie wandten treulos ihre Schritte,
Und einer nach dem andern wich.
Leichtfüßig war das Glück entflogen,
Des Wiſſens Durſt blieb ungeſtillt,
Des Zweifels finſtre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild.

Ich ſah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn' entweiht.

Ach, allzuschnell, nach kurzem Lenze
Entfloh die schöne Liebeszeit!
Und immer stiller ward's und immer
Verlassner auf dem rauhen Steg;
Kaum warf noch einen bleichen Schimmer
Die Hoffnung auf den finstern Weg.

Von all dem rauschenden Geleite
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend theilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand.

Und du, die gern sich mit ihr gattet,
Wie sie, der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Des Mädchens Klage.

Der Eichwald brauset, die Wolken ziehn,
Das Mägdlein sitzet an Ufers Grün;
Es bricht sich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und sie seufzt hinaus in die finstre Nacht,
Das Auge von Weinen getrübet.

„Das Herz ist gestorben, die Welt ist leer,
Und weiter gibt sie dem Wunsche nichts mehr.

Du Heilige, rufe dein Kind zurück,
Ich habe genossen das irdische Glück,
Ich habe gelebt und geliebet!"

Es rinnet der Thränen vergeblicher Lauf!
Die Klage, sie wecket die Todten nicht auf;
Doch nenne, was tröstet und heilet die Brust
Nach der süßen Liebe verschwundener Lust,
Ich, die Himmlische, will's nicht versagen.

Laß rinnen der Thränen vergeblichen Lauf!
Es wecke die Klage den Todten nicht auf!
Das süßeste Glück für die trauernde Brust
Nach der schönen Liebe verschwundener Lust
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen.

Der Jüngling am Bache.

An der Quelle saß der Knabe,
Blumen wand er sich zum Kranz,
Und er sah sie, fortgerissen,
Treiben in der Wellen Tanz.
Und so fliehen meine Tage,
Wie die Quelle, rastlos hin!
Und so bleichet meine Jugend,
Wie die Kränze schnell verblühn!

Fraget nicht, warum ich traure
In des Lebens Blüthenzeit!
Alles freuet sich und hoffet,
Wenn der Frühling sich erneut.
Aber diese tausend Stimmen
Der erwachenden Natur
Wecken in dem tiefen Busen
Mir den schweren Kummer nur.

Was soll mir die Freude frommen,
Die der schöne Lenz mir beut?
Eine nur ist's, die ich suche,
Sie ist nah' und ewig weit.
Sehnend breit' ich meine Arme
Nach dem theuren Schattenbild,
Ach, ich kann es nicht erreichen,
Und das Herz bleibt ungestillt!

Komm herab, du schöne Holde,
Und verlaß dein stolzes Schloß!
Blumen, die der Lenz geboren,
Streu' ich dir in deinen Schooß.
Horch, der Hain erschallt von Liedern,
Und die Quelle rieselt klar!
Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

Die Gunst des Augenblicks.

Und so finden wir uns wieder
In dem heitern bunten Reihn,
Und es soll der Kranz der Lieder
Frisch und grün geflochten sein.

Aber wem der Götter bringen
Wir des Liedes ersten Zoll?
Ihn vor allen laßt uns singen,
Der die Freude schaffen soll.

Denn was frommt es, daß mit Leben
Ceres den Altar geschmückt?
Daß den Purpursaft der Reben
Bacchus in die Schale drückt?

Zückt vom Himmel nicht der Funken,
Der den Herd in Flammen setzt,
Ist der Geist nicht feuertrunken,
Und das Herz bleibt unergötzt.

Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schooß das Glück,
Und der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick.

Von dem allerersten Werden
Der unendlichen Natur
Alles Göttliche auf Erden
Ist ein Lichtgedanke nur.

Langsam in dem Lauf der Horen
Füget sich der Stein zum Stein,
Schnell, wie es der Geist geboren,
Will das Werk empfunden sein.

Wie im hellen Sonnenblicke
Sich ein Farbenteppich webt,
Wie auf ihrer bunten Brücke
Iris durch den Himmel schwebt,

So ist jede schöne Gabe
Flüchtig wie des Blitzes Schein;
Schnell in ihrem düstern Grabe
Schließt die Nacht sie wieder ein.

Berglied.

Am Abgrund leitet der schwindlichte Steg,
Er führt zwischen Leben und Sterben;
Es sperren die Riesen den einsamen Weg
Und drohen dir ewig Verderben;

Und willst du die schlafende Löwin[1] nicht wecken,
So wandle still durch die Straße der Schrecken.

Es schwebt eine Brücke, hoch über den Rand
Der furchtbaren Tiefe gebogen,
Sie ward nicht erbauet von Menschenhand,
Es hätte sich's keiner verwogen,
Der Strom braust unter ihr spat und früh,
Speit ewig hinauf, und zertümmert sie nie.

Es öffnet sich schwarz ein schauriges Thor,
Du glaubst dich im Reiche der Schatten,
Da thut sich ein lachend Gelände hervor,
Wo der Herbst und der Frühling sich gatten;
Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
Möcht' ich fliehen in dieses glückselige Thal.

Vier Ströme brausen hinab in das Feld,
Ihr Quell, der ist ewig verborgen;
Sie fließen nach allen vier Straßen der Welt,
Nach Abend, Nord, Mittag und Morgen,
Und wie die Mutter sie rauschend geboren,
Fort fliehn sie und bleiben sich ewig verloren.

Zwei Zinken ragen ins Blaue der Luft,
Hoch über der Menschen Geschlechter,
Drauf tanzen, umschleiert mit goldenem Duft,
Die Wolken, die himmlischen Töchter.
Sie halten dort oben den einsamen Reihn,
Da stellt sich kein Zeuge, kein irdischer, ein.

Es sitzt die Königin hoch und klar
Auf unvergänglichem Throne,

[1] Löwin, an einigen Orten der Schweiz der verdorbene Ausdruck für Lawine.

Die Stirn umkränzt sie sich wunderbar
Mit diamantener Krone;
Drauf schießt die Sonne die Pfeile von Licht,
Sie vergolden sie nur und erwärmen sie nicht.

Der Alpenjäger.

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüthen,
Spielend an des Baches Rand.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Jagen nach des Berges Höhen!"

Willst du nicht die Heerde locken
Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!"

Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich stehn?
Draußen ladet dich kein Garten;
Wild ist's auf den wilden Höhn!
„Laß die Blümlein, laß sie blühen!
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!"

Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß gespaltner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf den schroffen Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken,
Und verschwunden ist der Pfad.
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken
Legt er schon den Bogen an;
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier.
„Mußt du Tod und Jammer senden,"
Ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde;
Was verfolgst du meine Heerde?"

Dithyrambe.

Nimmer, das glaubt mir, erscheinen die Götter,
Nimmer allein.
Kaum, daß ich Bacchus, den Lustigen, habe,
Kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe;
Phöbus, der Herrliche, findet sich ein.
Sie nahen, sie kommen, die Himmlischen alle,
Mit Göttern erfüllt sich die irdische Halle.

Sagt, wie bewirth' ich, der Erdgeborne,
Himmlischen Chor?
Schenket mir euer unsterbliches Leben,
Götter! Was kann euch der Sterbliche geben?
Hebet zu eurem Olymp mich empor!
Die Freude, sie wohnt nur in Jupiters Saale;
O füllet mit Nektar, o reicht mir die Schale!

Reich' ihm die Schale! Schenke dem Dichter,
Hebe, nur ein!
Netz' ihm die Augen mit himmlischem Thaue,
Daß er den Styx, den verhaßten, nicht schaue,
Einer der Unsern sich dünke zu sein.
Sie rauschet, sie perlet, die himmlische Quelle,
Der Busen wird ruhig, das Auge wird helle.

Die vier Weltalter.

Wohl perlet im Glase der purpurne Wein,
Wohl glänzen die Augen der Gäste;
Es zeigt sich der Sänger, er tritt herein,
Zu dem Guten bringt er das Beste;
Denn ohne die Leier im himmlischen Saal
Ist die Freude gemein auch beim Nektarmahl.

Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt;
Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt;
Er saß in der Götter urältestem Rath
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Er breitet es lustig und glänzend aus,
Das zusammengefaltete Leben;
Zum Tempel schmückt er das irdische Haus,
Ihm hat es die Muse gegeben;

Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

Und wie der erfindende Sohn des Zeus
Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
Gebildet mit göttlicher Kunde,
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall.

Er kommt aus dem kindlichen Alter der Welt,
Wo die Völker sich jugendlich freuten;
Er hat sich, ein fröhlicher Wandrer, gesellt
Zu allen Geschlechtern und Zeiten.
Vier Menschenalter hat er gesehn
Und läßt sie am fünften vorübergehn.

Erst regierte Saturnus schlicht und gerecht,
Da war es heute wie morgen,
Da lebten die Hirten, ein harmlos Geschlecht,
Und brauchten für gar nichts zu sorgen;
Sie liebten und thaten weiter nichts mehr,
Die Erde gab alles freiwillig her.

Drauf kam die Arbeit, der Kampf begann
Mit Ungeheuern und Drachen,
Und die Helden fingen, die Herrscher, an,
Und den Mächtigen suchten die Schwachen.
Und der Streit zog in des Skamanders Feld;
Doch die Schönheit war immer der Gott der Welt.

Aus dem Kampf ging endlich der Sieg hervor,
Und der Kraft erblühte die Milde,
Da sangen die Musen im himmlischen Chor,
Da erhuben sich Göttergebilde —
Das Alter der göttlichen Phantasie,
Es ist verschwunden, es kehret nie.

Die Götter sanken vom Himmelsthron,
Es stürzten die herrlichen Säulen,
Und geboren wurde der Jungfrau Sohn,
Die Gebrechen der Erde zu heilen;
Verbannt ward der Sinne flüchtige Lust,
Und der Mensch griff denkend in seine Brust.

Und der eitle, der üppige Reiz entwich,
Der die frohe Jugendwelt zierte;
Der Mönch und die Nonne zergeißelten sich,
Und der eiserne Ritter turnierte.
Doch war das Leben auch finster und wild,
So blieb doch die Liebe lieblich und mild.

Und einen heiligen, keuschen Altar
Bewahrten sich stille die Musen;
Es lebte, was edel und sittlich war,
In der Frauen züchtigem Busen;
Die Flamme des Liedes entbrannte neu
An der schönen Minne und Liebestreu.

Drum soll auch ein ewiges, zartes Band
Die Frauen, die Sänger umflechten,
Sie wirken und weben, Hand in Hand,
Den Gürtel des Schönen und Rechten.
Gesang und Liebe in schönem Verein,
Sie erhalten dem Leben den Jugendschein.

Punschlied.

Vier Elemente,
Innig gesellt,
Bilden das Leben,
Bauen die Welt.

Preßt der Citrone
Saftigen Stern!
Herb ist des Lebens
Innerster Kern.

Jetzt mit des Zuckers
Linderndem Saft
Zähmet die herbe
Brennende Kraft!

Gießet des Wassers
Sprudelnden Schwall!
Wasser umfänget
Ruhig das All.

Tropfen des Geistes
Gießet hinein!
Leben dem Leben
Gibt er allein.

Eh' es verdüftet,
Schöpfet es schnell!
Nur wenn er glühet,
Labet der Quell.

An die Freunde.

Lieben Freunde, es gab schönre Zeiten,
Als die unsern — das ist nicht zu streiten!
Und ein edler Volk hat einst gelebt.
Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schooß der Erde gräbt.
Doch es ist dahin, es ist verschwunden,
Dieses hochbegünstigte Geschlecht.
Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat Recht.

Freunde, es gibt glücklichere Zonen,
Als das Land, worin wir leidlich wohnen,
Wie der weitgereiste Wandrer spricht.
Aber hat Natur uns viel entzogen,
War die Kunst uns freundlich doch gewogen,
Unser Herz erwarmt an ihrem Licht.
Will der Lorbeer hier sich nicht gewöhnen,
Wird die Myrte unsers Winters Raub,
Grünet doch, die Schläfe zu bekrönen,
Uns der Rebe muntres Laub.

Wohl von größerm Leben mag es rauschen,
Wo vier Welten ihre Schätze tauschen,
An der Themse, auf dem Markt der Welt.
Tausend Schiffe landen an und gehen;
Da ist jedes Köstliche zu sehen,
Und es herrscht der Erde Gott, das Geld.
Aber nicht im trüben Schlamm der Bäche,
Der von wilden Regengüssen schwillt,
Auf des stillen Baches ebner Fläche
Spiegelt sich das Sonnenbild.

Prächtiger, als wir in unserm Norden,
Wohnt der Bettler an der Engelspforten,
Denn er sieht das ewig einz'ge Rom!
Ihn umgibt der Schönheit Glanzgewimmel,
Und ein zweiter Himmel in den Himmel
Steigt Sanct Peters wunderbarer Dom.
Aber Rom in allem seinem Glanze
Ist ein Grab nur der Vergangenheit;
Leben duftet nur die frische Pflanze,
Die die grüne Stunde streut.

Größres mag sich anderswo begeben,
Als bei uns in unserm kleinen Leben;
Neues — hat die Sonne nie gesehn.
Sehn wir doch das Große aller Zeiten

Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll still an uns vorübergehn.
Alles wiederholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Phantasie;
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie!

Punschlied.

Im Norden zu singen.

Auf der Berge freien Höhen,
In der Mittagssonne Schein,
An des warmen Strahles Kräften
Zeugt Natur den goldnen Wein.

Und noch niemand hat's erkundet,
Wie die große Mutter schafft;
Unergründlich ist das Wirken,
Unerforschlich ist die Kraft.

Funkelnd wie ein Sohn der Sonne,
Wie des Lichtes Feuerquell,
Springt er perlend aus der Tonne,
Purpurn und krystallenhell.

Und erfreuet alle Sinnen,
Und in jede bange Brust
Gießt er ein balsamisch Hoffen
Und des Lebens neue Lust.

Aber matt auf unsre Zonen
Fällt der Sonne schräges Licht;
Nur die Blätter kann sie färben,
Aber Früchte reift sie nicht.

Doch der Norden auch will leben,
Und was lebt, will sich erfreun;
Darum schaffen wir erfindend
Ohne Weinstock uns den Wein.

Bleich nur ist's, was wir bereiten
Auf dem häuslichen Altar;
Was Natur lebendig bildet,
Glänzend ist's und ewig klar.

Aber freudig aus der Schale
Schöpfen wir die trübe Fluth;
Auch die Kunst ist Himmelsgabe,
Borgt sie gleich von ird'scher Gluth.

Ihrem Wirken freigegeben
Ist der Kräfte großes Reich;
Neues bildend aus dem Alten,
Stellt sie sich dem Schöpfer gleich.

Selbst das Band der Elemente
Trennt ihr herrschendes Gebot,
Und sie ahmt mit Herdesflammen
Nach den hohen Sonnengott.

Fernhin zu den sel'gen Inseln
Richtet sie der Schiffe Lauf,
Und des Südens goldne Früchte
Schüttet sie im Norden auf.

Drum ein Sinnbild und ein Zeichen
Sei uns dieser Feuersaft,
Was der Mensch sich kann erlangen
Mit dem Willen und der Kraft.

Reiterlied.

Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
Ins Feld, in die Freiheit gezogen!
Im Felde, da ist der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen,
Da tritt kein Anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.

Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Man sieht nur Herren und Knechte;
Die Falschheit herrschet, die Hinterlist
Bei dem feigen Menschengeschlechte.
Der dem Tod ins Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein, ist der freie Mann!

Des Lebens Aengsten, er wirft sie weg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu sorgen;
Er reitet dem Schicksal entgegen keck,
Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen,
Und trifft es morgen, so lasset uns heut
Noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit.

Von dem Himmel fällt ihm sein lustig Loos,
Braucht's nicht mit Müh' zu erstreben.
Der Fröhner, der sucht in der Erde Schooß,
Da meint er den Schatz zu erheben.
Er gräbt und schaufelt, so lang er lebt,
Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt.

Der Reiter und sein geschwindes Roß,
Sie sind gefürchtete Gäste.
Es flimmern die Lampen im Hochzeitschloß,
Ungeladen kommt er zum Feste,
Er wirbt nicht lange, er zeiget nicht Gold,
Im Sturm erringt er den Minnesold.

Warum weint die Dirn' und zerkrämt sich schier?
Laß fahren dahin, laß fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb nicht bewahren.
Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort,
Seine Ruhe läßt er an keinem Ort.

Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt,
Die Brust im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauset, das Leben schäumt,
Frisch auf, eh der Geist noch verdüftet!
Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

Nadoweſſiers Todtenlied.

Seht, da sitzt er auf der Matte,
Aufrecht sitzt er da,
Mit dem Anstand, den er hatte,
Als er's Licht noch sah.

Doch, wo ist die Kraft der Fäuste,
Wo des Athems Hauch,
Der noch jüngst zum großen Geiste
Blies der Pfeife Rauch?

Wo die Augen, falkenhelle,
Die des Rennthiers Spur
Zählten auf des Grases Welle,
Auf dem Thau der Flur?

Diese Schenkel, die behender
Flohen durch den Schnee,
Als der Hirsch, der Zwanzigender,
Als des Berges Reh?

Diese Arme, die den Bogen
Spannten streng und straff!
Seht, das Leben ist entflogen,
Seht, sie hängen schlaff!

Wohl ihm, er ist hingegangen,
Wo kein Schnee mehr ist,
Wo mit Mais die Felder prangen,
Der von selber sprießt;

Wo mit Vögeln alle Sträuche,
Wo der Wald mit Wild,
Wo mit Fischen alle Teiche
Lustig sind gefüllt.

Mit den Geistern speist er droben,
Ließ uns hier allein,
Daß wir seine Thaten loben
Und ihn scharren ein.

Bringet her die letzten Gaben,
Stimmt die Todtenklag'!
Alles sei mit ihm begraben,
Was ihn freuen mag.

Legt ihm unters Haupt die Beile,
Die er tapfer schwang,
Auch des Bären fette Keule,
Denn der Weg ist lang;

Auch das Messer, scharf geschliffen,
Das vom Feindeskopf
Rasch mit drei geschickten Griffen
Schälte Haut und Schopf.

Farben auch, den Leib zu malen,
Steckt ihm in die Hand,
Daß er röthlich möge strahlen
In der Seelen Land.

Das Siegesfest.

Priams Feste war gesunken,
Troja lag in Schutt und Staub,
Und die Griechen, siegestrunken,
Reich beladen mit dem Raub,
Saßen auf den hohen Schiffen,
Längs des Hellespontos Strand,
Auf der frohen Fahrt begriffen
Nach dem schönen Griechenland.
Stimmet an die frohen Lieder!
Denn dem väterlichen Herd
Sind die Schiffe zugekehrt,
Und zur Heimath geht es wieder.

Und in langen Reihen, klagend,
Saß der Trojerinnen Schaar,
Schmerzvoll an die Brüste schlagend,
Bleich, mit aufgelöstem Haar.
In das wilde Fest der Freuden
Mischten sie den Wehgesang,
Weinend um das eigne Leiden
In des Reiches Untergang.
Lebe wohl, geliebter Boden!
Von der süßen Heimath fern
Folgen wir dem fremden Herrn.
Ach, wie glücklich sind die Todten!

Und den hohen Göttern zündet
Kalchas jetzt das Opfer an;
Pallas, die die Städte gründet
Und zertrümmert, ruft er an,
Und Neptun, der um die Länder
Seinen Wogengürtel schlingt,
Und den Zeus, den Schreckensender,
Der die Aegis grausend schwingt.

Ausgestritten, ausgerungen
Ist der lange, schwere Streit,
Ausgefüllt der Kreis der Zeit,
Und die große Stadt bezwungen.

Atreus' Sohn, der Fürst der Schaaren,
Uebersah der Völker Zahl,
Die mit ihm gezogen waren
Einst in des Skamanders Thal.
Und des Kummers finstre Wolke
Zog sich um des Königs Blick;
Von dem hergeführten Volke
Bracht' er Wen'ge nur zurück.
Drum erhebe frohe Lieder,
Wer die Heimath wieder sieht,
Wem noch frisch das Leben blüht!
Denn nicht alle kehren wieder.

Alle nicht, die wieder kehren,
Mögen sich des Heimzugs freun,
An den häuslichen Altären
Kann der Mord bereitet sein.
Mancher fiel durch Freundestücke,
Den die blut'ge Schlacht verfehlt!
Sprach's Ulyß mit Warnungsblicke,
Von Athenens Geist beseelt.
Glücklich, wem der Gattin Treue
Rein und keusch das Haus bewahrt!
Denn das Weib ist falscher Art,
Und die Arge liebt das Neue.

Und des frisch erkämpften Weibes
Freut sich der Atrid und strickt
Um den Reiz des schönen Leibes
Seine Arme hochbeglückt.
Böses Werk muß untergehen,
Rache folgt der Frevelthat;

Denn gerecht in Himmelshöhen
Waltet des Kroniden Rath.
Böses muß mit Bösem enden;
An dem frevelnden Geschlecht
Rächet Zeus das Gastesrecht,
Wägend mit gerechten Händen.

Wohl dem Glücklichen mag's ziemen,
Ruft Oileus' tapfrer Sohn,
Die Regierenden zu rühmen
Auf dem hohen Himmelsthron!
Ohne Wahl vertheilt die Gaben,
Ohne Billigkeit das Glück;
Denn Patroklus liegt begraben,
Und Thersites kommt zurück!
Weil das Glück aus seiner Tonnen
Die Geschicke blind verstreut,
Freue sich und jauchze heut,
Wer das Lebensloos gewonnen!

Ja der Krieg verschlingt die Besten!
Ewig werde dein gedacht,
Bruder, bei der Griechen Festen,
Der ein Thurm war in der Schlacht.
Da der Griechen Schiffe brannten,
War in deinem Arm das Heil;
Doch dem Schlauen, Vielgewandten
Ward der schöne Preis zu Theil.
Friede deinen heil'gen Resten!
Nicht der Feind hat dich entrafft,
Ajax fiel durch Ajax' Kraft.
Ach, der Zorn verderbt die Besten!

Dem Erzeuger jetzt, dem großen,
Gießt Neoptolem des Weins:
Unter allen ird'schen Loosen,
Hoher Vater, preis' ich deins.

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.
Tapfrer, deines Ruhmes Schimmer
Wird unsterblich sein im Lied;
Denn das ird'sche Leben flieht,
Und die Todten dauern immer.

Wenn des Liedes Stimmen schweigen
Von dem überwundnen Mann,
So will ich für Hektorn zeugen,
Hub der Sohn des Tydeus an, —
Der für seine Hausaltäre
Kämpfend, ein Beschirmer, fiel —
Krönt den Sieger größre Ehre,
Ehret ihn das schönre Ziel!
Der für seine Hausaltäre
Kämpfend sank, ein Schirm und Hort,
Auch in Feindes Munde fort
Lebt ihm seines Namens Ehre.

Nestor jetzt, der alte Zecher,
Der drei Menschenalter sah,
Reicht den laubumkränzten Becher
Der bethränten Hekuba:
Trink' ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Wundervoll ist Bacchus Gabe,
Balsam fürs zerrissne Herz.
Trink' ihn aus, den Trank Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Balsam fürs zerrissne Herz,
Wundervoll ist Bacchus Gabe.

Denn auch Niobe, dem schweren
Zorn der Himmlischen ein Ziel,

Kostete die Frucht der Aehren
Und bezwang das Schmerzgefühl.
Denn so lang die Lebensquelle
Schäumet an der Lippen Rand,
Ist der Schmerz in Lethes Welle
Tief versenkt und festgebannt!
Denn so lang die Lebensquelle
An der Lippen Rande schäumt,
Ist der Jammer weggeträumt,
Fortgespielt in Lethes Welle.

Und von ihrem Gott ergriffen,
Hub sich jetzt die Seherin,
Blickte von den hohen Schiffen
Nach dem Rauch der Heimath hin.
Rauch ist alles ird'sche Wesen;
Wie des Dampfers Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen;
Nur die Götter bleiben stät.
Um das Roß des Reiters schweben,
Um das Schiff die Sorgen her;
Morgen können wir's nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben!

Klage der Ceres.

Ist der holde Lenz erschienen?
Hat die Erde sich verjüngt?
Die besonnten Hügel grünen,
Und des Eises Rinde springt.
Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus,
Milder wehen Zephyrs Flügel,
Augen treibt das junge Reis.

In dem Hain erwachen Lieder,
Und die Oreade spricht:
Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter kehret nicht.

Ach, wie lang ist's, daß ich walle
Suchend durch der Erde Flur!
Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der theuren Spur;
Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angesicht,
Und der Tag, der alles findet,
Die Verlorne fand er nicht.
Hast du, Zeus, sie mir entrissen?
Hat, von ihrem Reiz gerührt,
Zu des Orkus schwarzen Flüssen
Pluto sie hinabgeführt?

Wer wird nach dem düstern Strande
Meines Grames Bote sein?
Ewig stößt der Kahn vom Lande,
Doch nur Schatten nimmt er ein.
Jedem sel'gen Aug' verschlossen
Bleibt das nächtliche Gefild,
Und so lang der Styx geflossen,
Trug er kein lebendig Bild.
Nieder führen tausend Steige,
Keiner führt zum Tag zurück;
Ihre Thränen bringt kein Zeuge
Vor der bangen Mutter Blick.

Mütter, die aus Pyrrhas Stamme,
Sterbliche, geboren sind,
Dürfen durch des Grabes Flamme
Folgen dem geliebten Kind;
Nur was Jovis Haus bewohnet,
Nahet nicht dem dunkeln Strand,

Nur die Seligen verschonet,
Parzen, eure strenge Hand.
Stürzt mich in die Nacht der Nächte
Aus des Himmels goldnem Saal!
Ehret nicht der Göttin Rechte,
Ach, sie sind der Mutter Qual!

Wo sie mit dem finstern Gatten
Freudlos thronet, stieg' ich hin,
Träte mit den leisen Schatten
Leise vor die Herrscherin.
Ach, ihr Auge feucht von Zähren,
Sucht umsonst das goldne Licht,
Irret nach entfernten Sphären,
Auf die Mutter fällt es nicht,
Bis die Freude sie entdecket,
Bis sich Brust mit Brust vereint,
Und zum Mitgefühl erwecket,
Selbst der rauhe Orkus weint.

Eitler Wunsch! verlorne Klagen!
Ruhig in dem gleichen Gleis
Rollt des Tages sichrer Wagen,
Ewig steht der Schluß des Zeus.
Weg von jenen Finsternissen
Wandt' er sein beglücktes Haupt;
Einmal in die Nacht gerissen,
Bleibt sie ewig mir geraubt,
Bis des dunkeln Stromes Welle
Von Aurorens Farben glüht,
Iris mitten durch die Hölle
Ihren schönen Bogen zieht.

Ist mir nichts von ihr geblieben?
Nicht ein süß erinnernd Pfand,
Daß die Fernen sich noch lieben,
Keine Spur der theuren Hand?

Knüpfet sich kein Liebesknoten
Zwischen Kind und Mutter an?
Zwischen Lebenden und Todten
Ist kein Bündniß aufgethan?
Nein, nicht ganz ist sie entflohen!
Nein, wir sind nicht ganz getrennt!
Haben uns die ewig Hohen
Eine Sprache doch vergönnt!

Wenn des Frühlings Kinder sterben,
Wenn von Nordes kaltem Hauch
Blatt und Blume sich entfärben,
Traurig steht der nackte Strauch,
Nehm' ich mir das höchste Leben
Aus Vertumnus' reichem Horn,
Opfernd es dem Styx zu geben,
Mir des Samens goldnes Korn.
Trauernd senk' ich's in die Erde,
Leg' es an des Kindes Herz,
Daß es eine Sprache werde
Meiner Liebe, meinem Schmerz.

Führt der gleiche Tanz der Horen
Freudig nun den Lenz zurück,
Wird das Todte neu geboren
Von der Sonne Lebensblick.
Keime, die dem Auge starben
In der Erde kaltem Schooß,
In das heitre Reich der Farben
Ringen sie sich freudig los.
Wenn der Stamm zum Himmel eilet,
Sucht die Wurzel scheu die Nacht;
Gleich in ihre Pflege theilet
Sich des Styx, des Aethers Macht.

Halb berühren sie der Todten,
Halb der Lebenden Gebiet;

Ach, sie sind mir theure Boten,
Süße Stimmen vom Cocyt!
Hält er gleich sie selbst verschlossen
In dem schauervollen Schlund,
Aus des Frühlings jungen Sprossen
Redet mir der holde Mund,
Daß auch fern vom goldnen Tage,
Wo die Schatten traurig ziehn,
Liebend noch der Busen schlage,
Zärtlich noch die Herzen glühn.

O so laßt euch froh begrüßen,
Kinder der verjüngten Au!
Euer Kelch soll überfließen
Von des Nektars reinstem Thau.
Tauchen will ich euch in Strahlen,
Mit der Iris schönstem Licht
Will ich eure Blätter malen,
Gleich Aurorens Angesicht.
In des Lenzes heiterm Glanze
Lese jede zarte Brust,
In des Herbstes welkem Kranze
Meinen Schmerz und meine Lust.

Das Eleusische Fest.

Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,
Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menschen zum Menschen gesellt,
Und in friedliche, feste Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt.

Scheu in des Gebirges Klüften
Barg der Troglodyte sich;
Der Nomade ließ die Triften
Wüste liegen, wo er strich.
Mit dem Wurfspieß, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land;
Weh dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand!

Und auf ihrem Pfad begrüßte,
Irrend nach des Kindes Spur,
Ceres die verlassne Küste,
Ach, da grünte keine Flur!
Daß sie hier vertraulich weile,
Ist kein Obdach ihr gewährt;
Keines Tempels heitre Säule
Zeuget, daß man Götter ehrt.

Keine Frucht der süßen Aehren
Lädt zum reinen Mahl sie ein;
Nur auf gräßlichen Altären
Dorret menschliches Gebein.
Ja, so weit sie wandernd kreiste,
Fand sie Elend überall,
Und in ihrem großen Geiste
Jammert sie des Menschen Fall.

Find' ich so den Menschen wieder,
Dem wir unser Bild geliehn,
Dessen schöngestalte Glieder
Droben im Olympus blühn?
Gaben wir ihm zum Besitze
Nicht der Erde Götterschooß,
Und auf seinem Königssitze
Schweift er elend, heimathlos?

Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen?
Keiner aus der Sel'gen Chor

Hebet ihn mit Wunderarmen
Aus der tiefen Schmach empor?
In des Himmels sel'gen Höhen
Rühret sie nicht fremder Schmerz;
Doch der Menschheit Angst und Wehen
Fühlet mein gequältes Herz.

Daß der Mensch zum Menschen werde,
Stift' er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund,
Ehre das Gesetz der Zeiten
Und der Monde heil'gen Gang,
Welche still gemessen schreiten
Im melodischen Gesang.

Und den Nebel theilt sie leise,
Der den Blicken sie verhüllt;
Plötzlich in der Wilden Kreise
Steht sie da, ein Götterbild.
Schwelgend bei dem Siegesmahle
Findet sie die rohe Schaar,
Und die blutgefüllte Schale
Bringt man ihr zum Opfer dar.

Aber schaudernd, mit Entsetzen
Wendet sie sich weg und spricht:
Blut'ge Tigermahle netzen
Eines Gottes Lippen nicht.
Reine Opfer will er haben,
Früchte, die der Herbst beschert,
Mit des Feldes frommen Gaben
Wird der Heilige verehrt.

Und sie nimmt die Wucht des Speeres
Aus des Jägers rauher Hand;
Mit dem Schaft des Mordgewehres
Furchet sie den leichten Sand,

Nimmt von ihres Kranzes Spitze
Einen Kern, mit Kraft gefüllt,
Senkt ihn in die zarte Ritze,
Und der Trieb des Keimes schwillt.

Und mit grünen Halmen schmücket
Sich der Boden alsobald,
Und so weit das Auge blicket,
Wogt es wie ein goldner Wald.
Lächelnd segnet sie die Erde,
Flicht der ersten Garbe Bund,
Wählt den Feldstein sich zum Herde,
Und es spricht der Göttin Mund:

Vater Zeus, der über alle
Götter herrscht in Aethers Höhn,
Daß dies Opfer dir gefalle,
Laß ein Zeichen jetzt geschehn!
Und dem unglückselgen Volke,
Das dich, Hoher, noch nicht nennt,
Nimm hinweg des Auges Wolke,
Daß es seinen Gott erkennt!

Und es hört der Schwester Flehen
Zeus auf seinem hohen Sitz;
Donnernd aus den blauen Höhen
Wirft er den gezackten Blitz.
Prasselnd fängt es an zu lohen,
Hebt sich wirbelnd vom Altar,
Und darüber schwebt in hohen
Kreisen sein geschwinder Aar.

Und gerührt zu der Herrscherin Füßen
Stürzt sich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerfließen
In der Menschlichkeit erstem Gefühl,
Werfen von sich die blutige Wehre,
Oeffnen den düstergebundenen Sinn

Und empfangen die göttliche Lehre
Aus dem Munde der Königin.

Und von ihren Thronen steigen
Alle Himmlischen herab,
Themis selber führt den Reigen,
Und mit dem gerechten Stab
Mißt sie jedem seine Rechte,
Setzet selbst der Grenze Stein,
Und des Styx verborgne Mächte
Ladet sie zu Zeugen ein.

Und es kommt der Gott der Esse,
Zeus' erfindungsreicher Sohn,
Bildner künstlicher Gefäße,
Hochgelehrt in Erz und Thon.
Und er lehrt die Kunst der Zange
Und der Blasebälge Zug;
Unter seines Hammers Zwange
Bildet sich zuerst der Pflug.

Und Minerva, hoch vor allen
Ragend mit gewicht'gem Speer,
Läßt die Stimme mächtig schallen
Und gebeut dem Götterheer.
Feste Mauern will sie gründen,
Jedem Schutz und Schirm zu sein,
Die zerstreute Welt zu binden
In vertraulichem Verein.

Und sie lenkt die Herrscherschritte
Durch des Feldes weiten Plan,
Und an ihres Fußes Tritte
Heftet sich der Grenzgott an.
Messend führet sie die Kette
Um des Hügels grünen Saum;
Auch des wilden Stromes Bette
Schließt sie in den heil'gen Raum.

Alle Nymphen, Dreaden,
Die der schnellen Artemis
Folgen auf des Berges Pfaden,
Schwingend ihren Jägerspieß,
Alle kommen, alle legen
Hände an, der Jubel schallt,
Und von ihrer Aexte Schlägen
Krachend stürzt der Fichtenwald.

Auch aus seiner grünen Welle
Steigt der schilfbekränzte Gott,
Wälzt den schweren Floß zur Stelle
Auf der Göttin Machtgebot;
Und die leichtgeschürzten Stunden
Fliegen ans Geschäft gewandt,
Und die rauhen Stämme runden
Zierlich sich in ihrer Hand.

Auch den Meergott sieht man eilen;
Rasch mit des Tridentes Stoß
Bricht er die granitnen Säulen
Aus dem Erdgerippe los,
Schwingt sie in gewalt'gen Händen
Hoch, wie einen leichten Ball,
Und mit Hermes, dem Behenden,
Thürmet er der Mauern Wall.

Aber aus den goldnen Saiten
Lockt Apoll die Harmonie
Und das holde Maß der Zeiten
Und die Macht der Melodie.
Mit neunstimmigem Gesange
Fallen die Camönen ein;
Leise nach des Liedes Klange
Füget sich der Stein zum Stein.

Und der Thore weite Flügel
Setzet mit erfahrner Hand

Cybele, und fügt die Riegel
Und der Schlösser festes Band.
Schnell durch rasche Götterhände
Ist der Wunderbau vollbracht,
Und der Tempel heitre Wände
Glänzen schon in Festespracht.

Und mit einem Kranz von Myrten
Naht die Götterkönigin,
Und sie führt den schönsten Hirten
Zu der schönsten Hirtin hin.
Venus mit dem holden Knaben
Schmücket selbst das erste Paar,
Alle Götter bringen Gaben
Segnend den Vermählten dar.

Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter sel'gem Chor
Eingeführt, mit Harmonieen
In das gastlich offne Thor;
Und das Priesteramt verwaltet
Ceres am Altar des Zeus,
Segnend ihre Hand gefaltet,
Spricht sie zu des Volkes Kreis:

Freiheit liebt das Thier der Wüste,
Frei im Aether herrscht der Gott,
Ihrer Brust gewalt'ge Lüste
Zähmet das Naturgebot;
Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reihn,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig sein.

Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,

Die uns die süße Heimath gegeben,
Die den Menschen zum Menschen gesellt.
Unser Gesang soll sie festlich erheben,
Die beglückende Mutter der Welt!

Der Ring des Polykrates.

Er stand auf seines Daches Zinnen,
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
„Dies Alles ist mir unterthänig,"
Begann er zu Aegyptens König,
„Gestehe, daß ich glücklich bin." —

„Du hast der Götter Kunst erfahren!
Die vormals deines Gleichen waren,
Sie zwingt jetzt deines Scepters Macht.
Doch Einer lebt noch, sie zu rächen;
Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
So lang des Feindes Auge wacht." —

Und eh' der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar:
„Laß, Herr, des Opfers Düfte steigen,
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Bekränze dir dein festlich Haar!"

„Getroffen sank dein Feind vom Speere,
Mich sendet mit der frohen Märe
Dein treuer Feldherr Polydor —"
Und nimmt aus einem schwarzen Becken,
Noch blutig, zu der Beiden Schrecken,
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

Der König tritt zurück mit Grauen.
„Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen,"
Versetzt er mit besorgtem Blick.
„Bedenk', auf ungetreuen Wellen —
Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen —
Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück."

Und eh' er noch das Wort gesprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Rhede jauchzend schallt.
Mit fremden Schätzen reich beladen,
Kehrt zu den heimischen Gestaden
Der Schiffe mastenreicher Wald.

Der königliche Gast erstaunet:
„Dein Glück ist heute gut gelaunet,
Doch fürchte seinen Unbestand.
Der Kreter waffenkund'ge Schaaren
Bedräuen dich mit Kriegsgefahren;
Schon nahe sind sie diesem Strand."

Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht man's von den Schiffen wallen,
Und tausend Stimmen rufen: „Sieg!
Von Feindesnoth sind wir befreiet,
Die Kreter hat der Sturm zerstreuet,
Vorbei, geendet ist der Krieg!"

Das hört der Gastfreund mit Entsetzen.
„Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen!
Doch," spricht er, „zittr' ich für dein Heil.
Mir grauet vor der Götter Neide;
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu Theil."

„Auch mir ist alles wohl gerathen,
Bei allen meinen Herrscherthaten
Begleitet mich des Himmels Huld;

Doch hatt' ich einen theuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld."

„Drum, willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn.
Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun."

„Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren
Und rufe selbst das Unglück her;
Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchsten mag ergötzen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer!"

Und jener spricht, von Furcht beweget:
„Von allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinen weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen,"
Und wirft das Kleinod in die Fluth.

Und bei des nächsten Morgens Lichte —
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:
„Herr, diesen Fisch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch ins Netz gegangen,
Dir zum Geschenke bring' ich ihn."

Und als der Koch den Fisch zertheilet,
Kommt er bestürzt herbeigeeilet
Und ruft mit hocherstauntem Blick:
„Sieh, Herr, den Ring, den du getragen,
Ihn fand ich in des Fisches Magen,
O, ohne Grenzen ist dein Glück!"

Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
„So kann ich hier nicht ferner hausen,
Mein Freund kannst du nicht weiter sein.
Die Götter wollen dein Verderben;
Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben."
Und sprach's, und schiffte schnell sich ein.

Die Kraniche des Ibykus.

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus' Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll;
So wandert' er an leichtem Stabe
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Akrokorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichtem Geschwader ziehn.

„Seid mir gegrüßt, befreundte Schaaren,
Die mir zur See Begleiter waren;
Zum guten Zeichen nehm' ich euch,
Mein Loos, es ist dem euren gleich.
Von fern her kommen wir gezogen
Und flehen um ein wirthlich Dach —
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!"

Und munter fördert er die Schritte
Und sieht sich in des Waldes Mitte;
Da sperren auf gedrangem Steg
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand,
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!"

Und schwer getroffen sinkt er nieder,
Da rauscht der Kraniche Gefieder;
Er hört, schon kann er nicht mehr sehn,
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!"
Er ruft es, und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm theuer sind.
„Und muß ich so dich wieder finden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!"

Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste,

Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und stürmend drängt sich zum Prytanen
Das Volk, es fordert seine Wuth,
Zu rächen des Erschlagnen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker fluthendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
That's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da.
Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd wächst der Bau
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?
Von Theseus' Stadt, von Aulis' Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,

Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie,
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie,

Der, streng und ernst, nach alter Sitte,
Mit langsam abgemessnem Schritte
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber,
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über Menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrothe Gluth,
In ihren Wangen fließt kein Blut;
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwollnen Bäuche blähn.

Und schauerlich, gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Frevler schlingt.
Besinnungraubend, herzbethörend
Schallt der Erinyen Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht!

Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht."

„Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu',
Ihn fort und fort bis zu den Schatten
Und geben ihn auch dort nicht frei."

So singend, tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt überm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte,
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemessnem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet
Und huldiget der furchtbarn Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die unerforschlich, unergründet
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da, sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!" —
Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichtem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehn.

„Des Ibykus!" — Der theure Name
Rührt jede Bruſt mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde ſchnell:
„Des Ibykus? den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erſchlug!
Was iſt's mit dem? was kann er meinen?
Was iſt's mit dieſem Kranichzug?" —

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's mit Blitzesſchlage
Durch alle Herzen: „Gebet Acht,
Das iſt der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet ſelbſt ſich dar —
Ergreift ihn, der das Wort geſprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!"

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Buſen gern bewahren;
Umſonſt! Der ſchreckenbleiche Mund
Macht ſchnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und ſchleppt ſie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es geſtehn die Böſewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

Hero und Leander.

Seht ihr dort die altergrauen
Schlöſſer ſich entgegenſchauen,
Leuchtend in der Sonne Gold,
Wo der Hellespont die Wellen
Brauſend durch der Dardanellen
Hohe Felſenpforte rollt?

Hört ihr jene Brandung stürmen,
Die sich an den Felsen bricht?
Asien riß sie von Europen;
Doch die Liebe schreckt sie nicht.

Heros und Leanders Herzen
Rührte mit dem Pfeil der Schmerzen
Amors heil'ge Göttermacht.
Hero, schön wie Hebe blühend,
Er durch die Gebirge ziehend
Rüstig im Geräusch der Jagd.
Doch der Väter feindlich Zürnen
Trennte das verbundne Paar,
Und die süße Frucht der Liebe
Hing am Abgrund der Gefahr.

Dort auf Sestos' Felsenthurme,
Den mit ew'gem Wogensturme
Schäumend schlägt der Hellespont,
Saß die Jungfrau, einsam grauend,
Nach Abydos' Küste schauend,
Wo der Heißgeliebte wohnt.
Ach, zu dem entfernten Strande
Baut sich keiner Brücke Steg,
Und kein Fahrzeug stößt vom Ufer;
Doch die Liebe fand den Weg.

Aus des Labyrinthes Pfaden
Leitet sie mit sicherm Faden,
Auch den Blöden macht sie klug,
Beugt ins Joch die wilden Thiere,
Spannt die feuersprühnden Stiere
An den diamantnen Pflug.
Selbst der Styx, der neunfach fließet,
Schließt die Wagende nicht aus;
Mächtig raubt sie das Geliebte
Aus des Pluto finsterm Haus.

Auch durch des Gewässers Fluthen
Mit der Sehnsucht feur'gen Gluthen
Stachelt sie Leanders Muth.
Wenn des Tages heller Schimmer
Bleichet, stürzt der kühne Schwimmer
In des Pontus finstre Fluth,
Theilt mit starkem Arm die Woge,
Strebend nach dem theuren Strand,
Wo, auf hohem Söller leuchtend,
Winkt der Fackel heller Brand.

Und in weichen Liebesarmen
Darf der Glückliche erwarmen
Von der schwer bestandnen Fahrt
Und den Götterlohn empfangen,
Den in seligem Umfangen
Ihm die Liebe aufgespart,
Bis den Säumenden Aurora
Aus der Wonne Träumen weckt
Und ins kalte Bett des Meeres
Aus dem Schooß der Liebe schreckt.

Und so flohen dreißig Sonnen
Schnell, im Raub verstohlner Wonnen,
Dem beglückten Paar dahin,
Wie der Brautnacht süße Freuden,
Die die Götter selbst beneiden,
Ewig jung und ewig grün.
Der hat nie das Glück gekostet,
Der die Frucht des Himmels nicht
Raubend an des Höllenflusses
Schauervollem Rande bricht.

Hesper und Aurora zogen
Wechselnd auf am Himmelsbogen;
Doch die Glücklichen, sie sahn
Nicht den Schmuck der Blätter fallen,

Nicht aus Nords beeisten Hallen
Den ergrimmten Winter nahn.
Freudig sahen sie des Tages
Immer kürzern, kürzern Kreis;
Für das längre Glück der Nächte
Dankten sie bethört dem Zeus.

Und es gleichte schon die Wage
An dem Himmel Nächt' und Tage,
Und die holde Jungfrau stand
Harrend auf dem Felsenschlosse,
Sah hinab die Sonnenrosse
Fliehen an des Himmels Rand.
Und das Meer lag still und eben,
Einem reinen Spiegel gleich,
Keines Windes leises Weben
Regte das krystallne Reich.

Lustige Delphinenschaaren
Scherzten in dem silberklaren,
Reinen Element umher,
Und in schwärzlicht grauen Zügen,
Aus dem Meergrund aufgestiegen,
Kam der Tethys buntes Heer.
Sie, die Einzigen, bezeugten
Den verstohlnen Liebesbund;
Aber ihnen schloß auf ewig
Hekate den stummen Mund.

Und sie freute sich des schönen
Meeres, und mit Schmeicheltönen
Sprach sie zu dem Element:
„Schöner Gott, du solltest trügen!
Nein, den Frevler straf' ich Lügen,
Der dich falsch und treulos nennt.
Falsch ist das Geschlecht der Menschen,
Grausam ist des Vaters Herz;

Aber du bist mild und gütig,
Und dich rührt der Liebe Schmerz."

„In den öden Felsenmauern
Müßt' ich freudlos einsam trauern
Und verblühn in ew'gem Harm;
Doch du trägst auf deinem Rücken,
Ohne Nachen, ohne Brücken,
Mir den Freund in meinen Arm.
Grauenvoll ist deine Tiefe,
Furchtbar deiner Wogen Fluth,
Aber dich erfleht die Liebe,
Dich bezwingt der Heldenmuth."

„Denn auch dich, den Gott der Wogen,
Rührte Eros' mächt'ger Bogen,
Als des goldnen Widders Flug
Helle, mit dem Bruder fliehend,
Schön in Jugendfülle blühend,
Ueber deine Tiefe trug.
Schnell, von ihrem Reiz besieget,
Griffst du aus dem finstern Schlund,
Zogst sie von des Widders Rücken
Nieder in den Meeresgrund."

„Eine Göttin mit dem Gotte,
In der tiefen Wassergrotte,
Lebt sie jetzt unsterblich fort;
Hilfreich der verfolgten Liebe,
Zähmt sie deine wilden Triebe,
Führt den Schiffer in den Port.
Schöne Helle, holde Göttin,
Selige, dich fleh' ich an:
Bring' auch heute den Geliebten
Mir auf der gewohnten Bahn!"

Und schon dunkelten die Fluthen,
Und sie ließ der Fackel Gluthen

Von dem hohen Söller wehn.
Leitend in den öden Reichen
Sollte das vertraute Zeichen
Der geliebte Wandrer sehn.
Und es saust und dröhnt von ferne,
Finster kräuselt sich das Meer,
Und es löscht das Licht der Sterne,
Und es naht gewitterschwer.

Auf des Pontus weite Fläche
Legt sich Nacht, und Wetterbäche
Stürzen aus der Wolken Schooß;
Blitze zucken in den Lüften,
Und aus ihren Felsengrüften
Werden alle Stürme los,
Wühlen ungeheure Schlünde
In den weiten Wasserschlund;
Gähnend, wie ein Höllenrachen,
Oeffnet sich des Meeres Grund.

„Wehe, weh mir!“ ruft die Arme
Jammernd. „Großer Zeus, erbarme!
Ach, was wagt' ich zu erflehn!
Wenn die Götter mich erhören,
Wenn er sich den falschen Meeren
Preis gab in des Sturmes Wehn!
Alle meergewohnten Vögel
Ziehen heim, in eil'ger Flucht;
Alle sturmerprobten Schiffe
Bergen sich in sichrer Bucht.“

„Ach, gewiß, der Unverzagte
Unternahm das oft Gewagte,
Denn ihn trieb ein mächt'ger Gott.
Er gelobte mir's beim Scheiden
Mit der Liebe heil'gen Eiden,
Ihn entbindet nur der Tod.

Ach, in diesem Augenblicke
Ringt er mit des Sturmes Wuth,
Und hinab in ihre Schlünde
Reißt ihn die empörte Fluth!"

„Falscher Pontus, deine Stille
War nur des Verrathes Hülle,
Einem Spiegel warst du gleich;
Tückisch ruhten deine Wogen,
Bis du ihn heraus betrogen
In dein falsches Lügenreich.
Jetzt, in deines Stromes Mitte,
Da die Rückkehr sich verschloß,
Lässest du auf den Verrathnen
Alle deine Schrecken los!"

Und es wächst des Sturmes Toben,
Hoch, zu Bergen aufgehoben,
Schwillt das Meer, die Brandung bricht
Schäumend sich am Fuß der Klippen;
Selbst das Schiff mit Eichenrippen
Nahte unzerschmettert nicht.
Und im Wind erlischt die Fackel,
Die des Pfades Leuchte war;
Schrecken bietet das Gewässer,
Schrecken auch die Landung dar.

Und sie fleht zur Aphrodite,
Daß sie dem Orkan gebiete,
Sänftige der Wellen Zorn,
Und gelobt, den strengen Winden
Reiche Opfer anzuzünden,
Einen Stier mit goldnem Horn.
Alle Göttinnen der Tiefe,
Alle Götter in der Höh'
Fleht sie, lindernd Oel zu gießen
In die sturmbewegte See.

„Höre meinen Ruf erschallen,
Steig' aus deinen grünen Hallen,
Selige Leukothea!
Die der Schiffer in dem öden
Wellenreich, in Sturmesnöthen
Rettend oft erscheinen sah.
Reich' ihm deinen heil'gen Schleier,
Der, geheimnißvoll gewebt,
Die ihn tragen, unverletzlich
Aus dem Grab der Fluthen hebt!"

Und die wilden Winde schweigen,
Hell an Himmels Rande steigen
Eos' Pferde in die Höh'.
Friedlich in dem alten Bette
Fließt das Meer in Spiegelglätte,
Heiter lächeln Luft und See.
Sanfter brechen sich die Wellen
An des Ufers Felsenwand,
Und sie schwemmen, ruhig spielend,
Einen Leichnam an den Strand.

Ja, er ist's, der auch entseelet
Seinem heil'gen Schwur nicht fehlet!
Schnellen Blicks erkennt sie ihn.
Keine Klage läßt sie schallen,
Keine Thräne sieht man fallen,
Kalt, verzweifelnd starrt sie hin.
Trostlos in die öde Tiefe
Blickt sie in des Aethers Licht,
Und ein edles Feuer röthet
Das erbleichte Angesicht.

„Ich erkenn' euch, ernste Mächte!
Strenge treibt ihr eure Rechte,
Furchtbar, unerbittlich ein.
Früh schon ist mein Lauf beschlossen;

Doch das Glück hab' ich genossen,
Und das schönste Loos war mein.
Lebend hab' ich deinem Tempel
Mich geweiht als Priesterin;
Dir ein freudig Opfer sterb' ich,
Venus, große Königin!"

Und mit fliegendem Gewande
Schwingt sie von des Thurmes Rande
In die Meerfluth sich hinab.
Hoch in seinen Fluthenreichen
Wälzt der Gott die heil'gen Leichen,
Und er selber ist ihr Grab.
Und mit seinem Raub zufrieden,
Zieht er freudig fort und gießt
Aus der unerschöpften Urne
Seinen Strom, der ewig fließt.

Kassandra.

Freude war in Trojas Hallen,
Eh die hohe Feste fiel;
Jubelhymnen hört man schallen
In der Saiten goldnes Spiel;
Alle Hände ruhen müde
Von dem thränenvollen Streit,
Weil der herrliche Pelide
Priams schöne Tochter freit.

Und geschmückt mit Lorbeerreisern,
Festlich wallet Schaar auf Schaar
Nach der Götter heil'gen Häusern,
Zu des Thymbriers Altar.
Dumpf erbrausend durch die Gassen
Wälzt sich die bachant'sche Lust,

Und in ihrem Schmerz verlassen
War nur eine traur'ge Brust.

Freudlos in der Freude Fülle,
Ungesellig und allein,
Wandelte Kassandra stille
In Apollos Lorbeerhain.
In des Waldes tiefste Gründe
Flüchtete die Seherin,
Und sie warf die Priesterbinde
Zu der Erde zürnend hin:

„Alles ist der Freude offen,
Alle Herzen sind beglückt,
Und die alten Eltern hoffen,
Und die Schwester steht geschmückt.
Ich allein muß einsam trauern,
Denn mich flieht der süße Wahn,
Und geflügelt diesen Mauern
Seh' ich das Verderben nahn."

„Eine Fackel seh' ich glühen,
Aber nicht in Hymens Hand;
Nach den Wolken seh' ich's ziehen,
Aber nicht wie Opferbrand.
Feste seh' ich froh bereiten
Doch im ahnungsvollen Geist
Hör' ich schon des Gottes Schreiten,
Der sie jammervoll zerreißt."

„Und sie schelten meine Klagen,
Und sie höhnen meinen Schmerz.
Einsam in die Wüste tragen
Muß ich mein gequältes Herz,
Von den Glücklichen gemieden
Und den Fröhlichen ein Spott!
Schweres hast du mir beschieden,
Pythischer, du arger Gott!"

„Dein Orakel zu verkünden,
Warum warfest du mich hin
In die Stadt der ewig Blinden
Mit dem aufgeschlossnen Sinn?
Warum gabst du mir zu sehen,
Was ich doch nicht wenden kann
Das verhängte muß geschehen,
Das Gefürchtete muß nahn."

„Frommt's, den Schleier aufzuheben,
Wo das nahe Schreckniß droht?
Nur der Irrthum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.
Nimm, o nimm die traur'ge Klarheit,
Mir vom Aug' den blut'gen Schein!
Schrecklich ist es, deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu sein."

„Meine Blindheit gib mir wieder
Und den fröhlich dunkeln Sinn!
Nimmer sang ich freud'ge Lieder,
Seit ich deine Stimme bin.
Zukunft hast du mir gegeben,
Doch du nahmst den Augenblick,
Nahmst der Stunde fröhlich Leben —
Nimm dein falsch Geschenk zurück!"

„Nimmer mit dem Schmuck der Bräute
Kränzt' ich mir das duft'ge Haar,
Seit ich deinem Dienst mich weihte
An dem traurigen Altar.
Meine Jugend war nur Weinen,
Und ich kannte nur den Schmerz,
Jede herbe Noth der Meinen
Schlug an mein empfindend Herz."

„Fröhlich seh' ich die Gespielen,
Alles um mich lebt und liebt

In der Jugend Luſtgefühlen,
Mir nur iſt das Herz getrübt.
Mir erſcheint der Lenz vergebens,
Der die Erde feſtlich ſchmückt;
Wer erfreute ſich des Lebens,
Der in ſeine Tiefen blickt!"

„Selig preiſ' ich Polyxenen
In des Herzens trunknem Wahn,
Denn den Beſten der Hellenen
Hofft ſie bräutlich zu umfahn.
Stolz iſt ihre Bruſt gehoben,
Ihre Wonne faßt ſie kaum,
Nicht euch, Himmliſche dort oben,
Neidet ſie in ihrem Traum."

„Und auch ich hab' ihn geſehen,
Den das Herz verlangend wählt!
Seine ſchönen Blicke flehen,
Von der Liebe Gluth beſeelt.
Gerne möcht' ich mit dem Gatten
In die heim'ſche Wohnung ziehn;
Doch es tritt ein ſtyg'ſcher Schatten
Nächtlich zwiſchen mich und ihn."

„Ihre bleichen Larven alle
Sendet mir Proſerpina;
Wo ich wandre, wo ich walle,
Stehen mir die Geiſter da.
In der Jugend frohe Spiele
Drängen ſie ſich grauſend ein,
Ein entſetzliches Gewühle!
Nimmer kann ich fröhlich ſein."

„Und den Mordſtahl ſeh' ich blinken
Und das Mörderauge glühn;
Nicht zur Rechten, nicht zu Linken
Kann ich vor dem Schreckniß fliehn;

Nicht die Blicke darf ich wenden,
Wissend, schauend, unverwandt
Muß ich mein Geschick vollenden
Fallend in dem fremden Land." —

Und noch hallen ihre Worte —
Horch! da dringt verworrner Ton
Fernher aus des Tempels Pforte,
Todt lag Thetis' großer Sohn!
Eris schüttelt ihre Schlangen,
Alle Götter fliehn davon,
Und des Donners Wolken hangen
Schwer herab auf Ilion.

Die Bürgschaft.

(Damon und Phintias.)

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Damon, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!"
Entgegnet ihm finster der Wütherich. —
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!" —
„Das sollst du am Kreuze bereuen."

„Ich bin," spricht jener, „zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen."

Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken;
Doch wisse, wenn sie verstrichen, die Frist,
Eh du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen."

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande."

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenroth scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen.
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,

Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen."

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wuth,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet.
Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Muth
Und wirft sich hinein in die brausende Fluth
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr?" ruft er, vor Schrecken bleich,
„Ich habe nichts, als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!"
Und entreißt die Keule dem Nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!"
Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Kniee.

„O hast du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben!"

Und horch! da sprudelt es silberhell,
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen,
Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen."

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen;
Da schimmern in Abendroths Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsetzt den Gebieter:

„Zurück! du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben." —

„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht,
Ein Retter, willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Deß rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht,
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue!"

Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker!" ruft er, „erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!"

Und Erstaunen ergreifet das Volk umher,
In den Armen liegen sich beide
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermähr';
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen.

Und blicket sie lange verwundert an;
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn;
So nehmet auch mich zum Genossen an!
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der dritte."

Der Taucher.

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen."

Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?"

Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
„Ist keiner, der sich hinunter waget?"

Doch alles noch stumm bleibt wie zuvor;
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsen Hang
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunter schlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schooße.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
Und geheimnißvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen; er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!"
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Und wärfst du die Krone selber hinein
Und sprächst: Wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein —
Mich gelüstete nicht nach dem theuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß gäh in die Tiefe hinab:

Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem alles verschlingenden Grab —
Und heller und heller wie Sturmes Sausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schooße.

Und sieh! aus dem finster fluthenden Schooß,
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
Und er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und athmete lang und athmete tief,
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
„Er lebt! er ist da! es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele!"

Und er kommt; es umringt ihn die jubelnde Schaar;
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

„Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da athmet im rosigten Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht

Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen."

„Es riß mich hinunter blitzesschell,
Da stürzt' mir aus felsigtem Schacht
Wildfluthend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelstroms wüthende Macht,
Und wie ein Kreisel mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen."

„Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchsten schrecklichen Noth,
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod.
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er ins Bodenlose gefallen."

„Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsterniß da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt in dem furchtbaren Höllenrachen."

„Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers gräuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne."

„Und da hing ich, und war's mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hilfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede."

„Und schaudernd dacht' ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Laß ich los der Koralle umklammerten Zweig;
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben,
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben."

Der König darob sich verwundert schier
Und spricht: „Der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sahst auf des Meers tiefunterstem Grunde."

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat euch bestanden, was keiner besteht,
Und könnt ihr des Herzens Gelüsten nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen."

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein
Und sollst sie als Ehgemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen."

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt
Und sieht sie erbleichen und sinken hin;
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück;
Sie verkündigt der donnernde Schall;

Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

Ritter Toggenburg.

„Ritter, treue Schwesterliebe
„Widmet euch dies Herz;
„Fordert keine andre Liebe,
„Denn es macht mir Schmerz.
„Ruhig mag ich euch erscheinen,
„Ruhig gehen sehn.
„Eurer Augen stilles Weinen
„Kann ich nicht verstehn."

Und er hört's mit stummem Harme,
Reißt sich blutend los,
Preßt sie heftig in die Arme,
Schwingt sich auf sein Roß,
Schickt zu seinen Mannen allen
In dem Lande Schweiz;
Nach dem heil'gen Grab sie wallen,
Auf der Brust das Kreuz.

Große Thaten dort geschehen
Durch der Helden Arm;
Ihres Helmes Büsche wehen
In der Feinde Schwarm;
Und des Toggenburgers Name
Schreckt den Muselmann;
Doch das Herz von seinem Grame
Nicht genesen kann.

Und ein Jahr hat er's getragen,
Trägt's nicht länger mehr;

Ruhe kann er nicht erjagen
Und verläßt das Heer;
Sieht ein Schiff an Joppes Strande,
Das die Segel bläht,
Schiffet heim zum theuren Lande,
Wo ihr Athem weht.

Und an ihres Schlosses Pforte
Klopft der Pilger an;
Ach, und mit dem Donnerworte
Wird sie aufgethan:
„Die ihr suchet, trägt den Schleier,
„Ist des Himmels Braut,
„Gestern war des Tages Feier,
„Der sie Gott getraut."

Da verlässet er auf immer
Seiner Väter Schloß,
Seine Waffen sieht er nimmer,
Noch sein treues Roß.
Von der Toggenburg hernieder
Steigt er unbekannt,
Denn es deckt die edeln Glieder
Härenes Gewand.

Und erbaut sich eine Hütte
Jener Gegend nah,
Wo das Kloster aus der Mitte
Düstrer Linden sah;
Harrend von des Morgens Lichte
Bis zu Abends Schein,
Stille Hoffnung im Gesichte,
Saß er da allein.

Blickte nach dem Kloster drüben,
Blickte stundenlang
Nach dem Fenster seiner Lieben,
Bis das Fenster klang,

Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunterneigte,
Ruhig, engelmild.

Und dann legt' er froh sich nieder,
Schlief getröstet ein,
Still sich freuend, wenn es wieder
Morgen würde sein.
Und so saß er viele Tage,
Saß viel Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage,
Bis das Fenster klang,

Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.
Und so saß er, eine Leiche,
Eines Morgens da;
Nach dem Fenster noch das bleiche
Stille Antlitz sah.

Der Kampf mit dem Drachen.

Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort?
Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?
Es rottet sich im Sturm zusammen,
Und einen Ritter, hoch zu Roß,
Gewahr' ich aus dem Menschentroß;
Und hinter ihm, welch Abenteuer!
Bringt man geschleppt ein Ungeheuer;
Ein Drache scheint es von Gestalt
Mit weitem Krokodilesrachen,

Und alles blickt verwundert bald
Den Ritter an und bald den Drachen.

Und tausend Stimmen werden laut:
„Das ist der Lindwurm, kommt und schaut,
Der Hirt und Heerden uns verschlungen!
Das ist der Held, der ihn bezwungen!
Viel andre zogen vor ihm aus,
Zu wagen den gewalt'gen Strauß,
Doch keinen sah man wiederkehren;
Den kühnen Ritter soll man ehren!"
Und nach dem Kloster geht der Zug,
Wo Sanct Johanns des Täufers Orden,
Die Ritter des Spitals, im Flug
Zu Rathe sind versammelt worden.

Und vor den edeln Meister tritt
Der Jüngling mit bescheidnem Schritt;
Nachdrängt das Volk, mit wildem Rufen,
Erfüllend des Geländers Stufen.
Und jener nimmt das Wort und spricht:
„Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht.
Der Drache, der das Land verödet,
Er liegt von meiner Hand getödtet;
Frei ist dem Wanderer der Weg,
Der Hirte treibe ins Gefilde,
Froh walle auf dem Felsensteg
Der Pilger zu dem Gnadenbilde."

Doch strenge blickt der Fürst ihn an
Und spricht: „Du hast als Held gethan;
Der Muth ist's, der den Ritter ehret,
Du hast den kühnen Geist bewähret.
Doch sprich! was ist die erste Pflicht
Des Ritters, der für Christum ficht,
Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen?"
Und alle rings herum erbleichen.

Doch er, mit edlem Anstand, spricht,
Indem er sich erröthend neiget:
„Gehorsam ist die erste Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeiget."

„Und diese Pflicht, mein Sohn," versetzt
Der Meister, „hast du frech verletzt.
Den Kampf, den das Gesetz versaget,
Hast du mit frevlem Muth gewaget!" —
„Herr, richte, wenn du alles weißt,"
Spricht jener mit gesetztem Geist,
„Denn des Gesetzes Sinn und Willen
Vermeint' ich treulich zu erfüllen.
Nicht unbedachtsam zog ich hin,
Das Ungeheuer zu bekriegen;
Durch List und kluggewandten Sinn
Versucht' ich's, in dem Kampf zu siegen."

„Fünf unsers Ordens waren schon,
Die Zierden der Religion,
Des kühnen Muthes Opfer worden;
Da wehrtest du den Kampf dem Orden.
Doch an dem Herzen nagte mir
Der Unmuth und die Streitbegier,
Ja, selbst im Traum der stillen Nächte
Fand ich mich keuchend im Gefechte;
Und wenn der Morgen dämmernd kam
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da faßte mich ein wilder Gram,
Und ich beschloß, es frisch zu wagen."

„Und zu mir selber sprach ich dann:
Was schmückt den Jüngling, ehrt den Mann?
Was leisteten die tapfern Helden,
Von denen uns die Lieder melden,
Die zu der Götter Glanz und Ruhm
Erhub das blinde Heidenthum?

Sie reinigten von Ungeheuern
Die Welt in kühnen Abenteuern,
Begegneten im Kampf dem Leun
Und rangen mit dem Minotauren,
Die armen Opfer zu befrein,
Und ließen sich das Blut nicht dauren."

„Ist nur der Saracen es werth,
Daß ihn bekämpft des Christen Schwert?
Bekriegt er nur die falschen Götter?
Gesandt ist er der Welt zum Retter,
Von jeder Noth und jedem Harm
Befreien muß sein starker Arm;
Doch seinen Muth muß Weisheit leiten,
Und List muß mit der Stärke streiten.
So sprach ich oft und zog allein,
Des Raubthiers Fährte zu erkunden;
Da flößte mir der Geist es ein,
Froh rief ich aus: Ich hab's gefunden!"

„Und trat zu dir und sprach dies Wort:
„„Mich zieht es nach der Heimath fort.""
Du, Herr, willfahrtest meinen Bitten,
Und glücklich war das Meer durchschnitten.
Kaum stieg ich aus am heim'schen Strand,
Gleich ließ ich durch des Künstlers Hand,
Getreu den wohlbemerkten Zügen,
Ein Drachenbild zusammenfügen.
Auf kurzen Füßen wird die Last
Des langen Leibes aufgethürmet;
Ein schuppicht Panzerhemd umfaßt
Den Rücken, den es furchtbar schirmet."

„Lang strecket sich der Hals hervor,
Und gräßlich, wie ein Höllenthor,
Als schnappt' es gierig nach der Beute,
Eröffnet sich des Rachens Weite,

Und aus dem schwarzen Schlunde dräun
Der Zähne stachelichte Reihn;
Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,
Die kleinen Augen sprühen Blitze;
In einer Schlange endigt sich
Des Rückens ungeheure Länge,
Rollt um sich selber fürchterlich,
Daß es um Mann und Roß sich schlänge."

„Und alles bild' ich nach genau
Und kleid' es in ein scheußlich Grau;
Halb Wurm erschien's, halb Molch und Drache,
Gezeuget in der gift'gen Lache.
Und als das Bild vollendet war,
Erwähl' ich mir ein Doggenpaar,
Gewaltig, schnell, von flinken Läufen,
Gewohnt, den wilden Ur zu greifen.
Die hetz' ich auf den Lindwurm an,
Erhitze sie zu wildem Grimme,
Zu fassen ihn mit scharfem Zahn,
Und lenke sie mit meiner Stimme."

„Und wo des Bauches weiches Vließ
Den scharfen Bissen Blöße ließ,
Da reiz' ich sie, den Wurm zu packen,
Die spitzen Zähne einzuhacken.
Ich selbst, bewaffnet mit Geschoß,
Besteige mein arabisch Roß,
Von adeliger Zucht entstammet;
Und als ich seinen Zorn entflammet,
Rasch auf den Drachen spreng' ich's los
Und stachl' es mit den scharfen Sporen
Und werfe zielend mein Geschoß,
Als wollt' ich die Gestalt durchbohren."

„Ob auch das Roß sich grauend bäumt
Und knirscht und in den Zügel schäumt,

Und meine Doggen ängstlich stöhnen,
Nicht rast' ich, bis sie sich gewöhnen.
So üb' ich's aus mit Emsigkeit,
Bis dreimal sich der Mond erneut,
Und als sie jedes recht begriffen,
Führ' ich sie her auf schnellen Schiffen.
Der dritte Morgen ist es nun,
Daß mir's gelungen, hier zu landen;
Den Gliedern gönnt' ich kaum zu ruhn,
Bis ich das große Werk bestanden."

„Denn heiß erregte mir das Herz
Des Landes frisch erneuter Schmerz,
Zerrissen fand man jüngst die Hirten,
Die nach dem Sumpfe sich verirrten.
Und ich beschließe rasch die That,
Nur von dem Herzen nehm' ich Rath.
Flugs unterricht' ich meine Knappen,
Besteige den versuchten Rappen,
Und von dem edeln Doggenpaar
Begleitet, auf geheimen Wegen,
Wo meiner That kein Zeuge war,
Reit' ich dem Feinde frisch entgegen."

„Das Kirchlein kennst du, Herr, das hoch
Auf eines Felsenberges Joch,
Der weit die Insel überschauet,
Des Meisters kühner Geist erbauet.
Verächtlich scheint es, arm und klein,
Doch ein Mirakel schließt es ein,
Die Mutter mit dem Jesusknaben,
Den die drei Könige begaben.
Auf dreimal dreißig Stufen steigt
Der Pilgrim nach der steilen Höhe;
Doch hat er schwindelnd sie erreicht,
Erquickt ihn seines Heilands Nähe."

„Tief in den Fels, auf dem es hängt,
Ist eine Grotte eingesprengt,
Vom Thau des nahen Moors befeuchtet,
Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet.
Hier hauste der Wurm und lag,
Den Raub erspähend, Nacht und Tag.
So hielt er, wie der Höllendrache,
Am Fuß des Gotteshauses Wache;
Und kam der Pilgrim hergewallt
Und lenkte in die Unglücksstraße,
Hervorbrach aus dem Hinterhalt
Der Feind und trug ihn fort zum Fraße."

„Den Felsen stieg ich jetzt hinan,
Eh' ich den schweren Strauß begann;
Hier kniet' ich vor dem Christuskinde
Und reinigte mein Herz von Sünde.
Drauf gürt' ich mir im Heiligthum,
Den blanken Schmuck der Waffen um,
Bewehre mit dem Spieß die Rechte,
Und nieder steig' ich zum Gefechte.
Zurücke bleibt der Knappen Troß;
Ich gebe scheidend die Befehle
Und schwinge mich behend auf's Roß,
Und Gott empfehl' ich meine Seele."

„Kaum seh' ich mich im ebnen Plan,
Flugs schlagen meine Doggen an,
Und bang beginnt das Roß zu keuchen
Und bäumet sich und will nicht weichen;
Denn nahe liegt, zum Knäul geballt,
Des Feindes scheußliche Gestalt
Und sonnet sich auf warmem Grunde.
Auf jagen ihn die flinken Hunde;
Doch wenden sie sich pfeilgeschwind,
Als es den Rachen gähnend theilet
Und von sich haucht den gift'gen Wind
Und winselnd wie der Schakal heulet."

„Doch schnell erfrisch' ich ihren Muth,
Sie fassen ihren Feind mit Wuth,
Indem ich nach des Thieres Lende
Aus starker Faust den Speer versende;
Doch machtlos, wie ein dünner Stab,
Prallt er vom Schuppenpanzer ab,
Und eh' ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet sich mein Roß und scheuet
An seinem Basiliskenblick
Und seines Athems gift'gem Wehen,
Und mit Entsetzen springt's zurück,
Und jetzo war's um mich geschehen —"

„Da schwing' ich mich behend vom Roß,
Schnell ist des Schwertes Schneide bloß;
Doch alle Streiche sind verloren,
Den Felsenharnisch zu durchbohren.
Und wüthend mit des Schweifes Kraft
Hat es zur Erde mich gerafft;
Schon seh' ich seinen Rachen gähnen,
Es haut nach mir mit grimmen Zähnen,
Als meine Hunde, wuthentbrannt,
An seinen Bauch mit grimm'gen Bissen
Sich warfen, daß es heulend stand,
Von ungeheurem Schmerz zerrissen."

„Und, eh' es ihren Bissen sich
Entwindet, rasch erheb' ich mich,
Erspähe mir des Feindes Blöße
Und stoße tief ihm ins Gekröse,
Nachbohrend bis ans Heft, den Stahl.
Schwarzquellend springt des Blutes Strahl,
Hin sinkt es und begräbt im Falle
Mich mit des Leibes Riesenballe,
Daß schnell die Sinne mir vergehn;
Und als ich neugestärkt erwache,
Seh' ich die Knappen um mich stehn,
Und todt im Blute liegt der Drache."

Des Beifalls lang gehemmte Lust
Befreit jetzt aller Hörer Brust,
So wie der Ritter dies gesprochen;
Und zehnfach am Gewölb gebrochen,
Wälzt der vermischten Stimmen Schall
Sich brausend fort im Wiederhall.
Laut fordern selbst des Ordens Söhne,
Daß man die Heldenstirne kröne,
Und dankbar im Triumphgepräng
Will ihn das Volk dem Volke zeigen;
Da faltet seine Stirne streng
Der Meister und gebietet Schweigen.

Und spricht: „Den Drachen, der dies Land
Verheert, schlugst du mit tapfrer Hand;
Ein Gott bist du dem Volke worden,
Ein Feind kommst du zurück dem Orden,
Und einen schlimmern Wurm gebar
Dein Herz, als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben stiftet,
Das ist der widerspenst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn der ist's, der die Welt zerstöret."

„Muth zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck;
Denn wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtesblöße,
Da stifteten, auf heil'gem Grund,
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen.
Dich hat der eitle Ruhm bewegt,
Drum wende dich aus meinen Blicken!
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken."

Da bricht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus,
Um Gnade flehen alle Brüder;
Doch schweigend blickt der Jüngling nieder,
Still legt er von sich das Gewand
Und küßt des Meisters strenge Hand
Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke,
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und spricht: „Umarme mich, mein Sohn!
Dir ist der härt're Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz. Es ist der Lohn
Der Demuth, die sich selbst bezwungen."

Der Gang nach dem Eisenhammer.

Ein frommer Knecht war Fridolin
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gebieterin,
Der Gräfin von Savern.
Sie war so sanft, sie war so gut;
Doch auch der Launen Uebermuth
Hätt' er geeifert zu erfüllen
Mit Freudigkeit, um Gottes willen.

Früh von des Tages erstem Schein,
Bis spät die Vesper schlug,
Lebt' er nur ihrem Dienst allein,
That nimmer sich genug.
Und sprach die Dame: „Mach dir's leicht!"
Da wurd' ihm gleich das Auge feucht,
Und meinte, seiner Pflicht zu fehlen,
Durft' er sich nicht im Dienste quälen.

Drum vor dem ganzen Dienertroß
Die Gräfin ihn erhob;

Aus ihrem schönen Munde floß
Sein unerschöpftes Lob.
Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
Es gab sein Herz ihm Kindesrecht;
Ihr klares Auge mit Vergnügen
Hing an den wohlgestalten Zügen.

Darob entbrennt in Roberts Brust,
Des Jägers, gift'ger Groll,
Dem längst von böser Schadenlust
Die schwarze Seele schwoll;
Und trat zum Grafen, rasch zur That
Und offen des Verführers Rath,
Als einst vom Jagen heim sie kamen,
Streut' ihm ins Herz des Argwohns Samen:

„Wie seid ihr glücklich, edler Graf,"
Hub er voll Argliſt an,
„Euch raubet nicht den goldnen Schlaf
Des Zweifels gift'ger Zahn;
Denn ihr besitzt ein edles Weib,
Es gürtet Scham den keuschen Leib.
Die fromme Treue zu berücken,
Wird nimmer dem Versucher glücken."

Da rollt der Graf die finstern Brau'n:
„Was red'st du mir, Gesell?
Werd' ich auf Weibestugend bau'n,
Beweglich wie die Well'?
Leicht locket sie des Schmeichlers Mund;
Mein Glaube steht auf festerm Grund.
Vom Weib des Grafen von Saverne
Bleibt, hoff' ich, der Versucher ferne."

Der andre spricht: „So denkt ihr recht.
Nur euren Spott verdient
Der Thor, der, ein geborner Knecht,
Ein solches sich erkühnt

Und zu der Frau, die ihm gebeut,
Erhebt der Wünsche Lüsternheit" —
„Was?" fällt ihm jener ein und bebet,
„Red'st du von einem, der da lebet?" —

„Ja doch, was aller Mund erfüllt,
Das bärg' sich meinem Herrn!
Doch, weil ihr's denn mit Fleiß verhüllt,
So unterdrück' ich's gern" —
„Du bist des Todes, Bube, sprich!"
Ruft jener streng und fürchterlich.
„Wer hebt das Aug zu Kunigonden?" —
„Nun ja, ich spreche von dem Blonden."

„Er ist nicht häßlich von Gestalt,"
Fährt er mit Arglist fort,
Indem's den Grafen heiß und kalt
Durchrieselt bei dem Wort.
„Ist's möglich, Herr? Ihr saht es nie,
Wie er nur Augen hat für sie?
Bei Tafel eurer selbst nicht achtet,
An ihren Stuhl gefesselt schmachtet?"

„Seht da die Verse, die er schrieb
Und seine Gluth gesteht" —
„Gesteht!" — „Und sie um Gegenlieb,
Der freche Bube! fleht.
Die gnäd'ge Gräfin, sanft und weich,
Aus Mitleid wohl verbarg sie's euch;
Mich reuet jetzt, daß mir's entfahren,
Denn, Herr, was habt ihr zu befahren?"

Da ritt in seines Zornes Wuth
Der Graf ins nahe Holz,
Wo ihm in hoher Oefen Gluth
Die Eisenstufe schmolz.
Hier nährten früh und spat den Brand
Die Knechte mit geschäft'ger Hand;

Der Funke sprüht, die Bälge blasen,
Als gält' es, Felsen zu verglasen.

Des Wassers und des Feuers Kraft
Verbündet sieht man hier;
Das Mühlrad, von der Fluth gerafft,
Umwälzt sich für und für;
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und bildsam von den mächt'gen Streichen,
Muß selbst das Eisen sich erweichen.

Und zweien Knechten winket er,
Bedeutet sie und sagt:
„Den ersten, den ich sende her,
Und der euch also fragt:
„„Habt ihr befolgt des Herren Wort?""
Den werft mir in die Hölle dort,
Daß er zu Asche gleich vergehe,
Und ihn mein Aug nicht weiter sehe!"

Deß freut sich das entmenschte Paar
Mit roher Henkerslust,
Denn fühllos, wie das Eisen, war
Das Herz in ihrer Brust.
Und frischer mit der Bälge Hauch
Erhitzen sie des Ofens Bauch
Und schicken sich mit Mordverlangen,
Das Todesopfer zu empfangen.

Drauf Robert zum Gesellen spricht
Mit falschem Heuchelschein:
„Frisch auf, Gesell, und säume nicht,
Der Herr begehret dein."
Der Herr, der spricht zu Fridolin:
„Mußt gleich zum Eisenhammer hin,
Und frage mir die Knechte dorten,
Ob sie gethan nach meinen Worten?"

Und jener spricht: „Es soll geschehn!“
Und macht sich flugs bereit.
Doch sinnend bleibt er plötzlich stehn:
„Ob sie mir nichts gebeut?“
Und vor die Gräfin stellt er sich:
„Hinaus zum Hammer schickt man mich;
So sag, was kann ich dir verrichten?
Denn dir gehören meine Pflichten.“

Darauf die Dame von Savern
Versetzt mit sanftem Ton:
„Die heil'ge Messe hört' ich gern,
Doch liegt mir krank der Sohn!
So gehe denn, mein Kind, und sprich
In Andacht ein Gebet für mich,
Und denkst du reuig deiner Sünden,
So laß auch mich die Gnade finden.“

Und froh der vielwillkommnen Pflicht,
Macht er im Flug sich auf,
Hat noch des Dorfes Ende nicht
Erreicht im schnellen Lauf,
Da tönt ihm von dem Glockenstrang
Hellschlagend des Geläutes Klang,
Das alle Sünder, hochbegnadet,
Zum Sacramente festlich ladet.

„Dem lieben Gotte weich nicht aus,
Find'st du ihn auf dem Weg!“ —
Er spricht's und tritt ins Gotteshaus;
Kein Laut ist hier noch reg';
Denn um die Ernte war's, und heiß
Im Felde glüht' der Schnitter Fleiß.
Kein Chorgehilfe war erschienen,
Die Messe kundig zu bedienen.

Entschlossen ist er alsobald
Und macht den Sacristan;

„Das," spricht er, „ist kein Aufenthalt,
Was fördert himmelan."
Die Stola und das Cingulum
Hängt er dem Priester dienend um,
Bereitet hurtig die Gefäße,
Geheiliget zum Dienst der Messe.

Und als er dies mit Fleiß gethan,
Tritt er als Ministrant
Dem Priester zum Altar voran,
Das Meßbuch in der Hand,
Und knieet rechts und knieet links
Und ist gewärtig jedes Winks,
Und als des Sanctus Worte kamen,
Da schellt er dreimal bei dem Namen.

Drauf als der Priester fromm sich neigt
Und, zum Altar gewandt,
Den Gott, den gegenwärt'gen, zeigt
In hocherhabner Hand,
Da kündet es der Sacristan
Mit hellem Glöcklein klingend an,
Und alles kniet und schlägt die Brüste,
Sich fromm bekreuzend vor dem Christe.

So übt er jedes pünktlich aus
Mit schnell gewandtem Sinn;
Was Brauch ist in dem Gotteshaus,
Er hat es alles inn
Und wird nicht müde bis zum Schluß,
Bis beim Vobiscum Dominus
Der Priester zur Gemein' sich wendet,
Die heil'ge Handlung segnend endet.

Da stellt er jedes wiederum
In Ordnung säuberlich;
Erst reinigt er das Heiligthum,
Und dann entfernt er sich

Und eilt, in des Gewissens Ruh,
Den Eisenhütten heiter zu,
Spricht unterwegs, die Zahl zu füllen,
Zwölf Paternoster noch im Stillen.

Und als er rauchen sieht den Schlot
Und sieht die Knechte stehn,
Da ruft er: „Was der Graf gebot,
Ihr Knechte, ist's geschehn?"
Und grinsend zerren sie den Mund
Und deuten in des Ofens Schlund:
„Der ist besorgt und aufgehoben,
Der Graf wird seine Diener loben."

Die Antwort bringt er seinem Herrn
In schnellem Lauf zurück.
Als der ihn kommen sieht von fern,
Kaum traut er seinem Blick:
„Unglücklicher! wo kommst du her?" —
„Vom Eisenhammer." — „Nimmermehr!
So hast du dich im Lauf verspätet?" —
„Herr, nur so lang, bis ich gebetet."

„Denn, als von eurem Angesicht
Ich heute ging, verzeiht!
Da fragt' ich erst, nach meiner Pflicht,
Bei der, die mir gebeut.
Die Messe, Herr, befahl sie mir
Zu hören; gern gehorcht' ich ihr
Und sprach der Rosenkränze viere
Für euer Heil und für das ihre."

In tiefes Staunen sinket hier
Der Graf, entsetzet sich:
„Und welche Antwort wurde dir
Am Eisenhammer? sprich!" —
„Herr, dunkel war der Rede Sinn,
Zum Ofen wies man lachend hin:

Der ist besorgt und aufgehoben,
Der Graf wird seine Diener loben." —

„Und Robert?" fällt der Graf ihm ein,
Es überläuft ihn kalt,
„Sollt' er dir nicht begegnet sein?
Ich sandt' ihn doch zum Wald." —
„Herr, nicht im Wald, nicht in der Flur
Fand ich von Robert eine Spur" —
„Nun," ruft der Graf und steht vernichtet,
„Gott selbst im Himmel hat gerichtet!"

Und gütig, wie er nie gepflegt,
Nimmt er des Dieners Hand,
Bringt ihn der Gattin, tiefbewegt,
Die nichts davon verstand:
„Dies Kind, kein Engel ist so rein,
Laßt's eurer Huld empfohlen sein!
Wie schlimm wir auch berathen waren,
Mit dem ist Gott und seine Schaaren."

Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolphs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balcon
Das Volk in freud'gem Gedränge;

Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare;
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste?" —

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger," spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde,
„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,

Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Aufs Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern;
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
Voran kam der Meßner geschritten."

„Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit glaubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluthen geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte;
Und beiseit legt jener das Sacrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte."

„Was schaffst du? redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet;
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil
Durchwaten mit nackenden Füßen."

„Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der andre die Reise vollführet,
Und am nächsten Morgen, mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet."

„Nicht wolle das Gott, rief mit Demuthsinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinnst,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben."

„So mög' euch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren euch bringen hier und dort,
So wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blühn sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen euch bringen in euer Haus
Und glänzen die spätsten Geschlechter!"

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.

Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Anmerkung. — Tschudi, der uns diese Anekdote überliefert hat, erzählt auch, daß der Priester, dem dieses mit dem Grafen von Habsburg begegnet, nachher Caplan bei dem Kurfürsten von Mainz geworden und nicht wenig dazu beigetragen habe, bei der nächsten Kaiserwahl, die auf das große Interregnum erfolgte, die Gedanken des Kurfürsten auf den Grafen von Habsburg zu richten. — Für die, welche die Geschichte jener Zeit kennen, bemerke ich noch, daß ich recht gut weiß, daß Böhmen sein Erzamt bei Rudolphs Kaiserkrönung nicht ausübte.

Der Handschuh.

Vor seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz,
Und um ihn die Großen der Krone,
Und rings auf hohem Balcone
Die Damen in schönem Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger,
Aufthut sich der weite Zwinger,
Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt
Und sieht sich stumm
Rings um,
Mit langem Gähnen,
Und schüttelt die Mähnen
Und streckt die Glieder,
Und legt sich nieder.

Und der König winkt wieder,
Da öffnet sich behend
Ein zweites Thor,
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor.
Wie der den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif
Und recket die Zunge,
Und im Kreise scheu
Umgeht er den Leu
Grimmig schnurrend,
Drauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder,
Da speit das doppelt geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf einmal aus,
Die stürzen mit muthiger Kampfbegier
Auf das Tigerthier;
Das packt sie mit seinen grimmigen Tatzen,
Und der Leu mit Gebrüll
Richtet sich auf, da wird's still;
Und herum im Kreis,
Von Mordsucht heiß,
Lagern sich die gräulichen Katzen.

Da fällt von des Altans Rand
Ein Handschuh von schöner Hand
Zwischen den Tiger und den Leun
Mitten hinein.

Und zu Ritter Delorges, spottender Weis',
Wendet sich Fräulein Kunigund:

„Herr Ritter, ist eure Lieb' so heiß,
Wie ihr mir's schwört zu jeder Stund,
Ei, so hebt mir den Handschuh auf!"

Und der Ritter, in schnellem Lauf,
Steigt hinab in den furchtbarn Zwinger
Mit festem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit keckem Finger.

Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehen's die Ritter und Edelfrauen,
Und gelassen bringt er den Handschuh zurück.
Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde,
Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheißt ihm sein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht:
„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!"
Und verläßt sie zur selben Stunde.

Das verschleierte Bild zu Sais.

Ein Jüngling, den des Wissens heißer Durst
Nach Sais in Aegypten trieb, der Priester
Geheime Weisheit zu erlernen, hatte
Schon manchen Grad mit schnellem Geist durcheilt;
Stets riß ihn seine Forschbegierde weiter,
Und kaum besänftigte der Hierophant
Den ungeduldig Strebenden. „Was hab' ich,
Wenn ich nicht alles habe," sprach der Jüngling,
„Gibt's etwa hier ein Weniger und Mehr?
Ist deine Wahrheit, wie der Sinne Glück,
Nur eine Summe, die man größer, kleiner
Besitzen kann und immer doch besitzt?

Ist sie nicht eine einz'ge, ungetheilte?
Nimm einen Ton aus einer Harmonie,
Nimm eine Farbe aus dem Regenbogen,
Und alles, was dir bleibt, ist nichts, so lang
Das schöne All der Töne fehlt und Farben."

Indem sie einst so sprachen, standen sie
In einer einsamen Rotonde still,
Wo ein verschleiert Bild von Riesengröße
Dem Jüngling in die Augen fiel. Verwundert
Blickt er den Führer an und spricht: „Was ist's,
Das hinter diesem Schleier sich verbirgt?" —
„Die Wahrheit," ist die Antwort. — „Wie?" ruft jener,
„Nach Wahrheit streb' ich ja allein, und diese
Gerade ist es, die man mir verhüllt?"

„Das mache mit der Gottheit aus," versetzt
Der Hierophant. „Kein Sterblicher, sagt sie,
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
Und wer mit ungeweihter, schuld'ger Hand
Den heiligen, verbotnen früher hebt,
Der, spricht die Gottheit" — „Nun?" — „Der sieht die
Wahrheit." —
„Ein seltsamer Orakelspruch! Du selbst,
Du hättest also niemals ihn gehoben?" —
„Ich? Wahrlich nicht! Und war auch nie dazu
Versucht." — „Das fass' ich nicht. Wenn von der Wahrheit
Nur diese dünne Scheidewand mich trennte" —
„Und ein Gesetz," fällt ihm sein Führer ein,
„Gewichtiger, mein Sohn, als du es meinst,
Ist dieser dünne Flor — für deine Hand
Zwar leicht, doch centnerschwer für dein Gewissen."

Der Jüngling ging gedankenvoll nach Hause;
Ihm raubt des Wissens brennende Begier
Den Schlaf, er wälzt sich glühend auf dem Lager
Und rafft sich auf um Mitternacht. Zum Tempel

Führt unfreiwillig ihn der scheue Tritt.
Leicht ward es ihm, die Mauer zu ersteigen,
Und mitten in das Innre der Rotonde
Trägt ein beherzter Sprung den Wagenden.

Hier steht er nun, und grauenvoll umfängt
Den Einsamen die lebenlose Stille,
Die nur der Tritte hohler Wiederhall
In den geheimen Grüften unterbricht.
Von oben durch der Kuppel Oeffnung wirft
Der Mond den bleichen, silberblauen Schein,
Und furchtbar, wie ein gegenwärt'ger Gott,
Erglänzt durch des Gewölbes Finsternisse
In ihrem langen Schleier die Gestalt.

Er tritt hinan mit ungewissem Schritt;
Schon will die freche Hand das Heilige berühren,
Da zuckt es heiß und kühl durch sein Gebein
Und stößt ihn weg mit unsichtbarem Arme.
Unglücklicher, was willst du thun? so ruft
In seinem Innern eine treue Stimme.
Versuchen den Allheiligen willst du?
Kein Sterblicher, sprach des Orakels Mund,
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
Doch setzte nicht derselbe Mund hinzu:
Wer diesen Schleier hebt, soll Wahrheit schauen?
„Sei hinter ihm, was will! Ich heb' ihn auf."
Er ruft's mit lauter Stimm': „Ich will sie schauen."
Schauen!
Gellt ihm ein langes Echo spottend nach.

Er spricht's und hat den Schleier aufgedeckt.
„Nun," fragt ihr, „und was zeigte sich ihm hier?"
Ich weiß es nicht. Besinnungslos und bleich,
So fanden ihn am andern Tag die Priester
Am Fußgestell der Isis ausgestreckt.
Was er allda gesehen und erfahren,

Hat seine Zunge nie bekannt. Auf ewig
War seines Lebens Heiterkeit dahin,
Ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe.
„Weh dem," dies war sein warnungsvolles Wort,
Wenn ungestüme Frager in ihn drangen,
„Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld!
„Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein."

Die Theilung der Erde.

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu; nehmt, sie soll euer sein.
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen;
Doch theilt euch brüderlich darein.

Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig Jung und Alt.
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birschte durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
Der Abt wählt sich den edlen Firnewein,
Der König sperrt die Brücken und die Straßen
Und sprach: der Zehente ist mein.

Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern';
Ach, da war überall nichts mehr zu sehen,
Und alles hatte seinen Herrn.

Weh mir! so soll denn ich allein von allen
Vergessen sein, ich, dein getreuster Sohn?
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen
Und warf sich hin vor Jovis Thron.

Wenn du im Land der Träume dich verweilet,
Versetzt der Gott, so hadre nicht mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt getheilet?
Ich war, sprach der Poet, bei dir.

Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!

Was thun? spricht Zeus, — die Welt ist weggegeben,
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein.

Das Mädchen aus der Fremde.

In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen schön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam;
Und schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Beseligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit;
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur.

Und theilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beschenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäste;
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.

Das Ideal und das Leben.

Ewigklar und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin.
Monde wechseln und Geschlechter fliehen;
Ihrer Götterjugend Rosen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl;
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blick sich weiden;
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.
Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres' Tochter nicht;
Nach dem Apfel greift sie, und es bindet
Ewig sie des Orkus Pflicht.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;

Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem styg'schen Strome,
Wie sie stand im himmlischen Gefild,
Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
Die Unsterbliche herunter stieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erscheinet hier der Sieg.

Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,
Den Erschöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz.
Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
Reißt das Leben euch in seine Fluthen,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber sinkt des Muthes kühner Flügel
Bei der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
Freudig das erflogne Ziel.

Wenn es gilt, zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen,
Und mit krachendem Getös die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.

Muth allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt.
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt.

Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit stille Schattenlande,
Und auf seiner Wellen Silberrande
Malt Aurora sich und Hesperus.
Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
In der Anmuth freiem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe,
Und verschwunden ist der Feind.

Wenn, das Todte bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen,
Thatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element.
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born;
Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.

Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße
Steht vor des Gesetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe muthlos die beschämte That.
Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen;
Ueber diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn Laokoon der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz,
Da empöre sich der Mensch! Es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage
Und zerreiße euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,

Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,
Schimmert durch der Wehmuth düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte,
Ging in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Todtenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten,
Bis sein Lauf geendigt ist —

Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens,
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

Parabeln und Räthsel.

1.

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh.

Der höchsten Schiffe höchste Masten
Ziehn unter ihrem Bogen hin,
Sie selber trug noch keine Lasten
Und scheint, wie du ihr nahst, zu fliehn.

Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,
So wie des Wassers Futh versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt?

2.

Es führt dich meilenweit von dannen,
Und bleibt doch stets an seinem Ort;
Es hat nicht Flügel auszuspannen,
Und trägt dich durch die Lüfte fort.
Es ist die allerschnellste Fähre,
Die jemals einen Wandrer trug,
Und durch das größte aller Meere
Trägt es dich mit Gedankenflug;
Ihm ist ein Augenblick genug.

3.

Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der allerält'ste Greis.

Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born,
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebognem Silberhorn.

Er treibt sie aus zu goldnen Thoren,
Er überzählt sie jede Nacht,
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
Ein muntrer Widder geht voran.
Die Heerde, kannst du sie mir deuten?
Und auch den Hirten zeig' mir an!

4.

Es steht ein groß geräumig Haus
Auf unsichtbaren Säulen;
Es mißt's und geht's kein Wandrer aus,
Und keiner darf drin weilen.
Nach einem unbegriffnen Plan
Ist es mit Kunst gezimmert;
Es steckt sich selbst die Lampe an,
Die es mit Pracht durchschimmert.
Es hat ein Dach, krystallenrein,
Von einem einz'gen Edelstein;
Doch noch kein Auge schaute
Den Meister, der es baute.

5.

Zwei Eimer sieht man ab und auf
In einen Brunnen steigen,
Und schwebt der eine voll herauf,
Muß sich der andre neigen.
Sie wandern rastlos hin und her,
Abwechselnd voll und wieder leer,
Und bringst du diesen an den Mund,
Hängt jener in dem tiefsten Grund;
Nie können sie mit ihren Gaben
In gleichem Augenblick dich laben.

6.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde,
Es gibt sich selber Licht und Glanz.

Ein andres ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein;
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.

Und kannst du den Krystall mir nennen,
Ihm gleicht an Werth kein Edelstein;
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall saugt er ein.
Der Himmel selbst ist abgemalet
In seinem wundervollen Ring,
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Noch schöner, als was er empfing.

7.

Ein Gebäude steht da von uralten Zeiten,
Es ist kein Tempel, es ist kein Haus;
Ein Reiter kann hundert Tage reiten,
Er umwandert es nicht, er reitet's nicht aus.

Jahrhunderte sind vorüber geflogen,
Es trotzte der Zeit und der Stürme Heer;
Frei steht es unter dem himmlischen Bogen,
Es reicht in die Wolken, es netzt sich im Meer.

Nicht eitle Prahlsucht hat es gethürmet,
Es dienet zum Heil, es rettet und schirmet;
Seines Gleichen ist nicht auf Erden bekannt,
Und doch ist's ein Werk von Menschenhand.

8.

Unter allen Schlangen ist eine,
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Wuth sich keine vergleicht.

Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in einem Grimme
Den Reiter und sein Roß.

Sie liebt die höchsten Spitzen;
Nicht Schloß, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen;
Der Harnisch — lockt sie an.

Sie bricht, wie dünne Halmen,
Den stärksten Baum entzwei:
Sie kann das Erz zermalmen,
Wie dicht und fest es sei.

Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nie gedroht —
Es stirbt im eignen Feuer;
Wie's tödtet, ist es todt!

9.

Wir stammen, unser sechs Geschwister,
Von einem wundersamen Paar,
Die Mutter ewig ernst und düster,
Der Vater fröhlich immerdar.

Von beiden erbten wir die Tugend,
Von ihr die Milde, von ihm den Glanz;
So drehn wir uns in ew'ger Jugend
Um dich herum im Zirkeltanz.

Gern meiden wir die schwarzen Höhlen
Und lieben uns den heitern Tag;
Wir sind es, die die Welt beseelen
Mit unsers Lebens Zauberschlag.

Wir sind des Frühlings luft'ge Boten
Und führen seinen muntern Reihn;
Drum fliehen wir das Haus der Todten,
Denn um uns her muß Leben sein.

Uns mag kein Glücklicher entbehren,
Wir sind dabei, wo man sich freut,
Und läßt der Kaiser sich verehren,
Wir leihen ihm die Herrlichkeit.

10.

Wie heißt das Ding, das Wen'ge schätzen,
Doch ziert's des größten Kaisers Hand;
Es ist gemacht, um zu verletzen;
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.

Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden,
Niemand beraubt's und macht doch reich;
Es hat den Erdkreis überwunden,
Es macht das Leben sanft und gleich.

Die größten Reiche hat's gegründet,
Die ält'sten Städte hat's erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

11.

Ich wohne in einem steinernen Haus,
Da lieg' ich verborgen und schlafe;
Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
Gefordert mit eiserner Waffe.
Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
Mich kann dein Athem bezwingen,
Ein Regentropfen schon saugt mich ein,
Doch mir wachsen im Siege die Schwingen.
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
Erwach' ich zum furchtbarn Gebieter der Welt.

12.

Ich drehe mich auf einer Scheibe,
Ich wandle ohne Rast und Ruh.
Klein ist das Feld, das ich umschreibe,
Du deckst es mit zwei Händen zu —
Doch brauch' ich viele tausend Meilen,
Bis ich das kleine Feld durchzogen,
Flieg' ich gleich fort mit Sturmes Eilen
Und schneller als der Pfeil vom Bogen.

13.

Ein Vogel ist es, und an Schnelle
Buhlt es mit eines Adlers Flug;
Ein Fisch ist's und zertheilt die Welle,
Die noch kein größres Unthier trug;
Ein Elephant ist's, welcher Thürme
Auf seinem schweren Rücken trägt;
Der Spinnen kriechendem Gewürme
Gleicht es, wenn es die Füße regt;
Und hat es fest sich eingebissen
Mit seinem spitz'gen Eisenzahn,
So steht's gleichwie auf festen Füßen
Und trotzt dem wüthenden Orkan.

Der Spaziergang.

Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem röthlich strahlenden Gipfel!
Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!
Dich auch grüß' ich, belebte Flur, euch, säuselnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Aesten sich wiegt,
Ruhige Bläue, dich auch, die unermeßlich sich ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der, endlich entflohn des Zimmers Gefängniß
Und dem engen Gespräch freudig sich rettet zu dir.

Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durstigen Blick labt das energische Licht.
Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben,
Aber der reizende Streit löset in Anmuth sich auf.
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich;
Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad.
Um mich summt die geschäftige Bien', mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichten Klee.
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Weste,
Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt braust's aus dem nahen Gebüsch; tief neigen der Erlen
Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras;
Mich umfängt ambrosische Nacht; in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein.
In des Waldes Geheimniß entflieht mir auf einmal die Landschaft,
Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubigtes Gitter
Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald gibt
Ueberraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der gählings unter mir abstürzt,
Wallet des grünlichten Stroms fließender Spiegel vorbei.
Endlos unter mir seh' ich den Aether, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.
Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin.
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigenthum scheiden,
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand!
Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder,
Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
Klimmend, ein schimmernder Streif, die Länder verknüpfende Straße;

Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin.
Vielfach ertönt der Heerden Geläut' im belebten Gefilde,
Und den Wiederhall weckt einsam des Hirten Gesang.
Muntre Dörfer begrenzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie gäh dort herab.
Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach;
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet,
Theilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab!
Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur.
Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.
Stände seh' ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher.
Regel wird alles, und alles wird Wahl und alles Bedeutung;
Dieses Dienergefolg meldet den Herrscher mir an.
Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln,
Aus dem felsigten Kern hebt sich die thürmende Stadt.
In die Wildniß hinaus sind des Waldes Faunen verstoßen,
Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.
Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schläget in tausend
Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze;
Hier auf dem theuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.
Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter und nehmen
In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein;
Herrliche Gaben bescherend erscheinen sie: Ceres vor allen
Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbei,

Bacchus die Traube, Minerva des Oelbaums grünende Reiser,
Auch das kriegrische Roß führet Poseidon heran,
Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.
Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit,
Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst,
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren;
Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke;
Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl."
Ruhet sanft, ihr Geliebten! Von eurem Blute begossen
Grünet der Oelbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.
Munter entbrennt, des Eigenthums froh, das freie Gewerbe,
Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläulichte Gott.
Zischend fliegt in den Baum die Axt, es seufzt die Dryade,
Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last.
Aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel beflügelt;
In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.
Mulcibers Ambos tönt von dem Takt geschwungener Hämmer,
Unter der nervigten Faust spritzen die Funken des Stahls.
Glänzend umwindet der goldene Lein die tanzende Spindel,
Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff.
Fern auf der Rhede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß;
Andre ziehn frohlockend dort ein mit den Gaben der Ferne,
Hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.
Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn von fröhlichem Leben,
Seltsamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr.
Auf den Stapel schüttet die Ernten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äußerste Thule bereitet,

Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.
Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Von der Freiheit gesäugt wachsen die Künste der Lust.
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und vom Meißel beseelt, redet der fühlende Stein.
Künstliche Himmel ruhn auf schlanken jonischen Säulen,
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein.
Leicht wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Sehne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Fesseln zerbricht der Mensch. Der Beglückte! Zerriss' er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde,
Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.
Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der fluthende Strom;
Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,
Hoch auf der Fluthen Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn;
Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne,
Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott.
Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimniß
Drängt sich der Sykophant, reißt von dem Freunde den Freund.
Auf die Unschuld schielt der Verrath mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biß tödtet des Lästerers Zahn.

Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.
Auf der Tribune prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron.
Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,
Bis die Natur erwacht, und mit schweren, ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit,
Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
Und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt,
Aufsteht mit des Verbrechens Wuth und des Elends die Menschheit
Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.
O, so öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig!
Zu der verlassenen Flur kehr' er gerettet zurück!
Aber wo bin ich? Es birgt sich der Pfad. Abschüssige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe seh' ich gethürmt, aus welchen das Leben
Keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand.
Brausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felsen,
Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich Bahn.
Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mich schaudernd ergriff; mit des Lebens furchtbarem Bilde,
Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.
Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück.
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig

Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz!
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

Das Lied von der Glocke.

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Frisch, Gesellen, seid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort,
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt;
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laßt es sein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brei!
Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise!

Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hilfe baut,
Hoch auf des Thurmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr,
Und wird mit dem Betrübten klagen
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängniß bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Weise Blasen seh' ich springen;
Wohl! die Massen sind im Fluß.
Laßt's mit Aschensalz durchdringen,
Das befördert schnell den Guß.
Auch von Schaume rein
Muß die Mischung sein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschooße
Die schwarzen und die heitern Loose;

Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen —
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt ins Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe,
Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus.
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöhn,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reih'n.
Erröthend folgt er ihren Spuren
Und ist von ihrem Gruß beglückt,
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen!
Der ersten Liebe goldne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit;
O, daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein,
Sehn wir's überglast erscheinen,
Wird's zum Gusse zeitig sein.
Jetzt, Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,

Da gibt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Lebens schönste Feier
Endigt auch den Lebensmai,
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.
Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,

Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeichten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick,
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Ueberzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! nun kann der Guß beginnen;
Schön gezacket ist der Bruch.
Doch, bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fesseln sich entrafft,

Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl.
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm!
Das ist Sturm!
Roth, wie Blut,
Ist der Himmel;
Das ist nicht des Tages Gluth!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile;
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern;
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet;
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer; hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,

Der die Flamme brausend sucht.
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehn.

Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt;
Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?

Ach, vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.

Dem dunkeln Schooß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rath.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Loos.

Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattin ist's, die theure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schaar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust —
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar;
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke sich verkühlet,
Laßt die strenge Arbeit ruhn.
Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht,
Hört der Bursch die Vesper schlagen;
Meister muß sich immer plagen.

Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathhütte.
Blöckend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Schaaren
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;
Bunt von Farben,
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straße werden stiller;
Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde;
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket;
Denn das Auge des Gesetzes wacht.

Heil'ge Ordnung, segenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche

Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten,
Und das theuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz;
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.

Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glühnde Erz sich selbst befreit!
Blindwüthend, mit des Donners Krachen,
Zersprengt es das geborstne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus.
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Weh, wenn sich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;

Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern
Aus der Hülse, blank und eben,
Schält sich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's wie Sonnenglanz.
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

Herein! herein!
Gesellen alle, schließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen!
Concordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.

Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf!
Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und grenzen an die Sternenwelt;
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.

Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt!
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute.

Die Macht des Gesanges.

Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm;
Erstaunt, mit wollustvollem Grausen,
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Fluth vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Verbündet mit den furchtbarn Wesen,
Die still des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz;
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnißvoll, nach Geisterweise,
Ein ungeheures Schicksal tritt;
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge.

So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an;
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz:

So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

Würde der Frauen.

Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band,
Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft;
Unstät treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenschaft;
Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird sein Herz gestillt;
Rastlos durch entlegne Sterne
Jagt er seines Traumes Bild.

Aber mit zauberisch fesselndem Blicke
Winken die Frauen den Flüchtling zurücke,
Warnend zurück in der Gegenwart Spur.
In der Mutter bescheidener Hütte
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur.

Feindlich ist des Mannes Streben,
Mit zermalmender Gewalt
Geht der wilde durch das Leben,
Ohne Rast und Aufenhalt.

Was er schuf, zerstört er wieder,
Nimmer ruht der Wünsche Streit,
Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und sich erneut.

Aber, zufrieden mit stillerem Ruhme,
Brechen die Frauen des Augenblicks Blume,
Nähren sie sorgsam mit liebendem Fleiß,
Freier in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher, als er, in des Wissens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

Streng und stolz, sich selbst genügend,
Kennt des Mannes kalte Brust,
Herzlich an ein Herz sich schmiegend,
Nicht der Liebe Götterlust,
Kennet nicht den Tausch der Seelen,
Nicht in Thränen schmilzt er hin;
Selbst des Lebens Kämpfe stählen
Härter seinen harten Sinn.

Aber, wie leise vom Zephyr erschüttert,
Schnell die äolische Harfe erzittert,
Also die fühlende Seele der Frau.
Zärtlich geängstigt vom Bilde der Qualen,
Wallet der liebliche Busen, es strahlen
Perlend die Augen von himmlischem Thau.

In der Männer Herrschgebiete
Gilt der Stärke trotzig Recht;
Mit dem Schwert beweist der Scythe,
Und der Perser wird zum Knecht.
Es befehden sich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet wo die Charis floh.

Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Scepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.

Hoffnung.

Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen;
Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling locket ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
Denn beschließt er im Grabe der müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren.
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren;
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Die deutsche Muse.

Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Medicäers Güte
Lächelte der deutschen Kunst;

Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.

Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt.
Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen:
Selbst erschuf er sich den Werth.

Darum steigt in höherm Bogen,
Darum strömt in vollern Wogen
Deutscher Barden Hochgesang;
Und in eigner Fülle schwellend
Und aus Herzens Tiefen quellend,
Spottet er der Regeln Zwang.

Der Säemann.

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Samen
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich Thaten zu streuen,
Die, von der Weisheit gesät, still für die Ewigkeit blühn?

Der Kaufmann.

Wohin segelt das Schiff? Es trägt sidonische Männer,
Die von dem frierenden Nord bringen den Bernstein, das Zinn.
Trag' es gnädig, Neptun, und wiegt es schonend, ihr Winde,
In bewirthender Bucht rausch' ihm ein trinkbarer Quell.
Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen,
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

Odyſſeus.

Alle Gewäſſer durchkreuzt, die Heimath zu finden, Odyſſeus;
Durch der Scylla Gebell, durch der Charybde Gefahr,
Durch die Schrecken des feindlichen Meers, durch die Schrecken des Landes,
Selber in Aides' Reich führt ihn die irrende Fahrt.
Endlich trägt das Geſchick ihn ſchlafend an Ithakas Küſte;
Er erwacht und erkennt jammernd das Vaterland nicht.

Karthago.

Ausgeartetes Kind der beſſern menſchlichen Mutter,
Das mit des Römers Gewalt paaret des Tyriers Liſt!
Aber jener beherrſchte mit Kraft die eroberte Erde,
Dieſer belehrte die Welt, die er mit Klugheit beſtahl.
Sprich! was rühmt die Geſchichte von dir? Wie der Römer erwarbſt du
Mit dem Eiſen, was du tyriſch mit Golde regierſt.

Die Johanniter.

Herrlich kleidet ſie euch, des Kreuzes furchtbare Rüſtung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beſchützt,
Durch die ſyriſche Wüſte den bangen Pilgrim geleitet
Und mit der Cherubim Schwert ſteht vor dem heiligen Grab.
Aber ein ſchönerer Schmuck umgibt euch, die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelſten Stamms,
Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet
Und die niedrige Pflicht chriſtlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur du verknüpfteſt in einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich!

Deutsche Treue.

Um den Scepter Germaniens stritt mit Ludwig dem Bayer
Friedrich aus Habsburgs Stamm, beide gerufen zum Thron;
Aber den Austrier führt, den Jüngling, das neidische Kriegsglück
In die Fesseln des Feinds, der ihn im Kampfe bezwingt.
Mit dem Throne kauft er sich los, sein Wort muß er geben,
Für den Sieger das Schwert gegen die Freunde zu ziehn;
Aber was er in Banden gelobt, kann er frei nicht erfüllen;
Siehe, da stellt er aufs neu willig den Banden sich dar.
Tief gerührt umhalst ihn der Feind, sie wechseln von nun an,
Wie der Freund mit dem Freund, traulich die Becher des Mahls,
Arm in Arme schlummern auf einem Lager die Fürsten,
Da noch blutiger Haß grimmig die Völker zerfleischt.
Gegen Friedrichs Heer muß Ludwig ziehen. Zum Wächter
Bayerns läßt er den Feind, den er bestreitet, zurück.
„Wahrlich! So ist's! Es ist wirklich so! Man hat mir's geschrieben,"
Rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.

Columbus.

Steure, muthiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steu'r senken die lässige Hand.
Immer, immer nach West! Dort muß die Küste sich zeigen,
Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand.
Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer!
Wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluthen empor.
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde;
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

Pompeji und Herculanum.

Welches Wunder begibt sich? Wir flehten um trinkbare Quellen,
Erde, dich an, und was sendet dein Schooß uns herauf!

Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entflohne zurück?
Griechen, Römer, o kommt! o seht, das alte Pompeji
Findet sich wieder, aufs neu bauet sich Hercules' Stadt.
Giebel an Giebel steigt, der räumige Porticus öffnet
Seine Hallen, o eilt, ihn zu beleben, herbei!
Aufgethan ist das weite Theater, es stürze durch seine
Sieben Mündungen sich fluthend die Menge herein.
Mimen, wo bleibt ihr? Hervor! Das bereitete Opfer vollende
Atreus' Sohn, dem Orest folge der grausende Chor!
Wohin führet der Bogen des Siegs? Erkennt ihr das Forum?
Was für Gestalten sind das auf dem curulischen Stuhl?
Traget, Lictoren, die Beile voran! Den Sessel besteige
Richtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihn.
Reinliche Gassen breiten sich aus, mit erhöhetem Pflaster
Ziehet der schmälere Weg neben den Häusern sich hin.
Schützend springen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
Reihn um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her.
Oeffnet die Läden geschwind und die lange verschütteten Thüren!
In die schaudrigte Nacht falle der lustige Tag!
Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke sich dehnen,
Wie von buntem Gestein schimmernd das Estrich sich hebt!
Frisch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben.
Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg.
Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen
Fasset der muntre Feston reizende Bildungen ein.
Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber,
Emsige Genien dort keltern den purpurnen Wein;
Hoch auf springt die Bacchantin im Tanz, dort ruhet sie schlummernd.
Und der lauschende Faun hat sich nicht satt noch gesehn.
Flüchtig tummelt sie hier den raschen Centauren, auf einem
Knie nur schwebend, und treibt frisch mit dem Thyrsus ihn an.
Knaben, was säumt ihr? Herbei! Da stehn noch die schönen Geschirre.
Frisch, ihr Mädchen, und schöpft in den etruriſchen Krug!
Steht nicht der Dreifuß hier auf schön geflügelten Sphinxen?
Schüret das Feuer! Geschwind, Sklaven, bestellet den Herd!

Kauft, hier geb' ich euch Münzen, vom mächtigen Titus gepräget;
Auch noch die Wage liegt hier, sehet, es fehlt kein Gewicht.
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,
Und mit glänzendem Oel fülle die Lampe sich an!
Was verwahret dies Kästchen? O seht, was der Bräutigam sendet,
Mädchen! Spangen von Gold, glänzende Pasten zum Schmuck.
Führet die Braut in das duftende Bad, hier stehn noch die Salben,
Schminke find' ich noch hier in dem gehöhlten Krystall.
Aber wo bleiben die Männer? die Alten? Im ernsten Museum
Liegt noch ein köstlicher Schatz seltener Rollen gehäuft.
Griffel findet ihr hier zum Schreiben, wächserne Tafeln;
Nichts ist verloren, getreu hat es die Erde bewahrt.
Auch die Penaten, sie stellen sich ein, es finden sich alle
Götter wieder; warum bleiben die Priester nur aus?
Den Caduceus schwingt der zierlich geschenkelte Hermes,
Und die Victoria fliegt leicht aus der haltenden Hand.
Die Altäre, sie stehen noch da, o kommet, o zündet,
Lang schon entbehrte der Gott, zündet die Opfer ihm an!

Ilias.

Immer zerreißet den Kranz des Homer und zählet die Väter
Des vollendeten ewigen Werks!
Hat es doch eine Mutter nur und die Züge der Mutter,
Deine unsterblichen Züge, Natur!

Zeus zu Hercules.

Nicht aus meinem Nektar hast du dir Gottheit getrunken;
Deine Götterkraft war's, die dir den Nektar errang.

Die Antike an den nordischen Wanderer.

Ueber Ströme hast du gesetzt und Meere durchschwommen,
Ueber der Alpen Gebirg trug dich der schwindlichte Steg,
Mich in der Nähe zu schaun und meine Schöne zu preisen,
Die der begeisterte Ruf rühmt durch die staunende Welt;
Und nun stehst du vor mir, du darfst mich Heil'ge berühren,
Aber bist du mir jetzt näher, und bin ich es dir?

Die Sänger der Vorwelt.¶

Sagt, wo sind die Vortrefflichen hin, wo find' ich die Sänger,
Die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzückt,
Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen
Und getragen den Geist hoch auf den Flügeln des Lieds?
Ach, noch leben die Sänger; nur fehlen die Thaten, die Lyra
Freudig zu wecken, es fehlt, ach! ein empfangendes Ohr.
Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Munde zu Munde
Flog, von Geschlecht zu Geschlecht euer empfundenes Wort.
Wie man die Götter empfängt, so begrüßte jeder mit Andacht,
Was der Genius ihm, redend und bildend, erschuf.
An der Gluth des Gesangs entflammten des Hörers Gefühle,
An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Gluth —
Nährt' und reinigte sie! Der Glückliche, dem in des Volkes
Stimme noch hell zurück tönte die Seele des Lieds,
Dem noch von außen erschien, im Leben, die himmlische Gottheit,
Die der Neuere kaum, kaum noch im Herzen vernimmt.

Die Antiken zu Paris.

Was der Griechen Kunst erschaffen,
Mag der Franke mit den Waffen
Führen nach der Seine Strand,

Und in prangenden Museen
Zeig' er seine Siegstrophäen
Dem erstaunten Vaterland!

Ewig werden sie ihm schweigen,
Nie von den Gestellen steigen
In des Lebens frischen Reihn.
Der allein besitzt die Musen,
Der sie trägt im warmen Busen,
Dem Vandalen sind sie Stein.

Thekla.

Eine Geisterstimme.

Wo ich sei, und wo mich hingewendet,
Als mein flücht'ger Schatten dir entschwebt?
Hab' ich nicht beschlossen und geendet,
Hab' ich nicht geliebet und gelebt?

Willst du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit seelenvoller Melodie
Dich entzückten in des Lenzes Tagen?
Nur so lang sie liebten, waren sie.

Ob ich den Verlorenen gefunden?
Glaube mir, ich bin mit ihm vereint,
Wo sich nicht mehr trennt, was sich verbunden,
Dort, wo keine Thräne wird geweint.

Dorten wirst auch du uns wieder finden,
Wenn dein Lieben unserm Lieben gleicht;
Dort ist auch der Vater frei von Sünden,
Den der blut'ge Mord nicht mehr erreicht.

Und er fühlt, daß ihn kein Wahn betrogen,
Als er aufwärts zu den Sternen sah;
Denn wie jeder wägt, wird ihm gewogen;
Wer es glaubt, dem ist das Heil'ge nah.

Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem schönen, gläubigen Gefühl;
Wage du, zu irren und zu träumen,
Hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiel.

Das Mädchen von Orleans.

Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen,
Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott;
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

Doch, wie du selbst, aus kindlichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin, wie du,
Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu.
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben;
Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben.

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn;
Doch fürchte nicht! Es gibt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglühn.
Den lauten Markt mag Momus unterhalten;
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

Nenie.

Auch das Schöne muß sterben! Das Menschen und Götter bezwinget,
Nicht die eherne Brust rührt es des stygischen Zeus.
Einmal nur erweichte die Liebe den Schattenbeherrscher,
Und an der Schwelle noch, streng, rief er zurück sein Geschenk.
Nicht stillt Aphrodite dem schönen Knaben die Wunde,
Die in den zierlichen Leib grausam der Eber geritzt.
Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter,
Wann er, am skäischen Thor fallend, sein Schicksal erfüllt.
Aber sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des Nereus,
Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.
Siehe, da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt.
Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten, ist herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

Der spielende Knabe.

Spiele, Kind, in der Mutter Schooß! Auf der heiligen Insel
Findet der trübe Gram, findet die Sorge dich nicht.
Liebend halten die Arme der Mutter dich über dem Abgrund,
Und in das fluthende Grab lächelst du schuldlos hinab.
Spiele, liebliche Unschuld! Noch ist Arkadien um dich,
Und die freie Natur folgt nur dem fröhlichen Trieb;
Noch erschafft sich die üppige Kraft erdichtete Schranken,
Und dem willigen Muth fehlt noch die Pflicht und der Zweck.
Spiele! Bald wird die Arbeit kommen, die hagre, die ernste,
Und der gebietenden Pflicht mangeln die Lust und der Muth.

Die Geschlechter.

Sieh in dem zarten Kind zwei liebliche Blumen vereinigt,
Jungfrau und Jüngling, sie deckt beide die Knospe noch zu.

Leise löst sich das Band, es entzweien sich zart die Naturen,
Und von der holden Scham trennet sich feurig die Kraft.
Gönne dem Knaben zu spielen, in wilder Begierde zu toben;
Nur die gesättigte Kraft kehret zur Anmuth zurück.
Aus der Knospe beginnt die doppelte Blume zu streben,
Köstlich ist jede, doch stillt keine dein sehnendes Herz.
Reizende Fülle schwellt der Jungfrau blühende Glieder,
Aber der Stolz bewacht streng, wie der Gürtel, den Reiz.
Scheu, wie das zitternde Reh, das ihr Horn durch die Wälder verfolget,
Flieht sie im Mann nur den Feind, hasset noch, weil sie nicht liebt.
Trotzig schauet und kühn aus finstern Wimpern der Jüngling,
Und gehärtet zum Kampf spannet die Sehne sich an.
Fern in der Speere Gewühl und auf die stäubende Rennbahn
Ruft ihn der lockende Ruhm, reißt ihn der brausende Muth.
Jetzt beschütze dein Werk, Natur! Auseinander auf immer
Fliehet, wenn du nicht vereinst, feindlich, was ewig sich sucht.
Aber da bist du, du Mächtige, schon, aus dem wildesten Streite
Rufst du der Harmonie göttlichen Frieden hervor.
Tief verstummet die lärmende Jagd, des rauschenden Tages
Tosen verhallet, und leis sinken die Sterne herab.
Seufzend flüstert das Rohr, sanft murmelnd gleiten die Bäche,
Und mit melodischem Lied füllt Philomela den Hain.
Was erreget zu Seufzern der Jungfrau steigenden Busen?
Jüngling, was füllet den Blick schwellend mit Thränen dir an?
Ach, sie suchet umsonst, was sie sanft anschmiegend umfasse,
Und die schwellende Frucht beuget zur Erde die Last.
Ruhelos strebend verzehrt sich in eigenen Flammen der Jüngling,
Ach, der brennenden Gluth wehet kein lindernder Hauch.
Siehe, da finden sie sich, es führet sie Amor zusammen,
Und dem geflügelten Gott folgt der geflügelte Sieg.
Göttliche Liebe, du bist's, die der Menschheit Blumen vereinigt!
Ewig getrennt, sind sie doch ewig verbunden durch dich.

Macht des Weibes.

Mächtig seid ihr, ihr seid's durch der Gegenwart ruhigen Zauber;
Was die stille nicht wirkt, wirket die rauschende nie.
Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er;
Aber durch Anmuth allein herrschet und herrsche das Weib.
Manche zwar haben geherrscht durch des Geistes Macht und der Thaten,
Aber dann haben sie dich, höchste der Kronen, entbehrt.
Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit:
Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet bloß, weil sie sich zeigt.

Der Tanz.

Siehe, wie schwebenden Schritts im Wellenschwung sich die Paare
Drehen! Den Boden berührt kaum der geflügelte Fuß.
Seh' ich flüchtige Schatten, befreit von der Schwere des Leibes?
Schlingen im Mondlicht dort Elfen den luftigen Reihn?
Wie, vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch in die Luft fließt,
Wie sich leise der Kahn schaukelt auf silberner Fluth,
Hüpft der gelehrige Fuß auf des Takts melodischer Woge;
Säuselndes Saitengetön hebt den ätherischen Leib.
Jetzt, als wollt' es mit Macht durchreißen die Kette des Tanzes,
Schwingt sich ein muthiges Paar dort in den dichtesten Reihn.
Schnell vor ihm her entsteht ihm die Bahn, die hinter ihm schwindet,
Wie durch magische Hand öffnet und schließt sich der Weg.
Sieh! jetzt schwand es dem Blick; in wildem Gewirr durcheinander
Stürzt der zierliche Bau dieser beweglichen Welt.
Nein, dort schwebt es frohlockend herauf, der Knoten entwirrt sich;
Nur mit verändertem Reiz stellet die Regel sich her.
Ewig zerstört, es erzeugt sich ewig die drehende Schöpfung,
Und ein stilles Gesetz lenkt der Verwandlungen Spiel.
Sprich, wie geschieht's, daß rastlos erneut die Bildungen schwanken,
Und die Ruhe besteht in der bewegten Gestalt?

Jeder ein Herrscher, frei, nur dem eigenen Herzen gehorchet
Und im eilenden Lauf findet die einzige Bahn?
Willst du es wissen? Es ist des Wohllauts mächtige Gottheit,
Die zum geselligen Tanz ordnet den tobenden Sprung,
Die, der Nemesis gleich, an des Rhythmus goldenem Zügel
Lenkt die brausende Lust und die verwilderte zähmt.
Und dir rauschen umsonst die Harmonieen des Weltalls?
Dich ergreift nicht der Strom dieses erhabnen Gesangs?
Nicht der begeisternde Takt, den alle Wesen dir schlagen?
Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum
Leuchtende Sonnen schwingt in kühn gewundenen Bahnen?
Das du im Spiele doch ehrst, fliehst du im Handeln, das Maß.

Das Glück.

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset,
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!
Ein erhabenes Loos, ein göttliches, ist ihm gefallen,
Schon vor des Kampfes Beginn sind ihm die Schläfe bekränzt.
Ihm ist, eh' er es lebte, das volle Leben gerechnet,
Eh' er die Mühe bestand, hat er die Charis erlangt.
Groß zwar nenn' ich den Mann, der, sein eigner Bildner und Schöpfer,
Durch der Tugend Gewalt selber die Parze bezwingt;
Aber nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die Charis
Neidisch geweigert, erringt nimmer der strebende Muth.
Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren,
Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.
Wie die Geliebte dich liebt, so kommen die himmlischen Gaben;
Oben in Jupiters Reich herrscht, wie in Amors, die Gunst.
Neigungen haben die Götter, sie lieben der grünenden Jugend
Lockigte Scheitel, es zieht Freude die Fröhlichen an.

Nicht der Sehende wird von ihrer Erscheinung beseligt,
Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geschaut.
Gern erwählen sie sich der Einfalt kindliche Seele,
In das bescheidne Gefäß schließen sie Göttliches ein.
Ungehofft sind sie da und täuschen die stolze Erwartung,
Keines Bannes Gewalt zwinget die Freien herab.
Wem er geneigt, dem sendet der Vater der Menschen und Götter
Seinen Adler herab, trägt ihn zu himmlischen Höhn.
Unter die Menge greift er mit Eigenwillen, und welches
Haupt ihm gefället, um das flicht er mit liebender Hand
Jetzt den Lorbeer und jetzt die herrschaftgebende Binde,
Krönte doch selber den Gott nur das gewogene Glück.
Vor dem Glücklichen her tritt Phöbus, der pythische Sieger,
Und der die Herzen bezwingt, Amor, der lächelnde Gott.
Vor ihm ebnet Poseidon das Meer, sanft gleitet des Schiffes
Kiel, das den Cäsar führt und sein allmächtiges Glück.
Ihm zu Füßen legt sich der Leu, das brausende Delphin
Steigt aus den Tiefen, und fromm beut es den Rücken ihm an.
Zürne dem Glücklichen nicht, daß den leichten Sieg ihm die Götter
Schenken, daß aus der Schlacht Venus den Liebling entrückt.
Ihn, den die Lächelnde rettet, den Göttergeliebten beneid' ich,
Jenen nicht, dem sie mit Nacht deckt den verdunkelten Blick.
War er weniger herrlich, Achilles, weil ihm Hephästos
Selbst geschmiedet den Schild und das verderbliche Schwert,
Weil um den sterblichen Mann der große Olymp sich beweget?
Das verherrlichet ihn, daß ihn die Götter geliebt,
Daß sie sein Zürnen geehrt und, Ruhm dem Liebling zu geben,
Hellas' bestes Geschlecht stürzten zum Orkus hinab.
Zürne der Schönheit nicht, daß sie schön ist, daß sie verdienstlos,
Wie der Lilie Kelch prangt durch der Venus Geschenk!
Laß sie die Glückliche sein; du schaust sie, du bist der Beglückte!
Wie sie ohne Verdienst glänzt, so entzücket sie dich.
Freue dich, daß die Gabe des Lieds vom Himmel herabkommt,
Daß der Sänger dir singt, was ihn die Muse gelehrt!
Weil der Gott ihn beseelt, so wird er dem Hörer zum Gotte;
Weil er der Glückliche ist, kannst du der Selige sein.
Auf dem geschäftigen Markt, da führe Themis die Wage,

Und es messe der Lohn streng an der Mühe sich ab;
Aber die Freude ruft nur ein Gott auf sterbliche Wangen,
Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu sehn.
Alles Menschliche muß erst werden und wachsen und reifen,
Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit;
Aber das Glückliche siehest du nicht, das Schöne nicht werden,
Fertig von Ewigkeit her steht es vollendet vor dir.
Jede irdische Venus ersteht, wie die erste des Himmels,
Eine dunkle Geburt, aus dem unendlichen Meer;
Wie die erste Minerva, so tritt, mit der Aegis gerüstet,
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.

Der Genius.

„Glaub' ich," sprichst du, „dem Wort, das der Weisheit Meister mich lehren,
„Das der Lehrlinge Schaar sicher und fertig beschwört?
„Kann die Wissenschaft nur zum wahren Frieden mich führen,
„Nur des Systemes Gebälk stützen das Glück und das Recht?
„Muß ich dem Trieb mißtraun, der leise mich warnt, dem Gesetze,
„Das du selber, Natur, mir in den Busen geprägt,
„Bis auf die ewige Schrift die Schul' ihr Siegel gedrücket
„Und der Formel Gefäß bindet den flüchtigen Geist?
„Sage du mir's, du bist in diese Tiefen gestiegen,
„Aus dem modrigten Grab kamst du erhalten zurück.
„Dir ist bekannt, was die Gruft der dunkeln Wörter bewahret,
„Ob der Lebenden Trost dort bei den Mumien wohnt?
„Muß ich ihn wandeln, den nächtlichen Weg? Mir graut, ich bekenn' es!
„Wandeln will ich ihn doch, führt er zu Wahrheit und Recht." —
Freund, du kennst doch die goldene Zeit? Es haben die Dichter
Manche Sage von ihr rührend und kindlich erzählt —
Jene Zeit, da das Heilige noch im Leben gewandelt,
Da jungfräulich und keusch noch das Gefühl sich bewahrt,

Da noch das große Gesetz, das oben im Sonnenlauf waltet,
Und verborgen im Ei reget den hüpfenden Punkt,
Noch der Nothwendigkeit stilles Gesetz, das stätige, gleiche,
Auch der menschlichen Brust freiere Wellen bewegt,
Da nicht irrend der Sinn und treu, wie der Zeiger am Uhrwerk,
Auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige wies? —
Da war kein Profaner, kein Eingeweihter zu sehen,
Was man lebendig empfand, ward nicht bei Todten gesucht;
Gleich verständlich für jegliches Herz war die ewige Regel,
Gleich verborgen der Quell, dem sie belebend entfloß.
Aber die glückliche Zeit ist dahin! Vermessene Willkür
Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden gestört.
Das entweihte Gefühl ist nicht mehr Stimme der Götter,
Und das Orakel verstummt in der entadelten Brust.
Nur in dem stilleren Selbst vernimmt es der horchende Geist noch,
Und den heiligen Sinn hütet das mystische Wort.
Hier beschwört es der Forscher, der reines Herzens hinabsteigt,
Und die verlorne Natur gibt ihm die Weisheit zurück.
Hast du, Glücklicher, nie den schützenden Engel verloren,
Nie des frommen Instincts liebende Warnung verwirkt,
Malt in dem keuschen Auge noch treu und rein sich die Wahrheit,
Tönt ihr Rufen dir noch hell in der kindlichen Brust,
Schweigt noch in dem zufriednen Gemüth des Zweifels Empörung,
Wird sie, weißt du's gewiß, schweigen auf ewig, wie heut,
Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,
Nie den hellen Verstand trüben das tückische Herz —
O dann gehe du hin in deiner köstlichen Unschuld!
Dich kann die Wissenschaft nichts lehren. Sie lerne von dir!
Jenes Gesetz, das mit ehrnem Stab den Sträubenden lenket,
Dir nicht gilt's. Was du thust, was dir gefällt, ist Gesetz,
Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort:
Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen;
Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget,
Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.

Der philosophische Egoist.

Hast du den Säugling gesehn, der, unbewußt noch der Liebe,
Die ihn wärmet und wiegt, schlafend von Arme zu Arm
Wandert, bis bei der Leidenschaft Ruf der Jüngling erwachet,
Und des Bewußtseins Blitz dämmernd die Welt ihm erhellt?
Hast du die Mutter gesehn, wenn sie süßen Schlummer dem Liebling
Kauft mit dem eigenen Schlaf und für das träumende sorgt,
Mit dem eigenen Leben ernährt die zitternde Flamme,
Und mit der Sorge selbst sich für die Sorge belohnt?
Und du lästerst die große Natur, die, bald Kind und bald Mutter,
Jetzt empfänget, jetzt gibt, nur durch Bedürfniß besteht?
Selbstgenügsam willst du dem schönen Ring dich entziehen,
Der Geschöpf an Geschöpf reiht in vetraulichem Bund?
Willst, du Armer, stehen allein und allein durch dich selber,
Wenn durch der Kräfte Tausch selbst das Unendliche steht?

Die Worte des Glaubens.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde;
Doch stammen sie nicht von außen her,
Das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren,
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,

Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben,
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke,
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und stammen sie gleich nicht von außen her,
Euer Innres gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist nimmer sein Werth geraubt,
So lang er noch an die drei Worte glaubt.

Die Worte des Wahns.

Drei Worte hört man, bedeutungschwer,
Im Munde der Guten und Besten.
Sie schallen vergeblich, ihr Klang ist leer,
Sie können nicht helfen und trösten.
Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht,
So lang er die Schatten zu haschen sucht.

So lang er glaubt an die goldene Zeit,
Wo das Rechte, das Gute wird siegen —
Das Rechte, das Gute führt ewig Streit,
Nie wird der Feind ihm erliegen,
Und erstickst du ihn nicht in den Lüften frei,
Stets wächst ihm die Kraft auf der Erde neu.

So lang er glaubt, daß das buhlende Glück
Sich dem Edeln vereinigen werde —
Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick;
Nicht dem Guten gehöret die Erde,
Er ist ein Fremdling, er wandert aus
Und suchet ein unvergänglich Haus.

So lang er glaubt, daß dem ird'schen Verstand
Die Wahrheit je wird erscheinen —
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand;
Wir können nur rathen und meinen.
Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort,
Doch der freie wandelt im Sturme fort.

Drum, edle Seele, entreiß dich dem Wahn,
Und den himmlischen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor;
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

Sprüche des Confucius.

1.

Dreifach ist der Schritt der Zeit:
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit.

Keine Ungeduld beflügelt
Ihren Schritt, wenn sie verweilt.
Keine Furcht, kein Zweifeln zügelt
Ihren Lauf, wenn sie enteilt.
Keine Reu, kein Zauberfegen
Kann die Stehende bewegen.

Möchtest du beglückt und weise
Endigen des Lebens Reise,
Nimm die Zögernde zum Rath,
Nicht zum Werkzeug deiner That.
Wähle nicht die Fliehende zum Freund,
Nicht die Bleibende zum Feind.

2.

Dreifach ist des Raumes Maß:
Rastlos fort ohn' Unterlaß
Strebt die Länge; fort ins Weite
Endlos gießet sich die Breite;
Grundlos senkt die Tiefe sich.

Dir ein Bild sind sie gegeben:
Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet stille stehn,
Willst du die Vollendung sehn;
Mußt ins Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten;
In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.
Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

Licht und Wärme.

Der bessre Mensch tritt in die Welt
Mit fröhlichem Vertrauen;
Er glaubt, was ihm die Seele schwellt,
Auch außer sich zu schauen,
Und weiht, von edlem Eifer warm,
Der Wahrheit seinen treuen Arm.

Doch alles ist so klein, so eng;
Hat er es erst erfahren,
Da sucht er in dem Weltgedräng
Sich selbst nur zu bewahren;
Das Herz, in kalter, stolzer Ruh,
Schließt endlich sich der Liebe zu.

Sie geben, ach! nicht immer Gluth,
Der Wahrheit helle Strahlen.
Wohl denen, die des Wissens Gut
Nicht mit dem Herzen zahlen.
Drum paart zu eurem schönsten Glück
Mit Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick!

Breite und Tiefe.

Es glänzen Viele in der Welt,
Sie wissen von allem zu sagen,
Und wo was reizet und wo was gefällt,
Man kann es bei ihnen erfragen;
Man dächte, hört man sie reden laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.

Doch gehn sie aus der Welt ganz still,
Ihr Leben war verloren.
Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

Der Stamm erhebt sich in die Luft
Mit üppig prangenden Zweigen;
Die Blätter glänzen und hauchen Duft,
Doch können sie Früchte nicht zeugen;
Der Kern allein im schmalen Raum
Verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum.

Die Führer des Lebens.

Zweierlei Genien sind's, die dich durchs Leben geleiten.
Wohl dir, wenn sie vereint helfend zur Seite dir stehn!
Mit erheiterndem Spiel verkürzt dir der eine die Reise,
Leichter an seinem Arm werden dir Schicksal und Pflicht.
Unter Scherz und Gespräch begleitet er bis an die Kluft dich,
Wo an der Ewigkeit Meer schaudernd der Sterbliche steht.
Hier empfängt dich entschlossen und ernst und schweigend der andre,
Trägt mit gigantischem Arm über die Tiefe dich hin.
Nimmer widme dich einem allein! Vertraue dem erstern
Deine Würde nicht an, nimmer dem andern dein Glück!

Archimedes und der Schüler.

Zu Archimedes kam ein wißbegieriger Jüngling.
„Weihe mich," sprach er zu ihm, „ein in die göttliche Kunst,
Die so herrliche Frucht dem Vaterlande getragen
Und die Mauern der Stadt vor der Sambuca[1] beschützt!"
„Göttlich nennst du die Kunst? Sie ist's," versetzte der Weise;
„Aber das war sie, mein Sohn, eh sie dem Staat noch gedient.
Willst du nur Früchte von ihr, die kann auch die sterbliche zeugen;
Wer um die Göttin freit, suche in ihr nicht das Weib."

[1] Anmerkung des Verfassers bei der ersten Ausgabe. Der Name einer Belagerungsmaschine, deren sich Marcellus gegen Syrakus bediente.

Menschliches Wissen.

Weil du liesest in ihr, was du selber in sie geschrieben,
Weil du in Gruppen fürs Aug' ihre Erscheinungen reihst,
Deine Schnüre gezogen auf ihrem unendlichen Felde,
Wähnst du, es fasse dein Geist ahnend die große Natur.

So beschreibt mit Figuren der Astronome den Himmel,
Daß in dem ewigen Raum leichter sich finde der Blick,
Knüpft entlegene Sonnen, durch Siriusfernen geschieden,
Aneinander im Schwan und in den Hörnern des Stiers.
Aber versteht er darum der Sphären mystische Tänze,
Weil ihm das Sternengewölb sein Planiglobium zeigt?

Die zwei Tugendwege.

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt;
Schließt sich der eine dir zu, thut sich der andre dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt!

Würden.

Wie die Säule des Lichts auf des Baches Welle sich spiegelt —
Hell, wie von eigener Gluth, flammt der vergoldete Saum;
Aber die Well' entführet der Strom, durch die glänzende Straße
Drängt eine andre sich schon, schnell, wie die erste, zu fliehn —
So beleuchtet der Würden Glanz den sterblichen Menschen;
Nicht er selbst, nur der Ort, den er durchwandelte, glänzt.

Zenith und Nadir.

Wo du auch wandelst im Raum, es knüpft dein Zenith und Nadir
An den Himmel dich an, dich an die Achse der Welt.
Wie du auch handelst in dir, es berühre den Himmel der Wille,
Durch die Achse der Welt gehe die Richtung der That!

Die idealische Freiheit.

Aus dem Leben heraus sind der Wege zwei dir geöffnet;
Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod.
Siehe, daß du bei Zeit noch frei auf dem ersten entspringest,
Ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern entführt.

Das Kind in der Wiege.

Glücklicher Säugling! dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege,
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt.

Das Unwandelbare.

„Unaufhaltsam enteilet die Zeit." — Sie sucht das Beständ'ge.
Sei getreu, und du legst ewige Fesseln ihr an.

Theophanie.

Zeigt sich der Glückliche mir, ich vergesse die Götter des Himmels;
Aber sie stehn vor mir, wenn ich den Leidenden seh'.

Das Höchste.

Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's!

Unsterblichkeit.

Vor dem Tod erschrickst du! Du wünschest, unsterblich zu leben?
Leb' im Ganzen! Wenn du lange dahin bist, es bleibt.

Votivtafeln.

Was der Gott mich gelehrt, was mir durchs Leben geholfen,
Häng' ich, dankbar und fromm, hier in dem Heiligthum auf.

Die verschiedene Bestimmung.

Millionen beschäftigen sich, daß die Gattung bestehe;
Aber durch Wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort.
Tausend Keime zerstreuet der Herbst, doch bringet kaum einer
Früchte; zum Element kehren die meisten zurück.
Aber entfaltet sich auch nur einer, einer allein streut
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus.

Das Belebende.

Nur an des Lebens Gipfel, der Blume, zündet sich neues
In der organischen Welt, in der empfindenden an.

Zweierlei Wirkungsarten.

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze;
Bilde Schönes, du streust Keime der göttlichen aus.

Unterschied der Stände.

Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind.

Das Werthe und Würdige.

Hast du etwas, so theile mir's mit, und ich zahle, was recht ist;
Bist du etwas, o dann tauschen die Seelen wir aus.

Die moralische Kraft.

Kannst du nicht schön empfinden, dir bleibt doch, vernünftig zu wollen
Und als ein Geist zu thun, was du als Mensch nicht vermagst.

Mittheilung.

Aus der schlechtesten Hand kann Wahrheit mächtig noch wirken;
Bei dem Schönen allein macht das Gefäß den Gehalt.

An *

Theile mir mit, was du weißt; ich werd' es dankbar empfangen.
Aber du gibst mir dich selbst; damit verschone mich, Freund!

An **

Du willst Wahres mich lehren? Bemühe dich nicht! Nicht die Sache
Will ich durch dich, ich will dich durch die Sache nur sehn.

An ***

Dich erwähl' ich zum Lehrer, zum Freund. Dein lebendiges Bilden
Lehrt mich, dein lehrendes Wort rühret lebendig mein Herz.

Jetzige Generation.

War es immer wie jetzt? Ich kann das Geschlecht nicht begreifen.
Nur das Alter ist jung, ach! und die Jugend ist alt.

An die Muse.

Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht — aber mir grauet,
Seh' ich, was ohne dich Hundert' und Tausende sind.

Der gelehrte Arbeiter.

Nimmer labt ihn des Baumes Frucht, den er mühsam erziehet;
Nur der Geschmack genießt, was die Gelehrsamkeit pflanzt.

Pflicht für Jeden.

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an.

Aufgabe.

Keiner sei gleich dem andern, doch gleich sei jeder dem Höchsten!
Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich.

Das eigne Ideal.

Allen gehört, was du denkst; dein eigen ist nur, was du fühlest.
Soll er dein Eigenthum sein, fühle den Gott, den du denkst.

An die Mystiker.

Das ist eben das wahre Geheimniß, das allen vor Augen
Liegt, euch ewig umgibt, aber von keinem gesehn.

Der Schlüssel.

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben.
Willst du die andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz.

Der Aufpasser.

Strenge, wie mein Gewissen, bemerkst du, wo ich gefehlet:
Darum hab' ich dich stets, wie — mein Gewissen, geliebt.

Weisheit und Klugheit.

Willst du, Freund, die erhabensten Höhn der Weisheit erfliegen,
Wag' es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht.
Die Kurzsichtige sieht nur das Ufer, das dir zurückflieht,
Jenes nicht, wo dereinst landet dein muthiger Flug.

Die Uebereinstimmung.

Wahrheit suchen wir beide, du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.
Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer;
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.

Politische Lehre.

Alles sei recht, was du thust; doch dabei laß es bewenden,
Freund, und enthalte dich ja, alles, was recht ist, zu thun.
Wahrem Eifer genügt, daß das Vorhandne vollkommen
Sei; der falsche will stets, daß das Vollkommene sei.

Majestas populi.

Majestät der Menschennatur! dich soll ich beim Haufen
Suchen? Bei Wenigen nur hast du von jeher gewohnt.
Einzelne Wenige zählen, die übrigen Alle sind blinde
Nieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

An einen Weltverbesserer.

„Alles opfert' ich hin," sprichst du, „der Menschheit zu helfen;
Eitel war der Erfolg, Haß und Verfolgung der Lohn." —
Soll ich dir sagen, Freund, wie ich mit Menschen es halte?
Traue dem Spruche! Noch nie hat mich der Führer getäuscht.
Von der Menschheit — du kannst von ihr nie groß genug denken;
Wie du im Busen sie trägst, prägst du in Thaten sie aus.
Auch dem Menschen, der dir im engen Leben begegnet,
Reich' ihm, wenn er sie mag, freundlich die helfende Hand.
Nur für Regen und Thau und fürs Wohl der Menschengeschlechter
Laß du den Himmel, Freund, sorgen, wie gestern, so heut.

Meine Antipathie.

Herzlich ist mir das Laster zuwider, und doppelt zuwider
Ist mir's, weil es so viel schwatzen von Tugend gemacht.
„Wie, du hassest die Tugend?" — Ich wollte, wir übten sie alle,
Und so spräche, will's Gott, ferner kein Mensch mehr davon.

An die Astronomen.

Schwatzet mir nicht so viel von Nebelflecken und Sonnen;
Ist die Natur nur groß, weil sie zu zählen euch gibt?

Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume;
Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabne nicht.

Astronomische Schriften.

So unermeßlich ist, so unendlich erhaben der Himmel!
Aber der Kleinigkeitsgeist zog auch den Himmel herab.

Der beste Staat.

„Woran erkenn' ich den besten Staat?" Woran du die beste Frau kennst — daran, mein Freund, daß man von beiden nicht spricht.

Mein Glaube.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion.

Inneres und Aeußeres.

„Gott nur siehet das Herz." — Drum eben, weil Gott nur das Herz sieht,
Sorge, daß wir doch auch etwas Erträgliches sehn.

Freund und Feind.

Theuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen;
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

Licht und Farbe.

Wohne, du ewiglich Eines, dort bei dem ewiglich Einen!
Farbe, du wechselnde, komm freundlich zum Menschen herab!

Schöne Individualität.

Einig sollst du zwar sein, doch Eines nicht mit dem Ganzen.
Durch die Vernunft bist du Eins, einig mit ihm durch das Herz.
Stimme des Ganzen ist deine Vernunft, dein Herz bist du selber:
Wohl dir, wenn die Vernunft immer im Herzen dir wohnt.

Die Mannichfaltigkeit.

Viele sind gut und verständig; doch zählen für Einen nur Alle,
Denn sie regiert der Begriff, ach! nicht das liebende Herz.
Traurig herrscht der Begriff, aus tausendfach wechselnden Formen
Bringet er dürftig und leer ewig nur eine hervor;
Aber von Leben rauscht es und Lust, wo bildend die Schönheit
Herrschet; das ewige Eins wandelt sie tausendfach neu.

Die drei Alter der Natur.

Leben gab ihr die Fabel, die Schule hat sie entseelet,
Schaffendes Leben aufs Neu gibt die Vernunft ihr zurück.

Der Genius.

Wiederholen zwar kann der Verstand, was da schon gewesen;
Was die Natur gebaut, bauet er wählend ihr nach.
Ueber Natur hinaus baut die Vernunft, doch nur in das Leere.
Du nur, Genius, mehrst in der Natur die Natur.

Der Nachahmer.

Gutes aus Gutem, das kann jedweder Verständige bilden;
Aber der Genius ruft Gutes aus Schlechtem hervor.
An Gebildetem nur darfst du, Nachahmer, dich üben;
Selbst Gebildetes ist Stoff nur dem bildenden Geist.

Genialität.

Wodurch gibt sich der Genius kund? Wodurch sich der Schöpfer Kund gibt in der Natur, in dem unendlichen All.
Klar ist der Aether und doch von unermeßlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim.

Die Forscher.

Alles will jetzt den Menschen von innen, von außen ergründen;
Wahrheit, wo rettest du dich hin vor der wüthenden Jagd?
Dich zu fangen, ziehen sie aus mit Netzen und Stangen;
Aber mit Geistestritt schreitest du mitten hindurch.

Die schwere Verbindung.

Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Zaum.

Correctheit.

Frei von Tadel zu sein, ist der niedrigste Grad und der höchste;
Denn nur die Ohnmacht führt oder die Größe dazu.

Das Naturgesetz.

So war's immer, mein Freund, und so wird's bleiben: die Ohnmacht
Hat die Regel für sich, aber die Kraft den Erfolg.

Wahl.

Kannst du nicht Allen gefallen durch deine That und dein Kunstwerk,
Mach' es Wenigen recht; Vielen gefallen ist schlimm.

Tonkunst.

Leben athme die bildende Kunst, Geist fordr' ich vom Dichter;
Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus.

Sprache.

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?
Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht mehr.

An den Dichter.

Laß die Sprache dir sein, was der Körper den Liebenden. Er nur
Ist's, der die Wesen trennt, und der die Wesen vereint.

Der Meister.

Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausspricht;
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Styls.

Der Gürtel.

In dem Gürtel bewahrt Aphrodite der Reize Geheimniß:
Was ihr den Zauber verleiht, ist, was sie bindet, die Scham.

Dilettant.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?

Die Kunstschwätzer.

Gutes in Künsten verlangt ihr? Seid ihr denn würdig des Guten,
Das nur der ewige Krieg gegen euch selber erzeugt?

Die Philosophieen.

Welche wohl bleibt von allen den Philosophieen? Ich weiß nicht.
Aber die Philosophie, hoff' ich, soll ewig bestehn.

Die Gunst der Musen.

Mit dem Philister stirbt auch sein Ruhm. Du, himmlische Muse,
Trägst, die dich lieben, die du liebst, in Mnemosynens Schooß.

Der Homernskopf als Siegel.

Treuer alter Homer, dir vertrau' ich das zarte Geheimniß;
Um der Liebenden Glück wisse der Sänger allein.

Die beste Staatsverfassung.

Diese nur kann ich dafür erkennen, die jedem erleichtert
Gut zu denken, doch nie, daß er so denke, bedarf.

An die Gesetzgeber.

Setzet immer voraus, daß der Mensch im Ganzen das Rechte
Will; im Einzelnen nur rechnet mir niemals darauf.

Das Ehrwürdige.

Ehret ihr immer das Ganze; ich kann nur Einzelne achten:
Immer im Einzelnen nur hab' ich das Ganze erblickt.

Falscher Studiertrieb.

O, wie viel neue Feinde der Wahrheit! Mir blutet die Seele,
Seh' ich das Eulengeschlecht, das zu dem Lichte sich drängt.

Quelle der Verjüngung.

Glaubt mir, es ist kein Mährchen, die Quelle der Jugend, sie rinnet
Wirklich und immer. Ihr fragt, wo? In der dichtenden Kunst.

Der Naturkreis.

Alles, du Ruhige, schließt sich in deinem Reiche: so kehret
Auch zum Kinde der Greis kindisch und kindlich zurück.

Der Genius mit der umgekehrten Fackel.

Lieblich sieht er zwar aus mit seiner erloschenen Fackel;
Aber, ihr Herren, der Tod ist so ästhetisch doch nicht.

Tugend des Weibes.

Tugenden brauchet der Mann, er stürzet sich wagend ins Leben,
Tritt mit dem stärkeren Glück in den bedenklichen Kampf.
Eine Tugend genüget dem Weib; sie ist da, sie erscheinet
Lieblich dem Herzen, dem Aug' lieblich erscheine sie stets!

Die schönste Erscheinung.

Sahest du nie die Schönheit im Augenblicke des Leidens,
Niemals hast du die Schönheit gesehn.
Sahst du die Freude nie in einem schönen Gesichte,
Niemals hast du die Freude gesehn.

Forum des Weibes.

Frauen, richtet mir nie des Mannes einzelne Thaten;
Aber über den Mann sprechet das richtende Wort!

Weibliches Urtheil.

Männer richten nach Gründen; des Weibes Urtheil ist seine Liebe; wo es nicht liebt, hat schon gerichtet das Weib.

Das weibliche Ideal.

An Amanda.

Ueberall weichet das Weib dem Manne; nur in dem Höchsten
Weichet dem weiblichsten Weib immer der männlichste Mann.
Was das Höchste mir sei? Des Sieges ruhige Klarheit,
Wie sie von deiner Stirn, holde Amanda, mir strahlt.
Schwimmt auch die Wolke des Grams um die heiter glänzende Scheibe,
Schöner nur malt sich das Bild auf dem vergoldeten Duft.
Dünke der Mann sich frei! Du bist es; denn ewig nothwendig
Weißt du von keiner Wahl, keiner Nothwendigkeit mehr.
Was du auch gibst, stets gibst du dich ganz; du bist ewig nur Eines,
Auch dein zartester Laut ist dein harmonisches Selbst.
Hier ist die ewige Jugend bei niemals versiegender Fülle,
Und mit der Blume zugleich brichst du die goldene Frucht.

Erwartung und Erfüllung.

In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still, auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der Greis.

Das gemeinsame Schicksal.

Siehe, wir hassen, wir streiten, es trennet uns Neigung und Meinung;
Aber es bleichet indeß dir sich die Locke, wie mir.

Menschliches Wirken.

An dem Eingang der Bahn liegt die Unendlichkeit offen,
Doch mit dem engesten Kreis höret der Weiseste auf.

Der Vater.

Wirke, so viel du willst, du stehest doch ewig allein da,
Bis an das All die Natur dich, die gewaltige, knüpft.

Liebe und Begierde.

Recht gesagt, Schlosser! Man liebt, was man hat, man begehrt, was man nicht hat;
Denn nur das reiche Gemüth liebt, nur das arme begehrt.

Güte und Größe.

Nur zwei Tugenden gibt's. O, wären sie immer vereinigt,
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut!

Die Triebfedern.

Immer treibe die Furcht den Sklaven mit eisernem Stabe;
Freude, führe du mich immer an rosigtem Band!

Naturforscher

und

Transcendental-Philosophen.

Feindschaft sei zwischen euch! Noch kommt das Bündniß zu frühe;
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt.

Deutscher Genius.

Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft, nach griechischer Schönheit!
Beides gelang dir; doch nie glückte der gallische Sprung.

Kleinigkeiten.

Der epische Hexameter.

Schwindelnd trägt er dich fort auf rastlos strömenden Wogen,
Hinter dir siehst du, du siehst vor dir nur Himmel und Meer.

Das Distichon.

Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

Die achtzeilige Stanze.

Stanze, dich schuf die Liebe, die zärtlich schmachtende — dreimal
Flieheſt du schamhaft und kehrst dreimal verlangend zurück.

Der Obelisk.

Aufgerichtet hat mich auf hohem Gestelle der Meister.
Stehe, sprach er, und ich steh' ihm mit Kraft und mit Lust.

Der Triumphbogen.

Fürchte nicht, sagte der Meister, des Himmels Bogen; ich stelle
Dich unendlich, wie ihn, in die Unendlichkeit hin.

Die schöne Brücke.

Unter mir, über mir rennen die Wellen, die Wagen, und gütig
Gönnte der Meister mir selbst, auch mit hinüber zu gehn.

Das Thor.

Schmeichelnd locke das Thor den Wilden herein zum Gesetze;
Froh in die freie Natur führ' es den Bürger heraus!

Die Peterskirche.

Suchst du das Unermeßliche hier, du hast dich geirret;
Meine Größe ist die, größer zu machen dich selbst.

Deutschland und seine Fürsten.

Große Monarchen erzeugtest du und bist ihrer würdig,
Den Gebietenden macht nur der Gehorchende groß.
Aber versuch' es, o Deutschland, und mach' es deinen Beherrschern
Schwerer, als Könige groß, leichter, nur Menschen zu sein.

An die Proselytenmacher.

Nur ein Weniges Erde beding' ich mir außer der Erde,
Sprach der göttliche Mann, und ich bewege sie leicht.
Einen Augenblick nur vergönnt mir, außer mir selber
Mich zu begeben, und schnell will ich der Eurige sein.

Das Verbindungsmittel.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

Der Zeitpunkt.

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren;
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht.

Deutsches Lustspiel.

Thoren hätten wir wohl, wir hätten Fratzen die Menge;
Leider helfen sie nur selbst zur Komödie nichts.

Buchhändler-Anzeige.

Nichts ist der Menschheit so wichtig, als ihre Bestimmung zu kennen:
Um zwölf Groschen Courant wird sie bei mir jetzt verkauft.

Gefährliche Nachfolge.

Freunde, bedenket euch wohl, die tiefere, kühnere Wahrheit
Laut zu sagen: sogleich stellt man sie euch auf den Kopf.

Griechheit.

Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlassen,
Bricht in der Gräkomanie gar noch ein hitziges aus.
Griechheit, was war sie? Verstand und Maß und Klarheit!
Drum dächt' ich,
Etwas Geduld noch, ihr Herrn, eh' ihr von Griechheit uns sprecht!
Eine würdige Sache verfechtet ihr; nur mit Verstande,
Bitt' ich, daß sie zum Spott und zum Gelächter nicht wird.

Die Sonntagskinder.

Jahre lang bildet der Meister und kann sich nimmer genug thun;
Dem genialen Geschlecht wird es im Traume beschert.
Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren;
Ach, was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!

Die Philosophen.

Lehrling.

Gut, daß ich euch, ihr Herrn, in pleno beisammen hier finde;
Denn das Eine, was noth, treibt mich herunter zu euch.

Aristoteles.

Gleich zur Sache, mein Freund! Wir halten die Jenaer Zeitung
Hier in der Hölle und sind längst schon von allem belehrt.

Lehrling.

Desto besser! so gebt mir, ich geh' euch nicht eher vom Halse,
Einen allgültigen Satz, und der auch allgemein gilt.

Erster.

Cogito, ergo sum. Ich denke, und mithin so bin ich!
Ist das Eine nur wahr, ist es das Andre gewiß.

Lehrling.

Denk' ich, so bin ich. Wohl! Doch wer wird immer auch denken.
Oft schon war ich und hab' wirklich an gar nichts gedacht.

Zweiter.

Weil es Dinge doch gibt, so gibt es ein Ding aller Dinge;
In dem Ding aller Ding' schwimmen wir, wie wir so sind.

Dritter.

Just das Gegentheil sprech' ich. Es gibt kein Ding als mich selber;
Alles Andre, in mir steigt es als Blase nur auf.

Vierter.

Zweierlei Dinge lass' ich passieren, die Welt und die Seele;
Keins weiß vom andern, und doch deuten sie beide auf Eins.

Fünfter.

Von dem Ding weiß ich nichts und weiß auch nichts von der Seele;
Beide erscheinen mir nur, aber sie sind doch kein Schein.

Sechster.

Ich bin Ich und setze mich selbst, und setz' ich mich selber
Als nicht gesetzt, nun gut, hab' ich ein Nicht-Ich gesetzt.

Siebenter.

Vorstellung wenigstens ist! Ein Vorgestelltes ist also;
Ein Vorstellendes auch, macht mit der Vorstellung Drei.

Lehrling.

Damit lock' ich, ihr Herrn, noch keinen Hund aus dem Ofen.
Einen erklecklichen Satz will ich, und der auch was setzt!

Achter.

Auf theoretischem Feld ist weiter nichts mehr zu finden;
Aber der praktische Satz gilt doch: du kannst, denn du sollst!

Lehrling.

Dacht' ich's doch! Wissen sie nichts Vernünftiges mehr zu erwiedern,
Schieben sie's einem geschwind in das Gewissen hinein.

David Hume.

Rede nicht mit dem Volk! Der Kant hat sie alle verwirret.
Mich frag', ich bin mir selbst auch in der Hölle noch gleich.

Rechtsfrage.

Jahre lang schon bedien' ich mich meiner Nase zum Riechen;
Hab' ich denn wirklich an sie auch ein erweisliches Recht?

Puffendorf.

Ein bedenklicher Fall! Doch die erste Possession scheint
Für dich zu sprechen, und so brauche sie immerhin fort!

Gewissensscrupel.

Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider mit Neigung,
Und so wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

Entscheidung.

Da ist kein anderer Rath, du mußt suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann thun, wie die Pflicht dir gebeut.

G. G.

Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig;
Sind sie in corpore, gleich wird euch ein Dummkopf daraus.

Die Homeriden.

Wer von euch ist der Sänger der Ilias? Weil's ihm so gut schmeckt,
Ist hier von Heynen ein Pack Göttinger Würste für ihn —
„Mir her! ich sang der Könige Zwist!" — „Ich die Schlacht bei den Schiffen!" —
„Mir die Würste! ich sang, was auf dem Ida geschah!" —
Friede! zerreißt mich nur nicht! Die Würste werden nicht reichen.
Der sie schickte, er hat sich nur auf Einen versehn.

Der moralische Dichter.

Ja, der Mensch ist ein ärmlicher Wicht, ich weiß — doch das wollt' ich
Eben vergessen und kam, ach, wie gereut mich's, zu dir!

Der erhabene Stoff.

Deine Muse besingt, wie Gott sich der Menschen erbarmte,
Aber ist das Poesie, daß er erbärmlich sie fand?

Der Kunstgriff.

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
Malet die Wollust — nur malet den Teufel dazu!

Jeremiade.

Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!
Philosophen verderben die Sprache, Poeten die Logik,
Und mit dem Menschenverstand kommt man durchs Leben nicht mehr.
Aus der Aesthetik, wohin sie gehört, verjagt man die Tugend,
Jagt sie, den lästigen Gast, in die Politik hinein.
Wohin wenden wir uns? Sind wir natürlich, so sind wir
Platt; und genieren wir uns, nennt man es abgeschmackt gar.
Schöne Naivetät der Stubenmädchen zu Leipzig,
Komm doch wieder, o komm, witzige Einfalt, zurück!
Komm, Komödie, wieder, du ehrbare Wochenvisite,
Siegmund, du süßer Amant, Mascarill, spaßhafter Knecht!
Trauerspiele voll Salz, voll epigrammatischer Nadeln,
Und du, Menuetschritt unsers geborgten Kothurns!
Philosoph'scher Roman, du Gliedermann, der so geduldig
Still hält, wenn die Natur gegen den Schneider sich wehrt.
Alte Prosa, komm wieder, die alles so ehrlich herausjagt,
Was sie denkt und gedacht, auch, was der Leser sich denkt.
Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!

Wissenschaft.

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem Andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Kant und seine Ausleger.

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu thun.

Shakespeare's Schatten.

Parodie.

Endlich erblickt' ich auch die hohe Kraft des Herakles,
Seinen Schatten. Er selbst, leider, war nicht mehr zu sehn.
Ringsum schrie, wie Vögelgeschrei, das Geschrei der Tragöden
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.
Schauerlich stand das Ungethüm da. Gespannt war der Bogen
Und der Pfeil auf der Sehn' traf noch beständig das Herz.
„Welche noch kühnere That, Unglücklicher, wagest du jetzo,
Zu den Verstorbenen selbst niederzusteigen ins Grab!" —
Wegen Tiresias' mußt' ich herab, den Seher zu fragen,
Wo ich den alten Kothurn fände, der nicht mehr zu sehn.
„Glauben sie nicht der Natur und den alten Griechen, so holst du
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf." —
O, die Natur, die zeigt auf unsern Bühnen sich wieder,
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt.
„Wie? So ist wirklich bei euch der alte Kothurnus zu sehen,
Den zu holen ich selbst stieg in des Tartarus Nacht?" —
Nichts mehr von diesem tragischen Spuk. Kaum einmal im Jahre
Geht dein geharnischter Geist über die Bretter hinweg.
„Auch gut! Philosophie hat eure Gefühle geläutert,
Und vor dem heitern Humor fliehet der schwarze Affect." —
Ja, ein derber und trockener Spaß, nichts geht uns darüber;
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß ist, gefällt.
„Also sieht man bei euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernsten Gang, welchen Melpomene geht?" —
Keines von Beiden! Uns kann nur das Christlich-Moralische rühren,
Und was recht populär, häuslich und bürgerlich ist.
„Was? Es dürfte kein Cäsar auf euren Bühnen sich zeigen,
Kein Achill, kein Orest, keine Andromacha mehr?" —
Nichts! Man siehet bei uns nur Pfarrer, Commerzienräthe,
Fähndriche, Secretärs oder Husarenmajors.
„Aber, ich bitte dich, Freund, was kann denn dieser Misere
Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn?" —
Was? Sie machen Kabale, sie leihen auf Pfänder, sie stecken

Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.
„Woher nehmt ihr denn aber das große, gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?“ —
Das sind Grillen! Uns selbst und unsre guten Bekannten,
Unsern Jammer und Noth suchen und finden wir hier.
„Aber das habt ihr ja alles bequemer und besser zu Hause;
Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch selber nur sucht?“ —
Nimm's nicht übel, mein Heros, das ist ein verschiedener Casus:
Das Geschick, das ist blind, und der Poet ist gerecht.
„Also eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euren
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?“ —
Der Poet ist der Wirth und der letzte Actus die Zeche;
Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.

Die Flüsse.

Rhein.

Treu, wie dem Schweizer gebührt, bewach' ich Germaniens Grenze;
Aber der Gallier hüpft über den duldenden Strom.

Rhein und Mosel.

Schon so lang' umarm' ich die lotharingische Jungfrau;
Aber noch hat kein Sohn unsre Verbindung beglückt.

Donau in **

Mich umwohnt mit glänzendem Aug' das Volk der Phajaken;
Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß.

Main.

Meine Burgen zerfallen zwar; doch getröstet erblick' ich
Seit Jahrhunderten noch immer das alte Geschlecht.

Saale.

Kurz ist mein Lauf und begrüßt der Fürsten, der Völker so viele;
Aber die Fürsten sind gut, aber die Völker sind frei.

Ilm.

Meine Ufer sind arm; doch höret die leisere Welle,
Führet der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.

Pleisse.

Flach ist mein Ufer, und seicht mein Bach, es schöpften zu durstig
Meine Poeten mich, meine Prosaiker aus.

Elbe.

All ihr andern, ihr sprecht nur ein Kauderwelsch — unter den Flüssen
Deutschlands rede nur ich, und auch in Meißen nur, deutsch.

Spree.

Sprache gab mir einst Ramler und Stoff mein Cäsar; da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich schweige seitdem.

Weser.

Leider von mir ist gar nichts zu sagen; auch zu dem kleinsten
Epigramme, bedenkt, geb' ich der Muse nicht Stoff.

Gesundbrunnen zu **

Seltsames Land! Hier haben die Flüsse Geschmack und die Quellen,
Bei den Bewohnern allein hab' ich noch keinen verspürt.

Pegnitz.

Ganz hypochondrisch bin ich vor langer Weile geworden,
Und ich fließe nur fort, weil es so hergebracht ist.

Die **chen Flüsse.

Unser einer hat's halter gut in **cher Herren
Ländern; ihr Joch ist sanft, und ihre Lasten sind leicht.

Salzach.

Aus Juvaviens Bergen ström' ich, das Erzstift zu salzen,
Lenke dann Bayern zu, wo es an Salze gebricht.

Der anonyme Fluß.

Fastenspeisen dem Tisch des frommen Bischofs zu liefern,
Goß der Schöpfer mich aus durch das verhungerte Land.

Les fleuves indiscrets.

Jetzt kein Wort mehr, ihr Flüsse! Man sieht's, ihr wißt euch so wenig
Zu bescheiden, als einst Diderots Schätzchen gethan.

Der Metaphysiker.

„Wie tief liegt unter mir die Welt!
Kaum seh' ich noch die Menschlein unten wallen!
Wie trägt mich meine Kunst, die höchste unter allen,
So nahe an des Himmels Zelt!"
So ruft von seines Thurmes Dache
Der Schieferdecker, so der kleine große Mann,
Hans Metaphysikus, in seinem Schreibgemache.
Sag' an, du kleiner großer Mann,
Der Thurm, von dem dein Blick so vornehm niederschauet,
Wovon ist er — worauf ist er erbauet?
Wie kamst du selbst hinauf — und seine kahlen Höhn,
Wozu sind sie dir nütz, als in das Thal zu sehn?

Die Weltweisen.

Der Satz, durch welchen alles Ding
Bestand und Form empfangen,
Der Nagel, woran Zeus den Ring
Der Welt, die sonst in Scherben ging,
Vorsichtig aufgehangen,
Den nenn' ich einen großen Geist,
Der mir ergründet, wie er heißt,
Wenn ich ihm nicht drauf helfe —
Er heißt: Zehn ist nicht Zwölfe.

Der Schnee macht kalt, das Feuer brennt,
Der Mensch geht auf zwei Füßen,

Die Sonne scheint am Firmament,
Das kann, wer auch nicht Logik kennt,
Durch seine Sinne wissen.
Doch wer Metaphysik studiert,
Der weiß, daß, wer verbrennt, nicht friert,
Weiß, daß das Nasse feuchtet,
Und daß das Helle leuchtet.

Homerus singt sein Hochgedicht,
Der Held besteht Gefahren;
Der brave Mann thut seine Pflicht,
Und that sie, ich verhehl' es nicht,
Eh noch Weltweise waren;
Doch hat Genie und Herz vollbracht,
Was Lock' und Des Cartes nie gedacht,
Sogleich wird auch von diesen
Die Möglichkeit bewiesen.

Im Leben gilt der Stärke Recht,
Dem Schwachen trotzt der Kühne,
Wer nicht gebieten kann, ist Knecht;
Sonst geht es ganz erträglich schlecht
Auf dieser Erdenbühne.
Doch wie es wäre, fing der Plan
Der Welt nur erst von vornen an,
Ist in Moralsystemen
Ausführlich zu vernehmen.

„Der Mensch bedarf des Menschen sehr
Zu seinem großen Ziele;
Nur in dem Ganzen wirket er,
Viel Tropfen geben erst das Meer,
Viel Wasser treibt die Mühle.
Drum flieht der wilden Wölfe Stand
Und knüpft des Staates dauernd Band."
So lehren vom Katheder
Herr Puffendorf und Feder.

Doch weil, was ein Professor spricht,
Nicht gleich zu allen dringet,
So übt Natur die Mutterpflicht
Und sorgt, daß nie die Kette bricht,
Und daß der Reif nie springet.
Einstweilen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Pegasus im Joche.

Auf einem Pferdemarkt — vielleicht zu Haymarket,
Wo andre Dinge noch in Waare sich verwandeln,
Bracht' einst ein hungriger Poet
Der Musen Roß, es zu verhandeln.

Hell wieherte der Hippogryph
Und bäumte sich in prächtiger Parade;
Erstaunt blieb jeder stehn und rief:
Das edle, königliche Thier! Nur Schade,
Daß seinen schlanken Wuchs ein häßlich Flügelpaar
Entstellt! Den schönsten Postzug würd' es zieren.
Die Race, sagen sie, sei rar,
Doch wer wird durch die Luft kutschieren?
Und keiner will sein Geld verlieren.
Ein Pachter endlich faßte Muth.
Die Flügel zwar, spricht er, die schaffen keinen Nutzen;
Doch die kann man ja binden oder stutzen,
Dann ist das Pferd zum Ziehen immer gut.
Ein zwanzig Pfund, die will ich wohl dran wagen;
Der Täuscher, hoch vergnügt, die Waare loszuschlagen,
Schlägt hurtig ein. „Ein Mann, ein Wort!"
Und Hans trabt frisch mit seiner Beute fort.

Das edle Thier wird eingespannt;
Doch fühlt es kaum die ungewohnte Bürde,
So rennt es fort mit wilder Flugbegierde
Und wirft, von edelm Grimm entbrannt,
Den Karren um an eines Abgrunds Rand.
Schon gut, denkt Hans. Allein darf ich dem tollen Thiere
Kein Fuhrwerk mehr vertraun. Erfahrung macht schon klug.
Doch morgen fahr' ich Passagiere,
Da stell' ich es als Vorspann in den Zug.
Die muntre Krabbe soll zwei Pferde mir ersparen;
Der Koller gibt sich mit den Jahren.

Der Anfang ging ganz gut. Das leichtbeschwingte Pferd
Belebt der Klepper Schritt, und pfeilschnell fliegt der Wagen.
Doch was geschieht? Den Blick den Wolken zugekehrt,
Und ungewohnt, den Grund mit festem Huf zu schlagen,
Verläßt es bald der Räder sichre Spur,
Und, treu der stärkeren Natur,
Durchrennt es Sumpf und Moor, geackert Feld und Hecken;
Der gleiche Taumel faßt das ganze Postgespann,
Kein Rufen hilft, kein Zügel hält es an,
Bis endlich, zu der Wandrer Schrecken,
Der Wagen, wohlgerüttelt und zerschellt,
Auf eines Berges steilem Gipfel hält.

Das geht nicht zu mit rechten Dingen!
Spricht Hans mit sehr bedenklichem Gesicht,
So wird es nimmermehr gelingen;
Laß sehn, ob wir den Tollwurm nicht
Durch magre Kost und Arbeit zwingen.
Die Probe wird gemacht. Bald ist das schöne Thier,
Eh noch drei Tage hingeschwunden,
Zum Schatten abgezehrt. Ich hab's, ich hab's gefunden!
Ruft Hans. Jetzt frisch und spannt es mir
Gleich vor den Pflug mit meinem stärksten Stier!

Gesagt, gethan. In lächerlichem Zuge
Erblickt man Ochs und Flügelpferd am Pfluge.

Unwillig steigt der Greif und strengt die letzte Macht
Der Sehnen an, den alten Flug zu nehmen.
Umsonst, der Nachbar schreitet mit Bedacht,
Und Phöbus' stolzes Roß muß sich dem Stier bequemen,
Bis nun, vom langen Widerstand verzehrt,
Die Kraft aus allen Gliedern schwindet,
Von Gram gebeugt das edle Götterpferd
Zu Boden stürzt und sich im Staube windet.

Verwünschtes Thier! bricht endlich Hansens Grimm
Laut scheltend aus, indem die Hiebe flogen.
So bist du denn zum Ackern selbst zu schlimm,
Mich hat ein Schelm mit dir betrogen.

Indem er noch in seines Zornes Wuth
Die Peitsche schwingt, kommt flink und wohlgemuth
Ein lustiger Gesell die Straße hergezogen.
Die Cither klingt in seiner leichten Hand,
Und durch den blonden Schmuck der Haare
Schlingt zierlich sich ein goldnes Band.
Wohin, Freund, mit dem wunderlichen Paare?
Ruft er den Bau'r von weitem an.
Der Vogel und der Ochs an einem Seile,
Ich bitte dich, welch ein Gespann!
Willst du auf eine kleine Weile
Dein Pferd zur Probe mir vertraun?
Gib Acht, du sollst dein Wunder schaun.

Der Hippogryph wird ausgespannt
Und lächelnd schwingt sich ihm der Jüngling auf den Rücken.
Kaum fühlt das Thier des Meisters sichre Hand,
So knirscht es in des Zügels Band
Und steigt, und Blitze sprühn aus den beseelten Blicken.
Nicht mehr das vor'ge Wesen, königlich,
Ein Geist, ein Gott, erhebt es sich,
Entrollt mit einem Mal in Sturmes Wehen
Der Schwingen Pracht, schießt brausend himmelan,
Und eh der Blick ihm folgen kann,
Entschwebt es zu den blauen Höhen.

Das Spiel des Lebens.

Wollt ihr in meinen Kasten sehn?
Des Lebens Spiel, die Welt im Kleinen,
Gleich soll sie eurem Aug' erscheinen;
Nur müßt ihr nicht zu nahe stehn,
Ihr müßt sie bei der Liebe Kerzen
Und nur bei Amors Fackel sehn.

Schaut her! Nie wird die Bühne leer:
Dort bringen sie das Kind getragen,
Der Knabe hüpft, der Jüngling stürmt einher,
Es kämpft der Mann, und alles will er wagen.

Ein jeglicher versucht sein Glück,
Doch schmal nur ist die Bahn zum Rennen;
Der Wagen rollt, die Achsen brennen,
Der Held dringt kühn voran, der Schwächling bleibt zurück,
Der Stolze fällt mit lächerlichem Falle,
Der Kluge überholt sie alle.

Die Frauen seht ihr an den Schranken stehn,
Mit holdem Blick, mit schönen Händen
Den Dank dem Sieger auszuspenden.

Einem jungen Freunde,

als er sich der Weltweisheit widmete.

Schwere Prüfungen mußte der griechische Jüngling bestehen,
Eh das eleusische Haus nun den Bewährten empfing.
Bist du bereitet und reif, das Heiligthum zu betreten,
Wo den verdächtigen Schatz Pallas Athene verwahrt?
Weißt du schon, was deiner dort harrt? wie theuer du kaufest?
Daß du ein ungewiß Gut mit dem gewissen bezahlst?

Fühlst du dir Stärke genug, der Kämpfe schwersten zu kämpfen,
Wenn sich Verstand und Herz, Sinn und Gedanken entzwein?
Muth genug, mit des Zweifels unsterblicher Hydra zu ringen
Und dem Feind in dir selbst männlich entgegen zu gehn?
Mit des Auges Gesundheit, des Herzens heiliger Unschuld
Zu entlarven den Trug, der dich als Wahrheit versucht?
Fliehe, bist du des Führers im eigenen Busen nicht sicher,
Fliehe den lockenden Rand, ehe der Schlund dich verschlingt!
Manche gingen nach Licht und stürzten in tiefere Nacht nur;
Sicher im Dämmerschein wandelt die Kindheit dahin.

Poesie des Lebens.

An ***

„Wer möchte sich an Schattenbildern weiden,
Die mit erborgtem Schein das Wesen überkleiden,
Mit trügrischem Besitz die Hoffnung hintergehn?
Entblößt muß ich die Wahrheit sehn.
Soll gleich mit meinem Wahn mein ganzer Himmel schwinden,
Soll gleich den freien Geist, den der erhabne Flug
Ins grenzenlose Reich der Möglichkeiten trug,
Die Gegenwart mit strengen Fesseln binden;
Er lernt sich selber überwinden,
Ihn wird das heilige Gebot
Der Pflicht, das furchtbare der Noth
Nur desto unterwürf'ger finden.
Wer schon der Wahrheit milde Herrschaft scheut,
Wie trägt er die Nothwendigkeit?"

So rufst du aus und blickst, mein strenger Freund,
Aus der Erfahrung sicherm Porte
Verwerfend hin auf alles, was nur scheint.
Erschreckt von deinem ernsten Worte
Entflieht der Liebesgötter Schaar,
Der Musen Spiel verstummt, es ruhn der Horen Tänze,

Still trauernd nehmen ihre Kränze
Die Schwestergöttinnen vom schön gelockten Haar,
Apoll zerbricht die goldne Leier,
Und Hermes seinen Wunderstab,
Des Traumes rosenfarbner Schleier
Fällt von des Lebens bleichem Antlitz ab,
Die Welt scheint, was sie ist, ein Grab.
Von seinen Augen nimmt die zauberische Binde
Cytherens Sohn, die Liebe sieht,
Sie sieht in ihrem Götterkinde
Den Sterblichen, erschrickt und flieht,
Der Schönheit Jugendbild veraltet,
Auf deinen Lippen selbst erkaltet
Der Liebe Kuß, und in der Freude Schwung
Ergreift dich die Versteinerung.

An Goethe,

als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte.

Du selbst, der uns von falschem Regelzwange
Zur Wahrheit und Natur zurückgeführt,
Der, in der Wiege schon ein Held, die Schlange
Erstickt, die unsern Genius umschnürt,
Du, den die Kunst, die göttliche, schon lange
Mit ihrer reinen Priesterbinde ziert,
Du opferst auf zertrümmerten Altären
Der Aftermuse, die wir nicht mehr ehren?

Einheim'scher Kunst ist dieser Schauplatz eigen,
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient;
Wir können muthig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt.
Selbst in der Künste Heiligthum zu steigen,
Hat sich der deutsche Genius erkühnt,

Und auf der Spur des Griechen und des Britten
Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten.

Denn dort, wo Sklaven knien, Despoten walten,
Wo sich die eitle Aftergröße bläht,
Da kann die Kunst das Edle nicht gestalten,
Von keinem Ludwig wird es ausgesät;
Aus eigner Fülle muß es sich entfalten,
Es borget nicht von ird'scher Majestät,
Nur mit der Wahrheit wird es sich vermählen,
Und seine Gluth durchflammt nur freie Seelen.

Drum nicht, in alte Fesseln uns zu schlagen,
Erneuerst du dies Spiel der alten Zeit,
Nicht, uns zurückzuführen zu den Tagen
Charakterloser Minderjährigkeit.
Es wär' ein eitel und vergeblich Wagen,
Zu fallen ins bewegte Rad der Zeit;
Geflügelt fort entführen es die Stunden,
Das Neue kommt, das Alte ist verschwunden.

Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt;
Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt;
Verbannet ist der Sitten falsche Strenge,
Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held.
Die Leidenschaft erhebt die freien Töne,
Und in der Wahrheit findet man das Schöne.

Doch leicht gezimmert nur ist Thespis' Wagen,
Und er ist gleich dem acheront'schen Kahn;
Nur Schatten und Idole kann er tragen,
Und drängt das rohe Leben sich heran,
So droht das leichte Fahrzeug umzuschlagen,
Das nur die flücht'gen Geister fassen kann,
Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.

Denn auf dem bretternen Gerüst der Scene
Wird eine Idealwelt aufgethan.
Nichts sei hier wahr und wirklich, als die Thräne;
Die Rührung ruht auf keinem Sinnenwahn.
Aufrichtig ist die wahre Melpomene,
Sie kündigt nichts als eine Fabel an,
Und weiß durch tiefe Wahrheit zu entzücken!
Die falsche stellt sich wahr, um zu berücken.

Es droht die Kunst vom Schauplatz zu verschwinden,
Ihr wildes Reich behauptet Phantasie;
Die Bühne will sie wie die Welt entzünden,
Das Niedrigste und Höchste menget sie.
Nur bei dem Franken war noch Kunst zu finden,
Erschwang er gleich ihr hohes Urbild nie;
Gebannt in unveränderlichen Schranken
Hält er sie fest, und nimmer darf sie wanken.

Ein heiliger Bezirk ist ihm die Scene;
Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
Sind der Natur nachlässig rohe Töne,
Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied;
Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
Zum ernsten Tempel füget sich das Ganze,
Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.

Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden!
Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist;
Des falschen Anstands prunkende Geberden
Verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preist!
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden,
Er komme, wie ein abgeschiedner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.

An Demoiselle Klevoigt,

bei ihrer Verheirathung mit Herrn Dr. Sturm, von einer mütterlichen und fünf schwesterlichen Freundinnen.

Zieh, holde Braut, mit unserm Segen,
Zieh hin auf Hymens Blumenwegen!
Wir sahen mit entzücktem Blick
Der Seele Anmuth sich entfalten,
Die jungen Reize sich gestalten
Und blühen für der Liebe Glück.
Dein schönes Loos, du hast's gefunden;
Es weicht die Freundschaft ohne Schmerz
Dem süßen Gott, der dich gebunden;
Er will, er hat dein ganzes Herz.

Zu theuren Pflichten, zarten Sorgen,
Dem jungen Busen noch verborgen,
Ruft dich des Kranzes ernste Zier.
Der Kindheit tändelnde Gefühle,
Der freien Jugend flücht'ge Spiele,
Sie bleiben fliehend hinter dir,
Und Hymens ernste Fessel bindet,
Wo Amor leicht und flatternd hüpft;
Doch für ein Herz, das schön empfindet,
Ist sie aus Blumen nur geknüpft.

Und willst du das Geheimniß wissen,
Das immer grün und unzerrissen
Den hochzeitlichen Kranz bewahrt?
Es ist des Herzens reine Güte,
Der Anmuth unverwelkte Blüthe,
Die mit der holden Scham sich paart,
Die, gleich dem heitern Sonnenbilde,
In alle Herzen Wonne lacht,
Es ist der sanfte Blick der Milde
Und Würde, die sich selbst bewacht.

Der griechische Genius

an Meyer in Italien.

Tausend Andern verstummt, die mit taubem Herzen ihn fragen,
Dir, dem Verwandten und Freund, redet vertraulich der Geist.

Einem Freunde ins Stammbuch.

Herrn von Mecheln aus Basel.

Unerschöpflich an Reiz, an immer erneuerter Schönheit
Ist die Natur! Die Kunst ist unerschöpflich, wie sie.
Heil dir, würdiger Greis! für beide bewahrst du im Herzen
Reges Gefühl, und so ist ewige Jugend dein Loos.

In das Folio-Stammbuch

eines Kunstfreundes.

Die Weisheit wohnte sonst auf großen Foliobogen,
Der Freundschaft war ein Taschenbuch bestimmt;
Jetzt, da die Wissenschaft ins Kleinre sich gezogen,
Und leicht, wie Kork, in Almanachen schwimmt,
Hast du, ein hochbeherzter Mann,
Dies ungeheure Haus den Freunden aufgethan.
Wie, fürchtest du denn nicht, ich muß dich ernstlich fragen,
An so viel Freunden allzuschwer zu tragen?

Das Geschenk.

Ring und Stab, o seid mir auf Rheinweinflaschen willkommen!
Ja, wer die Schafe so tränket, der heißt mir ein Hirt.
Dreimal gesegneter Trank! dich gewann mir die Muse, die Muse
Schickt dich, die Kirche selbst drückte das Siegel dir auf.

Wilhelm Tell.[1]

Wenn rohe Kräfte feindlich sich entzweien,
Und blinde Wuth die Kriegesflamme schürt;
Wenn sich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert;
Wenn alle Laster schamlos sich befreien,
Wenn freche Willkür an das Heil'ge rührt,
Den Anker löst, an dem die Staaten hängen:
— Da ist kein Stoff zu freudigen Gesängen.

Doch wenn ein Volk, das fromm die Heerden weidet,
Sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Doch selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt,
Im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet:
— Das ist unsterblich und des Liedes werth.
Und solch ein Bild darf ich dir freudig zeigen,
Du kennst's, denn alles Große ist dein eigen.

1 Mit diesen Stanzen begleitete der Verfasser das Exemplar seines Schauspiels: Wilhelm Tell, das er dem damaligen Kurfürsten Erzkanzler übersendete.

Dem Erbprinzen von Weimar,

als er nach Paris reiste.

In einem freundschaftlichen Zirkel gesungen.

So bringet denn die letzte volle Schale
Dem lieben Wandrer dar,
Der Abschied nimmt von diesem stillen Thale,
Das seine Wiege war.

Er reißt sich aus den väterlichen Hallen,
Aus lieben Armen los,
Nach jener stolzen Bürgerstadt zu wallen,
Vom Raub der Länder groß.

Die Zwietracht flieht, die Donnerstürme schweigen,
Gefesselt ist der Krieg,
Und in den Krater darf man niedersteigen,
Aus dem die Lava stieg.

Dich führe durch das wild bewegte Leben
Ein gnädiges Geschick!
Ein reines Herz hat dir Natur gegeben,
O bring' es rein zurück!

Die Länder wirst du sehen, die das wilde
Gespann des Kriegs zertrat;
Doch lächelnd grüßt der Friede die Gefilde
Und streut die goldne Saat.

Den alten Vater Rhein wirst du begrüßen,
Der deines großen Ahns
Gedenken wird, so lang sein Strom wird fließen
Ins Bett des Oceans.

Dort huldige des Helden großen Manen
Und opfere dem Rhein,
Dem alten Grenzenhüter der Germanen,
Von seinem eignen Wein,

Daß dich der vaterländ'sche Geist begleite,
Wenn dich das schwanke Brett
Hinüberträgt auf jene linke Seite,
Wo deutsche Treu vergeht.

Der Antritt des neuen Jahrhunderts.

An ***

Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.

Und das Band der Länder ist gehoben,
Und die alten Formen stürzen ein;
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein.

Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz;
Aller Länder Freiheit zu verschlingen,
Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.

Gold muß ihnen jede Landschaft wägen,
Und, wie Brennus in der rohen Zeit,
Legt der Franke seinen ehrnen Degen
In die Wage der Gerechtigkeit.

Seine Handelsflotten streckt der Britte
Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
Will er schließen, wie sein eignes Haus.

Zu des Südpols nie erblickten Sternen
Dringt sein rastlos ungehemmter Lauf;
Alle Inseln spürt er, alle fernen
Küsten — nur das Paradies nicht auf.

Ach, umsonst auf allen Länderkarten
Spähst du nach dem seligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menschheit schöne Jugend blüht.

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
Und die Schifffahrt selbst ermißt sie kaum;
Doch auf ihrem unermessnen Rücken
Ist für zehen Glückliche nicht Raum.

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Sängers Abschied.

Die Muse schweigt; mit jungfräulichen Wangen,
Erröthen im verschämten Angesicht,
Tritt sie vor dich, ihr Urtheil zu empfangen;
Sie achtet es, doch fürchtet sie es nicht.
Des Guten Beifall wünscht sie zu erlangen,
Den Wahrheit rührt, den Flimmer nicht besticht;
Nur wem ein Herz, empfänglich für das Schöne,
Im Busen schlägt, ist werth, daß er sie kröne.

Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit schönern Phantasieen es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

Der Lenz erwacht, auf den erwärmten Triften
Schießt frohes Leben jugendlich hervor,
Die Staude würzt die Luft mit Nektardüften,
Den Himmel füllt ein muntrer Sängerchor,
Und Jung und Alt ergeht sich in den Lüften,
Und freuet sich und schwelgt mit Aug' und Ohr.
Der Lenz entflieht! Die Blume schießt in Samen,
Und keine bleibt von allen, welche kamen.

Semele

in

zwei Scenen.

Personen.

Juno.
Semele, Prinzessin von Theben.
Jupiter.
Mercur.

Die Handlung ist im Palaste des Kadmus zu Theben.

Erste Scene.

Juno

(steigt aus ihrem Wagen, von einer Wolke umgeben).

Hinweg den geflügelten Wagen,
Pfauen Junos, erwartet mein
Auf Cithärons wolkigtem Gipfel.

(Wagen und Wolke verschwinden.)

Ha, sei gegrüßt, Haus meines grauen Zornes!
Sei grimmig mir gegrüßt, feindselig Dach,
Verhaßtes Pflaster! — Hier also die Stätte,
Wo wider meinen Torus Jupiter
Im Angesicht des keuschen Tages frevelt!
Hier, wo ein Weib sich, eine Sterbliche,
Erfrecht, ein staubgebildetes Geschöpf,
Den Donnerer aus meinem Arm zu schmeicheln,
An ihren Lippen ihn gefangen hält!
Juno! Juno! Einsam
Stehst du, stehst verlassen
Auf des Himmels Thron!
Reichlich dampfen die Altäre,
Und dir beugt sich jedes Knie.
Was ist ohne Liebe Ehre?
Was der Himmel ohne sie?

Wehe, deinen Stolz zu beugen,
Mußte Venus aus dem Schaume steigen!
Götter bethörte,
Menschen und Götter ihr zaubrischer Blick!
Wehe, deinen Gram zu mehren,
Mußt' Hermione gebären,
Und vernichtet ist dein Glück!

Bin ich nicht Fürstin der Götter?
Nicht Schwester des Donnerers,
Nicht die Gattin des herrschenden Zeus?
Aechzen nicht die Achsen des Himmels
Meinem Gebot? Umrauscht nicht mein Haupt die olympische Krone?
Ha, ich fühle mich!
Kronos' Blut in den unsterblichen Adern,
Königlich schwillt mein göttliches Herz.
Rache! Rache!
Soll sie mich ungestraft schmähen?
Ungestraft unter die ewigen Götter
Werfen den Streit, und die Eris rufen
In den fröhlichen himmlischen Saal?
Eitle! Vergessene!
Stirb und lerne am stygischen Strom
Göttliches unterscheiden von irdischem Staub!
Deine Riesenrüstung mag dich erdrücken,
Nieder dich schmettern
Deine Göttersucht!

Rachegepanzert
Steig' ich vom hohen Olympus herab.
Süße, verstrickende,
Schmeichelnde Reden
Hab' ich ersonnen;
Tod und Verderben
Lauern darin.

Horch, ihre Tritte!
Sie naht!
Naht dem Sturz, dem gewissen Verderben!
Verhülle dich, Gottheit, in sterblich Gewand!

(Sie geht ab.)

Semele (ruft in die Scene).

Die Sonne neigt sich schon! Jungfrauen, eilt,
Durchwürzt den Saal mit süßen Ambradüften,
Streut Rosen und Narcissen rings umher,

Vergeßt auch nicht das goldgewebte Polster —
Er kommt noch nicht — die Sonne neigt sich schon —

Juno (in Gestalt einer Alten hereinstürzend).

Gelobet seien die Götter, meine Tochter!

Semele.

Ha! Wach' ich? Träum' ich? Götter! Beroe!

Juno.

Sollt' ihre alte Amme Semele
Vergessen haben?

Semele.

Beroe! Beim Zeus!
Laß an mein Herz dich drücken — deine Tochter!
Du lebst? Was führt von Epidaurus dich
Hieher zu mir? Wie lebst du? Du bist doch
Noch immer meine Mutter?

Juno.

Deine Mutter!
Eh nanntest du mich so.

Semele.

Du bist es noch,
Wirst's bleiben, bis von Lethes Taumeltrank
Ich trunken bin.

Juno.

Bald wird wohl Beroe
Vergessenheit aus Lethes Wellen trinken;
Die Tochter Kadmus' trinkt vom Lethe nicht.

Semele.

Wie, meine Gute? Räthselhaft war sonst
Nie deine Rede, nie geheimnißvoll;
Der Geist der grauen Haare spricht aus dir;
Ich werde, sagst du, Lethes Trank nicht kosten?

Juno.

So sagt' ich, ja! Was aber spottest du
Der grauen Haare? — Freilich haben sie
Noch keinen Gott bestricket, wie die blonden!

Semele.

Verzeih der Unbesonnenen! Wie wollt' ich

Der grauen Haare spotten? Werden wohl
Die meinen ewig blond vom Nacken fließen?
Was aber war's, das zwischen deinen Zähnen
Du murmeltest? — Ein Gott?

Juno.

Sagt' ich, ein Gott?
Nun ja, die Götter wohnen überall!
Sie anzuflehn, steht schwachen Menschen schön.
Die Götter sind, wo du bist — Semele!
Was fragst du mich?

Semele.

Boshaftes Herz! Doch sprich:
Was führte dich von Epidaurus her?
Das doch wohl nicht, daß gern die Götter wohnen
Um Semele?

Juno.

Beim Jupiter, nur das!
Welch Feuer fuhr in deinen Wangen auf,
Als ich das Jupiter aussprach? — Nichts anders
Als jenes, meine Tochter — Schrecklich rast
Die Pest zu Epidaurus, tödtend Gift
Ist jeder Hauch, und jeder Athem würget;
Den Sohn verbrennt die Mutter, seine Braut
Der Bräutigam, die feuerflammenden
Holzstöße machen Tag aus Mitternacht,
Und Klagen heulen rastlos in die Luft;
Unüberschwänglich ist das Weh! — Entrüstet
Blickt Zeus auf unser armes Volk herab;
Vergebens strömt ihm Opferblut, vergebens
Zermartert am Altare seine Knie
Der Priester, taub ist unserm Flehn sein Ohr —
Drum sandt' zu Kadmus' Königstochter mich
Mein wehbelastet Vaterland, ob ich
Von ihr erbitten könnte, seinen Grimm
Von uns zu wenden — Beroe, die Amme,
Gilt viel, gedachten sie, bei Semelen — bei Zeus
Gilt Semele so viel — mehr weiß ich nicht,

Versteh' noch weniger, was sie damit
Bedeuten: Semele vermag bei Zeus so viel.

Semele (heftig und vergessen).

Die Pest wird morgen weichen — sag's dem Volk!
Zeus liebt mich! sag's! heut muß die Pest noch weichen!

Juno (auffahrend, mit Staunen).

Ha! ist es war, was tausendzüngiges Gerücht
Vom Ida bis zum Hämus hat geplaudert?
Zeus liebt dich? Zeus grüßt dich in aller Pracht,
Worin des Himmels Bürger ihn bestaunen,
Wenn in Saturnias Umarmungen er sinkt? —
Laßt, Götter, laßt die grauen Haare nun
Zum Orkus fahren — satt hab' ich gelebt —
In seiner Götterpracht steigt Kronos' großer Sohn
Zu ihr, zu ihr, die einst an dieser Brust
Getrunken hat — zu ihr —

Semele.

O Beroe! Er kam,
Ein schöner Jüngling, reizender, als keiner
Auroras Schooß entflossen, paradiesisch reiner,
Als Hesperus, wenn er balsamisch haucht,
In Aetherfluth die Glieder eingetaucht,
Voll Ernst sein Gang und majestätisch, wie
Hyperions, wenn Köcher, Pfeil' und Bogen
Die Schultern niederschwirren, wie
Vom Ocean sich heben Silberwogen,
Auf Maienlüften hinten nachgeflogen
Sein Lichtgewand, die Stimme Melodie,
Wie Silberklang aus fließenden Krystallen —
Entzückender, als Orpheus' Saiten schallen —

Juno.

Ha! meine Tochter! — Die Begeisterung
Erhebt dein Herz zum helikon'schen Schwung!
Wie muß das Hören sein! wie himmelvoll das Blicken!
Wenn schon die sterbende Erinnerung
Von hinnen rückt in delphischem Entzücken? —
Wie aber? Warum schweigst du mir

Das Kostbarste? Kronions höchste Zier,
Die Majestät auf rothen Donnerkeilen,
Die durch zerrissne Wolken eilen,
Willst du mir geizig schweigen? — Liebereiz
Mag auch Prometheus und Deukalion
Verliehen haben — Donner wirft nur Zeus!
Die Donner, die zu deinen Füßen
Er niederwarf, die Donner sind es nur,
Die zu der Herrlichsten auf Erden dich gemacht. —

Semele.

Wie, was sagst du? Hier ist von keinen Donnern
Die Rede. —

Juno (lächelnd).

Semele! Auch Scherzen steht dir schön!

Semele.

So himmlisch, wie mein Jupiter, war noch
Kein Sohn Deukalions — von Donnern weiß ich nichts!

Juno.

Fi! Eifersucht!

Semele.

Nein, Beroe! Beim Zeus!

Juno.

Du schwörst?

Semele.

Beim Zeus! Bei meinem Zeus!

Juno (schreiend).

Du schwörst?

Unglückliche!

Semele (ängstlich).

Wie wird dir? Beroe! -

Juno.

Sprich's noch einmal, das Wort, das zur Elendesten
Auf Tellus' ganzem großen Rund dich macht! —
Verlorene! das war nicht Zeus!

Semele.

Nicht Zeus?

Abscheuliche!

Juno.

Ein listiger Betrüger
Aus Attika, der unter Gottes Larve
Dir Ehre, Scham und Unschuld wegbetrog! —

(Semele sinkt um.)

Ja stürz' nur hin! Steh' ewig niemals auf!
Laß ew'ge Nacht dein Licht verschlingen, laß
Um dein Gehör sich lagern ew'ge Stille!
Bleib' ewig hier, ein Felsenzacken, kleben! —
O Schande! Schande! die den keuschen Tag
Zurück in Hekates Umarmung schleudert!
So, Götter! Götter! so muß Beroe
Nach sechzehn schwer durchlebten Trennungsjahren
Die Tochter Kadmus' wiedersehn! — Frohlockend
Zog ich von Epidaurus her; — mit Scham
Muß ich zurück nach Epidaurus kehren. —
Verzweiflung bring' ich mit! O Jammer! O mein Volk!
Die Pest mag ruhig bis zur zweiten Ueberschwemmung
Fortwüthen, mag mit aufgebäumten Leichen
Den Oeta übergipfeln, mag
Ganz Griechenland in ein Gebeinhaus wandeln,
Eh Semele den Grimm der Götter beugt.
Betrogen ich und du und Griechenland und alles!

Semele.

(richtet sich zitternd auf und streckt seinen Arm nach ihr aus).
O meine Beroe?

Juno.

Ermuntre dich, mein Herz!
Vielleicht ist's Zeus! Wahrscheinlich doch wohl nicht!
Vielleicht ist's dennoch Zeus! Itzt müssen wir's erfahren!
Itzt muß er sich enthüllen, oder du
Fliehst ewig seine Spur, gibst den Abscheulichen
Der ganzen Todesrache Thebens preis. —
Schau, theure Tochter, auf — schau deiner Beroe
Ins Angesicht, das sympathetisch dir
Sich öffnet — wollen wir ihn nicht
Versuchen, Semele?

Semele.
Nein, bei den Göttern!
Ich würd' ihn dann nicht finden —
Juno.
Würdest du
Wohl minder elend sein, wenn du in bangen Zweifeln
Fortschmachtetest — und wenn er's dennoch wäre —
Semele (verbirgt das Haupt in Junos Schooß).
Ach! Er ist's nicht!
Juno.
Und sich in allem Glanz,
Worin ihn der Olympus je gesehn,
Dir sichtbar stellte? — Semele! wie nun?
Dann sollte dich's gereuen, ihn versucht
Zu haben?
Semele (auffahrend).
Ha! enthüllen muß er sich!
Juno (schnell).
Eh darf er nicht in deine Arme sinken —
Enthüllen muß er sich — Drum höre, gutes Kind!
Was dir die redlich treue Amme räth,
Was Liebe mir itzt zugelispelt, Liebe
Vollbringen wird — sprich, wird er bald erscheinen?
Semele.
Eh noch Hyperion in Tethys' Bette steigt,
Versprach er zu erscheinen —
Juno (vergessen, heftig).
Wirklich? Ha!
Versprach er? heut schon wieder! (Faßt sich.) Laß ihn kommen,
Und wenn er eben liebestrunken nun
Die Arme aus einander schlingt nach dir,
So trittst du — merk' dir's — wie vom Blitz
Gerührt, zurück. Ha! wie er staunen wird!
Nicht lange lässest du, mein Kind, ihn staunen;
Du fährst so fort, mit frost'gen Eisesblicken
Ihn wegzustoßen — wilder, feuriger
Bestürmt er dich — die Sprödigkeit der Schönen
Ist nur ein Damm, der einen Regenstrom
Zurückepreßt, und ungestümer prallen

Die Fluthen an — Itzt hebst du an zu weinen —
Giganten mocht' er stehn, mocht' ruhig niederschaun,
Wenn Typheus' hundertarmiger Grimm
Den Ossa und Olymp nach seinem Erbthron jagte —
Die Thränen einer Schönen fällen Zeus —
Du lächelst? — Gelt! die Schülerin
Ist weiser hier als ihre Meisterin? —
Nun bittest du den Gott, dir eine kleine, kleine,
Unschuld'ge Bitte zu gewähren, die
Dir seine Lieb' und Gottheit siegeln sollte —
Er schwört's beim Styx! — Der Styx hat ihn gebannt!
Entschlüpfen darf er nimmermehr! Du sprichst:
„Eh sollst du diesen Leib nicht kosten, bis
„In aller Kraft, worin dich Kronos' Tochter
„Umarmt, du zu der Tochter Kadmus' steigest!"
Laß dich's nicht schrecken, Semele, wenn er
Die Grauen seiner Gegenwart, die Feuer,
Die um ihn krachen, dir die Donner, die
Den kommenden umrollen, zu Popanzen
Aufstellen wird, den Wunsch dir zu entleiden:
Das sind nur leere Schrecken, Semele —
Die Götter thun mit dieser herrlichsten
Der Herrlichkeiten gegen Menschen karg —
Beharre du nur starr auf deiner Bitte,
Und Juno selbst wird neidisch auf dich schielen.

Semele.

Die Häßliche mit ihren Ochsenaugen!
Er hat mir's oft im Augenblick der Liebe
Geklagt, wie sie mit ihrer schwarzen Galle
Ihn martere —

Juno (ergrimmt, verlegen bei Seite).

Ha! Wurm! den Tod für diesen Hohn!

Semele.

Wie? meine Beroe! — Was hast du da gemurmelt?

Juno (verlegen).

Nichts — meine Semele! Die schwarze Galle quält
Auch mich — ein scharfer, strafender Blick

Muß oft bei Buhlenden für schwarze Galle gelten —
Und Ochsenaugen sind so wüste Augen nicht.

Semele.

O pfui doch, Beroe! die garstigsten,
Die je in einem Kopfe stecken können!
Und noch dazu die Wangen gelb und grün,
Des gift'gen Neides sichtbarliche Strafe —
Mich jammert Zeus, daß ihn die Keiferin
Mit ihrer ekelhaften Liebe keine Nacht
Verschont und ihren eifersücht'gen Grillen,
Das muß Ixions Rad im Himmel sein.

Juno (in der äußersten Verwirrung und Wuth auf und ab rasend).
Nichts mehr davon!

Semele.

Wie, Beroe! so bitter?
Hab' ich wohl mehr gesagt, als wahr ist, mehr,
Als klug ist? —

Juno.

Mehr hast du gesagt,
Als wahr ist, mehr, als klug ist, junges Weib!
Preis' dich beglückt, wenn deine blauen Augen
Dich nicht zu früh in Charons Nachen lächeln!
Saturnia hat auch Altär' und Tempel
Und wandelt unter Sterblichen — die Göttin
Rächt nichts so sehr als höhnisch Nasenrümpfen.

Semele.

Sie wandle hier und sei des Hohnes Zeugin!
Was kümmert's mich? — Mein Jupiter beschützt
Mir jedes Haar, was kann mir Juno laiden?
Doch laß uns davon schweigen, Beroe!
Zeus muß mir heute noch in seiner Pracht erscheinen,
Und wenn Saturnia darob den Pfad
Zum Orkus finden sollte —

Juno (beiseit).

Diesen Pfad
Wird eine Andre wohl noch vor ihr finden,
Wenn je ein Blitz Kronions trifft! —

(Zu Semele.)

Ja, Semele, sie mag vor Neid zerbersten,
Wenn Kadmus' Tochter, Griechenland zur Schau,
Hoch im Triumphe zum Olympus steigt! —

Semele (leichtfertig lächelnd).

Meinst du,
Man werd' in Griechenland von Kadmus' Tochter hören?

Juno.

Ha! ob man auch von Sidon bis Athen
Von einem Andern höret! Semele!
Götter, Götter werden sich vom Himmel neigen,
Götter vor dir niederknien,
Sterbliche in demuthsvollem Schweigen
Vor des Riesentödters Braut sich beugen
Und in zitternder Entfernung — —

Semele (frisch aufhüpfend, ihr um den Hals fallend).

Beroe!

Juno.

Ewigkeiten — grauen Welten
Wird's ein weißer Marmor melden:
Hier verehrt man Semele!
Semele, der Frauen schönste,
Die den Donnerschleuderer
Vom Olymp zu ihren Füssen
In den Staub herunterzwang.
Und auf Famas tausendfach rauschenden Flügeln
Wird's von Meeren schallen und brausen von Hügeln —

Semele (außer sich).

Pythia! Apollo! — Wenn er doch
Nur erschiene!

Juno.

Und auf dampfenden Altären
Werden sie dich göttlich ehren,

Semele (begeistert).

Und erhören will ich sie!
Seinen Grimm mit Bitten söhnen,
Löschen seinen Blitz in Thränen!
Glücklich, glücklich machen will ich sie!

Juno (vor sich).

Armes Ding! Das wirst du nie. —
(Nachdenkend.)
Bald zerschmilzt — — — doch — garstig mich zu heißen! —
Nein! Das Mitleid in den Tartarus!
(Zu Semele.)
Flieh nur! Flieh nur meine Liebe,
Daß dich Zeus nicht merke! Laß ihn lang
Deiner harren, daß er feuriger
Nach dir schmachte —

Semele.

Beroe! der Himmel
Hat erkoren dich zu seiner Stimme!
Ich Glückselige! vom Olympus neigen
Werden sich die Götter, vor mir niederknien
Sterbliche in demuthsvollem Schweigen — —
Laß nur — laß — ich muß von hinnen fliehn!
(Eilig ab.)

Juno (siegjauchzend ihr nachblickend).

Schwaches, stolzes, leichtbetrognes Weib!
Fressendes Feuer seine schmachtenden Blicke,
Seine Küsse Zermalmung, Gewittersturm
Seine Umarmung dir! — Menschliche Leiber
Mögen nicht ertragen die Gegenwart
Deß, der die Donner wirft! — Ha!
(In rasender Entzückung.)
Wenn nur ihr wächsener sterblicher Leib
Unter des Feuertriefenden Armen
Niederschmilzt, wie vor der Sonne Gluth
Flockigter Schnee — der Meineidige,
Statt der sanften, weicharmigen Braut,
Seine eignen Schrecken umhalst — wie frohlockend dann
Will ich herüber vom Cithäron weiden mein Auge,
Rufen herüber, daß in der Hand ihm der Donnerkeil
Niederbebt! Pfui doch! umarme
Nicht so unsanft, Saturnius!
(Sie eilt davon.)

(Symphonie.)

Zweite Scene.

Der vorige Saal. Plötzliche Klarheit.

Zeus in Jünglingsgestalt. Mercur in Entfernung.

Zeus.

Sohn Majas!

Mercur (knieend, mit gesenktem Haupt).

Zeus!

Zeus.

Auf! Eile! Schwing'
Die Flügel fort nach des Skamanders Ufer!
Dort weint am Grabe seiner Schäferin
Ein Schäfer — Niemand soll weinen,
Wenn Sarturnius liebet —
Ruf' die Todte ins Leben zurück.

Mercur (aufstehend).

Deines Hauptes ein allmächtiger Wink
Führt mich in einem Hui dahin, zurück
In einem Hui —

Zeus.

Verzeuch! Als ich ob Argos flog,
Kam wallend mir ein Opferdampf entgegen
Aus meinen Tempeln — Das ergötzte mich,
Daß mich das Volk so ehrt — Erhebe deinen Flug
Zu Ceres, meiner Schwester — so spricht Zeus:
Zehntausendfach soll sie auf fünfzig Jahr'
Den Argiern die Halmen wiedergeben —

Mercur.

Mit zitternder Eile
Vollstreck' ich deinen Zorn — mit jauchzender,
Allvater, deine Huld; denn Wollust ist's
Den Göttern, Menschen zu beglücken; zu verderben
Die Menschen, ist den Göttern Schmerz — Gebeut!
Wo soll ich ihren Dank vor deine Ohren bringen,
Nieden im Staub oder droben im Göttersitz?

Zeus.

Nieden im Göttersitz! — Im Palaste
Meiner Semele! Fleuch! (Mercur geht ab.)

— — — — — — — — Sie kommt mir nicht entgegen,
Wie sonst, an ihre wollustschwellende Brust
Den König des Olympus zu empfangen?
Warum kommt meine Semele mir nicht
Entgegen? — Oedes — todtes — grauenvolles Schweigen
Herrscht rings umher im einsamen Palast,
Der sonst so wild und so bacchantisch lärmte —
Kein Lüftchen regt sich — auf Cithärons Gipfel
Stand siegfrohlockend Juno — ihrem Zeus
Will Semele nicht mehr entgegen eilen — —
(Pause, er fährt auf.)
Ha! sollte wohl die Frevlerin gewagt
In meiner Liebe Heiligthum sich haben? —
Saturnia — Cithäron — ihr Triumph —
Entsetzen, Ahnung! Semele — — Getrost! —
Getrost! Ich bin dein Zeus! der weggehauchte Himmel
Soll's lernen: Semele! ich bin dein Zeus!
Wo ist die Luft, die sich erfrechen wollte,
Rauh anzuwehn, die Zeus die Seine nennt?
Der Ränke spott' ich — Semele, wo bist du?
Lang schmachtet' ich, mein weltbelastet Haupt
An deinem Busen zu begraben, meine Sinnen
Vom wilden Sturm der Weltregierung eingelullt,
Und Zügel, Steu'r und Wagen weggeträumt,
Und im Genuß der Seligkeit vergangen!
O Wonnerausch! Selbst Göttern süßer Taumel!
Glückselig'e Trunkenheit! — Was ist Uranos' Blut,
Was ist Nektar und Ambrosia, was ist
Der Thron Olymps, des Himmels goldnes Scepter,
Was Allmacht, Ewigkeit, Unsterblichkeit, ein Gott
Ohne Liebe?
Der Schäfer, der an seines Stroms Gemurmel
Der Lämmer an der Gattin Brust vergißt,
Beneidete mir meine Keile nicht.
Sie naht — sie kommt — O Perle meiner Werke,
Weib! — Anzubeten ist der Künstler, der
Dich schuf — — Ich schuf dich — bet' mich an,

Zeus betet an vor Zeus, der dich erschuf!
Ha! wer im ganzen Wesenreiche, wer
Verdammet mich? — Wie unbemerkt, verächtlich
Verschwinden meine Welten, meine strahlenquillenden
Gestirne, meine tanzenden Systeme,
Mein ganzes großes Saitenspiel, wie es
Die Weisen nennen, wie das alles todt
Gegen eine Seele!

Semele (kommt näher, ohne aufzuschauen).

Zeus.

Mein Stolz, mein Thron ein Staub! O Semele!
(Fliegt ihr entgegen, sie will fliehen.)
Du fliehst? — Du schweigst? — Ha! Semele! du fliehst?

Semele (ihn wegstoßend).

Hinweg!

Zeus (nach einer Pause des Erstaunens).

Träumt Jupiter? Will die Natur
Zu Grunde stürzen? — So spricht Semele? —
Wie, keine Antwort? — Gierig streckt mein Arm
Nach dir sich aus — so pochte nie mein Herz
Der Tochter Agenors entgegen, so
Schlug's nie an Ledas Brust, so brannten meine Lippen
Nach Danaes verschlossnen Küssen nie,
Als jetzo —

Semele.

Schweig, Verräther!

Zeus (unwillig, zärtlich).

Semele!

Semele.

Fleuch!

Zeus (mit Majestät sie ansehend).

Ich bin Zeus!

Semele.

Du Zeus?
Erzittre, Salmoneus, mit Schrecken wird
Er wiederfordern den gestohlnen Schmuck,
Den du gelästert hast — Du bist nicht Zeus!

Zeus (groß).

Der Weltbau dreht im Wirbel sich um mich
Und nennt mich so —

Semele.

Ha! Gotteslästerung!

Zeus (sanfter).

Wie, meine Göttliche? Von wannen dieser Ton?
Wer ist der Wurm, der mir dein Herz entwendet?

Semele.

Mein Herz war dem geweiht, deß Aff' du bist —
Oft kommen Menschen unter Götterlarve,
Ein Weib zu fangen — Fort! Du bist nicht Zeus!

Zeus.

Du zweifelst? Kann an meiner Gottheit Semele
Noch zweifeln?

Semele (wehmüthig).

Wärst du Zeus! Kein Sohn
Des Morgennimmerseins soll diesen Mund berühren.
Zeus ist dies Herz geweiht — — — O wärst du Zeus!

Zeus.

Du weinest? Zeus ist da, und Semele soll weinen?
(Niederfallend.)
Sprich, fordre! und die knechtische Natur
Soll zitternd vor der Tochter Kadmus' liegen!
Gebeut! und Ströme machen gählings Halt!
Und Helikon und Kaukasus und Cynthus
Und Athos, Mykale und Rhodope und Pindus,
Von meines Winkes Allgewalt
Entfesselt, küssen Thal und Triften
Und tanzen, Flocken gleich, in den verfinsterten Lüften.
Gebeut! und Nord- und Ost- und Wirbelwind
Belagern den allmächtigen Trident,
Durchrütteln Posidaons Throne,
Empöret steigt das Meer, Gestad' und Damm zu Hohne,
Der Blitz prahlt mit der Nacht, und Pol und Himmel krachen,
Der Donner brüllt aus tausendfachem Rachen,
Der Ocean lauft gegen den Olympus Sturm,

Dir flötet der Orkan ein Siegeslied entgegen,
Gebeut —

Semele.

Ich bin ein Weib, ein sterblich Weib,
Wie kann vor seinem Topf der Töpfer liegen,
Der Künstler knien vor seiner Statue?

Zeus.

Pygmalion beugt sich vor seinem Meisterstücke —
Zeus betet an vor seiner Semele!

Semele (heftiger weinend).

Steh' auf — steh' auf — o weh mir armen Mädchen!
Zeus hat mein Herz, nur Götter kann ich lieben.
Und Götter lachen mein, und Zeus verachtet mich!

Zeus.

Zeus, der zu deinen Füßen liegt —

Semele.

Steh' auf!
Zeus thronet über höhern Donnerkeilen
Und spottet eines Wurms in Junos Armen.

Zeus (mit Heftigkeit).

Ha! Semele und Juno! — Wer
Ein Wurm?

Semele.

O unaussprechlich glücklich wär'
Die Tochter Kadmus' — wärst du Zeus — O weh!
Du bist nicht Zeus!

Zeus (steht auf).

Ich bin's!

(Reckt die Hand aus, ein Regenbogen steht im Saal. Die Musik begleitet die Erscheinung.)

Kennst du mich nun!

Semele.

Stark ist des Menschen Arm, wenn ihn die Götter stützen,
Dich liebt Saturnius — Nur Götter kann
Ich lieben —

Zeus.

Noch! noch zweifelst du,
Ob meine Kraft nur Göttern abgeborget,

Nicht gottgeboren sei? — Die Götter, Semele,
Verleihn den Menschen oft wohlthätige Kräfte,
Doch ihre Schrecken leihen Götter nie —
Tod und Verderben ist der Gottheit Siegel,
Tödtend enthüllt sich Jupiter dir!
(Er reckt die Hand aus. Knall, Feuer, Rauch und Erdbeben. Musik begleitet hier und in Zukunft den Zauber.)

Semele.

Zieh deine Hand zurück! — O Gnade, Gnade
Dem armen Volk! — Dich hat Saturnius
Gezeuget —

Zeus.

Ha! Leichtfertige!
Soll Zeus dem Starrsinn eines Weibes wohl
Planeten drehn und Sonnen stillstehn heißen?
Zeus wird es thun! — Oft hat ein Götterſohn
Den feuerschwangern Bauch der Felsen aufgeritzt,
Doch seine Kraft erlahmt in Tellus' Schranken!
Das kann nur Zeus!
(Er reckt die Hand aus, die Sonne verschwindet, es wird plötzlich Nacht.)

Semele (stürzt vor ihm nieder).

Allmächtiger! — O wenn
Du lieben könntest!
(Es wird wiederum Tag.)

Zeus.

Ha! die Tochter Kadmus' fragt
Kronion, ob Kronion lieben könnte?
Ein Wort — und er wirft seine Gottheit ab,
Wird Fleisch und Blut und stirbt und wird geliebt.

Semele.

Das thäte Zeus?

Zeus.

Sprich, Semele, was mehr?
Apollo selbst gestand, es sei Entzücken,
Mensch unter Menschen sein — Ein Wink von dir — Ich bin's!

Semele (fällt ihm um den Hals).

O Jupiter, die Weiber Epidaurus' schelten
Ein thöricht Mädchen deine Semele,

Die, von dem Donnerer geliebet, nichts
Von ihm erbitten kann —

Zeus (heftig).

Erröthen sollen
Die Weiber Epidaurus'! — Bitte! bitte nur!
Und bei dem Styx, deß schrankenlose Macht
Selbst Götter sklavisch beugt — wenn Zeus dir zaudert,
So soll der Gott in einem einz'gen Nu
Hinunter mich in die Vernichtung donnern!

Semele (froh aufspringend).

Daran erkenn' ich meinen Jupiter!
Du schwurest mir — der Styx hat es gehört!
So laß mich denn nie anders dich umarmen,
Als wie —

Zeus (erschrocken schreiend).

Unglückliche! halt' ein!

Semele.

Saturnia —

Zeus (will ihr den Mund zuhalten).

Verstumme!

Semele.

Dich umarmt!

Zeus (bleich, von ihr weggewandt).

Zu spät! Der Laut entrann! — Der Styx! — Du hast den Tod
Erbeten, Semele!

Semele.

Ha! so liebt Jupiter?

Zeus.

Den Himmel gäb' ich drum, hätt' ich dich minder nur
Geliebt! (Mit kaltem Entsetzen sie anstarrend.) Du bist verloren —

Semele.

Jupiter!

Zeus (grimmig vor sich hinredend).

Ha! merk' ich nun dein Siegfrohlocken, Juno?
Verwünschte Eifersucht! — O diese Rose stirbt!
Zu schön — o weh! — zu kostbar für den Acheron!

Semele.

Du geizest nur mit deiner Herrlichkeit!

Zeus.

Fluch über meine Herrlichkeit, die dich
Verblendete! Fluch über meine Größe,
Die dich zerschmettert! Fluch, Fluch über mich,
Daß ich mein Glück auf morschen Staub gebaut!

Semele.

Das sind nur leere Schrecken, Zeus, mir bangt
Vor deinem Drohen nicht!

Zeus.

Bethörtes Kind!
Geh — nimm das letzte Lebewohl auf ewig
Von deinen Freundinnen — nichts — nichts vermag
Dich mehr zu retten — Semele! ich bin dein Zeus!
Auch das nicht mehr — Geh —

Semele.

Neidischer! der Styx! —
Du wirst mir nicht entschlüpfen.

(Sie geht ab.)

Zeus.

Nein! triumphieren soll sie nicht. — Erzittern
Soll sie — und kraft der tödtenden Gewalt,
Die Erd' und Himmel mir zum Schemel macht,
Will an den schroffsten Felsen Thraciens
Mit diamantnen Ketten ich die Arge schmieden —
Auch diesen Schwur —

(Mercur erscheint in Entfernung.)

Was will dein rascher Flug?

Mercur.

Feurigen, geflügelten, weinenden Dank
Der Glücklichen —

Zeus.

Verderbe sie wieder!

Mercur (erstaunt).

Zeus!

Zeus.

Glücklich soll niemand sein!
Sie stirbt —

(Der Vorhang fällt.)

75

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

LG
S334
1885
v.1

Schiller, Friedrich
Werke